




UNIVERS



Erzählungen eines Unstäten.

Von

Moritz Hartmann.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

1858.

Le mie prigioni.

(Anstatt einer Vorrede.)

Der geneigte Leser wird schon nach Durchlesung der beiden ersten Bücher dieser Erzählungen erkennen, daß die Aufzeichnung derselben unter verschiedenen Absichten begonnen, weitergeführt und beschlossen worden, daß der Verfasser, mit einem Worte, im Verlauf der Arbeit den ursprünglichen Plan geändert hat. Für solches Aus-der-Rolle-fallen ist ein Schriftsteller seinem Publikum Rechenschaft schuldig.

Der ursprüngliche Titel „Reisememoiren", unter dem diese Skizzen zum größten Theile in der Kölnischen Zeitung erschienen sind, deutete es genugsam an, daß ich mannigfaltige, persönliche Erlebnisse aus verschiedenen Epochen und Gegenden habe liefern wollen. Vom Schicksal, wie ein abgerissenes Blatt, durch die verschiedenartigsten Länder und Verhältnisse umhergetrieben, glaubte ich mich mit dreißig Jahren

*

alt genug, um zu memoirenhaften Aufzeichnungen berechtigt zu sein; um so mehr berechtigt, als ich nicht eine persönliche Entwicklungsgeschichte, die Niemand interessirt, sondern Ereignisse und Begebenheiten, die an sich interessant schienen, habe geben wollen. Aber bald mußte ich mich überzeugen, daß auch dieses ohne Indiskretion nicht möglich war. Hätte ich das nicht selbst eingesehen, manche ängstliche, aus der Ferne kommende Bitte, doch ja Dieses und Jenes zu verschweigen, hätte mich darauf aufmerksam machen müssen. Gewisses Literatenthum unserer Zeit hat Freunde und Bekannte eines Schriftstellers leider zu solcher Aengstlichkeit berechtigt und ich war durch diese Bitten weniger beleidigt als gekränkt. Schon nach der Abfassung des ersten Buches sah ich es ein, daß ich Ton und Form ändern und manchen interessanten Stoff, den mir Erinnerung lieferte, aufgeben müsse, und ich ging so allmählich in die rein novellistische Weise über, bei der alle Gefahr der Bloßstellung lebender Personen vermieden wurde.

Dieser Gefahr wäre ich schwerlich entgangen, hätte ich die Aufzeichnungen unter denselben Verhältnissen fortgesetzt, unter denen ich sie angefangen; denn angefangen habe ich sie in einer Lage, in der ich mir selbst als todt und begraben habe erscheinen können,

abgelöst von allen alten Banden, getrennt durch unübersteigliche Hindernisse von Allem, was mich an die Vergangengeit knüpfte — ein lebendig begrabener, stiller Mann. Ich war aus dem Vaterlande verbannt und als Verbannter im Zellengefängnisse eines fremden Staates. Also war ich durch viele Dante'sche Höllenkreise von meiner Welt geschieden. Aber es giebt keinen Ort, der so geeignet wäre, alte Erinnerungen um sich zu sammeln, sich mit einem gewissen Behagen in die Vergangenheit zu ergehen, wie ein pensylvanisches Zellengefängniß, und ich finde nicht, daß Dante Recht hat, und „die Erinnerung glücklicher Zeiten in Elend" ist nicht der größte Schmerz, sondern ein Trost und eine Art von Weiterleben im Jenseits — ein Weiterleben, das sein Fegefeuer, seine Hölle, wie sein Paradies hat.

Herrn Minister Maupas danke ich diese Erfahrung. Louis Napoleon glaubte nach dem Staatsstreiche sich mit der wohlunterrichteten Polizeipräfektur nicht begnügen zu können und schuf sich ein Polizeiministerium. Aber das blutjunge und unerfahrene Polizeiministerium tappte um so mehr im Dunklen, als die altehrwürdige Präfektur auf den mit größerer Würde ausgestatteten Neuling eifersüchtig war und ihm alle Kanäle abschnitt, die seine Allwissenheit

nähren sollten. Das neue Polizeiministerium hatte nichts zu schaffen; in seinen weiten Räumen war es öde; menschenscheu und des Müßiggangs müde schlichen seine zahllosen Beamten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle umher. Sie sahen aus wie Schatten, die ziel- und zwecklos an den Ufern des Styx umherirren und die Erlösung erwarten; sie fühlten sich verdammt zu der unausstehlichen Qual, die Dante vergessen hat, zu der Qual des Ueberflüssigseins. Es war ein Ministerium besoldeter, aber überzähliger Beamten. An Maupas war es, sie zu erlösen, und wir waren die schwarzen Schafe, die er zum Erlösungsopfer auswählte. Er erfand eine Verschwörung, und in der Nacht des 3. Februars 1853 wurde die große Polizeirazzia vorgenommen und die mysteriösen Räume von Mazas verschlangen zweiundsechszig Unschuldige.

Ich schlief den Schlaf der Gerechten, als mit der ersten Morgendämmerung sämmtliche Diener des Hotels mit bleichen Gesichtern in die Stube stürzten, gefolgt von zwei Unbekannten mit Physiognomien von Monseigneurs. Monseigneur aber heißt in Frankreich ein Dietrich oder Diebesschlüssel, und der Ausdruck stammt aus jener guten alten Zeit, da die großen Herren anstatt der Diebe in die Häuser der armen

Bauern brachen. — Ich wollte mich erheben, aber die beiden Geheimnißvollen ersuchten mich im Bette zu bleiben, bis eine gewisse dritte Person, der Polizeikommissär, ankomme. Sie setzten sich an den Kamin, ließen ein Feuer anzünden und prüften mit durchdringenden Blicken jedes Möbel. Endlich kam der Polizeikommissär, ein Mann mit einem behaglichen Hausvatergesichte, der sich vor mein Bett stellte und mit der Miene eines Komödienfürsten, der seinen Stern zeigt, den Rock aufknöpfte und seine trikolore Schärpe sehen ließ. Darauf, wie auf ein gegebenes Zeichen, warfen sich die beiden Monseigneurs auf meine Bücher, und nachdem sie alle Titel geprüft, untersuchten sie ihr Inneres, ob nicht Papiere darin steckten; dann vertheilten sie sich in Stuben und Cabinet und schleppten alle möglichen Papiere auf einen Haufen zusammen, die der Kommissär musterte und aus denen er sämmtliche Briefe, die ein neueres Datum trugen, aussuchte und zusammenlegte. Dann suchte man in allen Winkeln und Verstecken nach Waffen, und da man nichts fand als einen Life preserver, ersuchte mich der Kommissär, mich schleunigst anzukleiden und ihm zu folgen — denn er verhafte mich im Namen des Gesetzes. Auf dieses Wort fingen die Diener, die an der Thür horchten, ein lautes

Geheul an, das sich in Schluchzen und Klagen verwandelte, als ich in der Mitte der Polizisten durch ihre Reihen schritt. Wie ich später erfuhr, hatte einer der Kellner, ein edler Sohn der Auvergner Berge, die heroische Idee, sofort eine Revolution zu machen und mich noch auf der Treppe der Polizeigewalt zu entreißen; aber ein besonnener Walter Fürst, wahrscheinlich ein Gothaer, hielt ihn von dem gewagten Unternehmen ab und rieth zu passivem Widerstand. Vor der Thüre erwartete uns ein großer, schwarzer, geschlossener Wagen, der bestimmt schien, ganze gesetzgebende Versammlungen aufzunehmen. In der Rue Faubourg Montmartre verließ uns der Kommissär sammt dem Wagen und übergab mich den beiden Agenten. Diese ersuchten mich, nun selbst einen Wagen zu miethen, da der Weg nach Mazas sehr lang und sie sehr müde seien, da sie die ganze Nacht gearbeitet hätten. Ich konnte aber ihrem Wunsche nicht willfahren; ich wollte meine Freiheit so lange als möglich genießen und noch etwas von der frischen Morgenluft einathmen. Denn wer konnte mir sagen, für wie lange Zeit ich der Gefangenschaft, welchem Schicksal überhaupt ich entgegen ging? Wir lebten in der Zeit der Transportationen und die Justiz war so reformirt, daß selbst das unschuldigste

Gewissen sich nichts zu prophezeihen wagte. So wanderten wir denn zu Fuße die Boulevards entlang. Paris ist am frühen Morgen nicht lieblich anzusehen; es gleicht da einer alten Kokette, die man vor der Toilette überrascht, ehe sie ihr Roth aufgelegt. Dennoch schien es mir in diesem Augenblicke unendlich schön, und im Vorgefühl des engen Gefängnisses unendlich groß und weit, wie eine Welt. „Zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel“ zog ich frohen Muthes weiter und hörte kaum auf die Vorwürfe meiner beiden Schutzengel, die mich des Undankes anklagten. Sie hatten mich ja ausschlafen lassen, während sie einundsechszig Andere aus dem süßesten Schlafe und manche von diesen aus den Armen der Gattin, oder Geliebten gerissen haben. So sprechend freuten sie sich in der Erinnerung über die verschiedenen, sonderbaren, erstaunten, erschrockenen oder ergrimmten Gesichter, die sie in dieser Nacht zu sehen bekamen und ich dachte: auch dieser Stand hat seine Freuden. Und ich dachte ferner, daß die banalen Entschuldigungen wie: „Wir thun nur unsere Pflicht, gewiß mit schwerem Herzen“ 2c. nur leere Phrasen seien. — Auf der Höhe der Marais angekommen, wurden meine Begleiter schweigsamer; sie schienen mich ganz zu vergessen und sahen auf-

merksam, mit echtestem Späherblicke nach rechts und links. Das Trottoir war noch nicht sehr belebt; nur hie und da standen oder saßen einzelne Individuen, die mehr oder weniger überwacht und nichts weniger als gesetzmäßig aussahen. Bei unserem Herannahen ging mancher von diesen auf die Seite und aus unserm Wege. Manchem sah ich es an, daß er mich als einen Verhafteten erkannte und mich mit einem gewissen, wenn auch nicht theilnehmenden Interesse betrachtete, während auf den untern Boulevards keiner der Vorübergehenden errieth, daß ich mich in einer ausnahmsweisen und nicht beneidenswerthen Lage befand. Jetzt ging ich durch ein Publikum, das für Dergleichen ein geübtes Auge hatte und meine Begleiter zu würdigen verstand. Auch diese ihrerseits kannten so manches Gesicht, das uns von der Seite ansah, und sie warfen sich von Zeit zu Zeit einen Blick oder auch ein unverständliches Wort zu. Vor einer Weinkneipe stand ein Jüngling mit sehr verwegenem Gesichte, die brule-gueule im Munde, die Kappe auf der Seite. Als wir herankamen, schlug er die Arme in einander, wie Napoleon, und sah uns unverwandten Auges an. „Der ist bald reif," sagte lachend der Eine meiner Begleiter und der andere rieb sich die Hände. „Was wollen

Sie damit sagen?“ fragte ich. — „Nun,“ antwortete er, froh wie ein Landmann bei der Aussicht auf eine gute Ernte, „nächstens haben wir nur zu schütteln und dieser Knabe fällt uns von selbst in den Rachen. Aber,“ fügte er nachdenklich hinzu, „er hat une Forte Sorbonne.“ — Sorbonne heißt in der Diebessprache der Kopf, der Geist — gewiß ein Kompliment für die Pariser Universität. Ich habe nie gehört, daß unsere Prager Diebe den Geist Carolina genannt haben; nicht einmal Ferdinandeum, und das Ferdinandeum heißt doch zugleich das Jesuitenkloster.

Endlich auf dem Platze der Bastille — wozu hat man sie niedergerissen? — wozu hat man die Julisäule errichtet? — so viel Arbeit um ein Leichentuch! — Endlich tauchten die schwarzen Mauern des Gefängnisses von Mazas empor. Ich ging graden Weges auf das Thor los, aber meine Begleiter machten mich auf eine Kneipe aufmerksam, die unweit vom Thore liegt, und fragten mich, ob ich nicht noch ein Frühstück einnehmen wollte. Auf meine verneinende Antwort gaben sie mir den Wunsch zu erkennen, daß sie sich selbst gern an einem petit verre erquicken wollten. So treue Begleiter verdienten einen kleinen Lohn und ich trat mit ihnen ein. Niemals werde ich das teuflische Gelächter vergessen,

mit dem uns das Weib hinter dem Schenktische empfing: „Aha!“ rief sie, „habt ihr den Vogel im Neste erwischt!“ Und das in Gegenwart des gefangenen Vogels. Lachend schenkte sie den Cognac ein, und die Beiden, froh einer solchen Würdigung, von Seiten des schönen und zarten Geschlechtes, fingen aufs Neue an, von der rude besogne dieser Nacht wie von großen Thaten zu erzählen.

Zehn Schritte führten aus der Kneipe ins Gefängniß. Ein eisernes Gitter öffnete sich rasselnd; meine Begleiter nahmen ernste und unterwürfige Amtsmienen an und führten mich, rechts vom Eingang, in die Stube des Greffiers, der so früh schon mit der Feder in der Hand da saß und sehr verschlafen und verdrießlich aussah. Es war mir als sollte ich ihn für seine Bemühung um Verzeihung bitten. Man stellte mich unters Maaß, man fragte mich nach Namen, Stand, Wohnung, Charakter und beschrieb mich so genau, als sollte mir ein Paß nach Nukahiwa ausgestellt werden. Die Polizeiagenten entfernten sich und es nahm mich ein Gefangenwärter in Empfang. Er öffnete eine Eisenthüre und schob mich durch. Ich stand in einer weiten Halle, in welcher mehre uniformirte Gefangenwärter auf und ab gingen. Einer derselben führte mich durch die

Halle, rief eine Nummer und es kam ein anderer College, der vor sich hinmurmelte: „Noch Einer! aber das ist ja ein wahrer 2. Dezember!“ Dieser Reflexionsmensch führte mich schweigend durch einen der langen Strahlen des in Sternform gebauten Gefängnisses. Rechts und links reihten sich dreifach übereinander die unzähligen stummen Thüren der Zellen und längs der Thüren liefen lange Gallerien mit Eisengittern hin. Ueber eine Treppe gelangte ich auf die erste Gallerie, wo mein Begleiter wieder eine Nummer rief. Es kam einer der Gefangenwärter, die ewig und regelmäßig, wie Uhrpendel, vor den Zellenthüren auf und ab gehen, nahm mich in Empfang, steckte einen gewaltigen Schlüssel in ein gewaltiges Schloß — es rasselte, es krachte, die Thüre gähnte auf — ich stand in der stillen, einsamen, kahlen Zelle. Der Wärter untersuchte mich oberflächlich, fragte ob ich nicht schneidende Instrumente bei mir hätte, fügte hinzu, das sei nur für die Form und ging. Wieder krachte das Schloß und ich war allein.

Da stand ich, und blickte um mich und sah Nichts; denn die Zelle in ihrer Leerheit und Kahlheit war wie aus Nichts gebaut. Das kleine Bett mit dem kleinen Tischchen und dem Strohsessel ver-

schwanden in Eins mit diesem Nichts. Die Zelle war drei Schritte breit, sechs Schritte lang und außerordentlich hoch, so hoch, daß das kleine Fensterchen mit Gitter und Blende, nah an der Decke, wie ein ferner, beinahe ausgebrannter Stern letzter Größe erschien — wie der Zeidak, an dem der Araber ein gutes Auge prüft.

Müde und unausgeschlafen warf ich mich auf das Bett und setzte bald den Schlaf fort, aus dem ich so unangenehm geweckt worden war, und als ich erwachte, sah ich zwei fremde Gesichter, die mich mit Verwunderung ansahen. Es war der Gefängnißdirektor mit einem andern, wie es schien höhern Beamten. Sie fragten mich höflich, ob ich nicht irgend etwas zu sagen, zu bemerken, zu verlangen hätte? Ich dankte und fragte wieder, wann ich verhört werden solle? Die Herren wußten es nicht. Wie, sagte ich, ist es nicht Gesetz, daß man spätestens 24 Stunden nach der Verhaftung verhört werden solle? — „Nein, mein Herr, das ist nicht Gesetz in Frankreich." — „J'en suis faché pour la France" — Sie zuckten die Achsel, verbeugten sich und gingen.

Bald darauf huschte ein kleiner, blasser Abbé herein mit unzähligen, trostlos aussehenden Büchern unter dem Arme und fragte, ob ich nicht die Tröstungen

der Religion bedürfe? Ich dankte und er huschte noch schneller hinaus. Es sah aus, als wäre er durchs Schlüsselloch verschwunden.

Ich brauchte weniger Trost als Zerstreuung, und um diese zu finden, fing ich an, die Zelle aufs Neue und ins Einzelnste zu prüfen. Aber ach, sie blieb leer und kahl und dazu so schrecklich rein gehalten, daß alle Hoffnung auf ein freundschaftliches, durch den Usus der Gefangenen garantirtes Verhältniß mit einer Maus oder einer Spinne verschwand. Wie glücklich war ich, als ich endlich in einem Winkel eine Inschrift entdeckte. Sie war sehr lakonisch und doch erzählte sie mir in meiner Lage, an diesem ersten und allen folgenden Tagen, eine lange und rührende Geschichte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?“

„Oh mes amis!“

So war mir der Refrain gegeben, der immer wieder und wieder auftauchte, wenn ich die Zelle durchschritt oder bei einem Glase Wein — denn der Leser wird bald erfahren, daß ich im Gefängniß ein Sybaritenleben verführte — an die Freiheit und an die anderen fernen Freunde und Freundinnen dachte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent!“ seufzte

ich oft und fühlte eine unendliche Sehnsucht nach Amelie.

Plötzlich öffnete sich ein kleiner Schieber und wie ein Mährchen vom Tischlein decke dich erschien auf einem Brettchen ein kleines Töpfchen mit Fleisch, Suppe und einem großen Stück Brodes. Man tischte mir das Beste auf, das nach der Regel des Gefängnisses aufgetischt werden darf; aber der Topf und der hölzerne Löffel sahen sehr unappetitlich aus und ich vertröstete meinen Magen auf bessere Zeiten, die auch bald kamen; denn schon am nächsten Morgen erlaubte man uns unsere Kost vom Restaurant holen zu lassen und dieselbe mit zivilisirtem Messer, Gabel und Löffel zu verspeisen. Das Töpfchen an der Luke prüfend, entdeckte ich darüber ein kleines Loch in der Thür, in welchem sich ein kleines Glas befand, das beweglich und so geschliffen war, daß es wohl einen Einblick von Außen nach Innen, aber keinen Ausblick von Innen nach Außen gestattete. Ich war also von dem Hüter, dessen dumpfen Schritt auf der Gallerie ich hören konnte, beobachtet — ein höchst unangenehmes Gefühl selbst für ein reines Gewissen. Abends kam dieser Hüter herein, um die Gasflamme, die bis neun Uhr brennen durfte, anzustecken. Er hatte ein höchst gutmüthiges Gesicht und ich sah ihm

an, daß er sich gern in ein Gespräch eingelassen hätte; aber die Pflicht verschloß ihm den Mund. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sich die neuen Gefangenen in denselben Zellen befinden, welche am zweiten Dezember die Deputirten der Nationalversammlung aufgenommen hatten. In dieser Zelle, sagte er, wohnte der General Changarnier, unter dem ich in Afrika gedient habe. — Bist du ein alter Soldat, dachte ich, so werde ich dich schon zum Plaudern bringen. Und in der That ist mir das schon nach den ersten Tagen gelungen, und dieses um so leichter, als unsere Wächter sämmtliche neue Gefangenen für höchst wichtige Personen hielten. Denn unter uns befanden sich einige herzogliche und gräfliche Namen, deren Glanz in den Augen der naiven und von aller Welt abgetrennten Gefangenwärter auch die plebejischen vergoldete. Außerdem war offenbar Befehl gegeben, uns mit großer Rücksicht zu behandeln. Und da man in Frankreich gewohnt ist, dieselben Leute, die heute im Gefängniß sitzen, morgen in den höchsten Stellen prangen zu sehen und dies im Jahre des Heils 1853 mehr als je der Fall gewesen und wir außerdem die Zellen einnahmen, welche vor etwas mehr als einem Jahre von den berühmtesten Männern Frankreichs, alten

Ministern, ruhmgekrönten Generälen und Dichtern bevölkert gewesen — war es da nicht möglich, daß einige dieser mysteriösen Gefangenen dermaleinst und vielleicht bald mächtige Protektoren der armen Gefangenwärter abgeben könnten? Und in der That machte mir mein Argus bald wie einem Protektor den Hof, erzählte vom General Changarnier und Lamoricière, von seinen Schlachten und Abenteuern, von seinem kleinen Gehalt und von den vielen Kindern, die er zu ernähren hatte; ließ mich die Namen meiner Mitgefangenen errathen und schloß seine Reden gewöhnlich mit der Andeutung, wie schön es von mir sein würde, wenn ich ihn nach meiner Befreiung ebenfalls aus der Einsamkeit und langen Weile des Gefängnißlebens befreien und ihm z. B. eine Stelle als Garçon de bureau in irgend einem Ministerium verschaffen wollte. Meinen Versicherungen, daß er sich mit seinem Anliegen an den Unrechten wende, setzte er einen hartnäckigen Unglauben entgegen und ich ließ ihn am Ende, echt jesuitisch, in dem mir nützlichen Aberglauben stecken.

Schon am zweiten Tage erlangte ich die angenehme Ueberzeugung, daß man nicht gewillt war, uns hart zu behandeln. Man erlaubte mir an meine Freunde, freilich französisch und in ungesiegelten

Briefen zu schreiben und ihnen meine Verhaftung anzuzeigen und aus meiner Wohnung Kleider und Wäsche kommen zu lassen. Auf diese Briefe hin verwandelte sich mein Gefängniß bald und wie auf einen Zauberschlag zugleich in einen Garten, in eine Bibliothek und in eine lukullische Speisekammer. Blumensträuße und Töpfe kamen von allen Seiten; aus dem Gewächshause Daniel Sterns, des Verfassers der Februarrevolution, kamen sogar ganze Blüthenbäume und ich war gezwungen, meine Fensterluke Tag und Nacht offen zu halten, daß mich, wie Freiligraths Schöne, Blumenduft nicht tödte. Zwischen Blumen und Bäumen standen hohe Pfeiler aus Büchern aller Sprachen aufgeschichtet und zwischen Blumen und Bücherpfeilern, hold versteckt und wie Veilchen lockend, Weinflaschen aller Zonen, zeitvertreibende, herzerheiternde Genossen, und neben ihnen die materielleren Gesellen aus Chevets Magazinen, Pasteten mit Gansleber aus Straßburg und Trüffeln aus Perigord. Da saß ich ein gefangener

Epicuri de grege procus.

Ja wer jene Trösterin hätte sehen können, die man in profaner Sprache „Kaffeemaschine“ nennt und die, von der Spiritusflamme erhitzt, vor mir auf dem Tische stand und Lieder sang und Mährchen

erzählt, der hätte mich auch für einem beatus ille procul negotiis nehmen können.

Ach, ich war es nicht! Trotz Wein und Büchern drückte die Einsamkeit wie eine Bleikappe auf mein Hirn; ich lag auf einer unsichtbaren Folter, die mich reckte und dehnte und mir Löcher in die Stirn bohrte, aus denen alle fröhlichen Gedanken entflohen. Ich zählte die Tage, die Stunden, die Minuten; ich schritt meine sechs Schritte auf und ab, bis ich vor Schwindel nicht weiter konnte und aufs Bett fiel; ich kletterte mit Hilfe des Tisches und Stuhles, die ich auf einander thürmte, zu dem kleinen Fensterlein empor und betrachtete zwei und, wenn es hoch kam, drei Sterne auf dem Quadratfuß Himmel, der mir gegönnt war.

Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?
Oh mes amis!

Die Lokomotive im benachbarten Bahnhofe ließ mir keine Ruhe, ihr Pfiff, der einzige Ton, der zu mir gelangte, ging mir wie ein schneidendes Messer durchs Herz. Sie erzählte mir, wie zum Hohne, von Italien, dahin ihre Bahn geht, von der weiten, weiten Welt, und wie schnell man sich heute bewegt, und „daß ich bin gefangen.“

Der Abend, der dem Gefangenen willkommen

sein sollte, weil er wieder einen Tag begräbt, der Abend ist seine traurigste Zeit, denn er ist die Zeit der Sehnsucht, des gemüthlichen Zusammenseins. Dem Gefangenen wird die Sehnsucht zum Fieber. Man starrt die unbewegliche Mauer an, ob sie sich nicht doch öffnen wird, und bald hat man nicht übel Lust, seinen Kopf als Mauerbrecher zu gebrauchen. Alle die Gedanken, die man den Tag hindurch, über sich allein sitzend, aus Büchern geschöpft, alle die Phantasien, Wünsche, Hoffnungen, Sorgen, die man selbstquälerisch oder in glücklicher Selbstvergessenheit geweckt hat und die man im Zwiegespräche, im Austausche nicht loswerden konnte, erheben sich des Abends im wilden Gedränge und wollen heraus aus ihrem Gefängniß, heraus ins Leben, für das sie geprägt sind und arbeiten an ihren Schädelkerkerwänden, als wollten sie sie sprengen. Rettung! Rettung! Und die ist nella miseria die Erinnerung del tempo felice! Man schließt die Augen; heitere und traurige Bilder der Vergangenheit ziehen vorbei, man greift unwillkührlich nach der Feder, jenem Zauberstabe, um sie fest zu halten — und so begann ich, auf das Papier, das mir ein Kerkermeister geliefert, nachfolgende Erzählungen und Skizzen niederzuschreiben.

Eigentlich gehört nur so viel zu meiner Vorrede

und ich sollte mit einigen bescheidenen, an den Leser um Nachsicht gerichteten Bitten hier abbrechen — aber ich fühle mich gedrängt mie prigioni fortzusetzen, um dem Lande, das den Verbannten, trotz jener Haft, gastlich aufgenommen, das Zeugniß auszustellen, daß in seinem Schooße trotz Allem und Allem die freiheitlichen Ueberlieferungen nicht auszusterben vermögen und daß selbst der Gefangene der Früchte jenes humanen Instinktes genießt, der den Franzosen auszeichnet. Als ich meiner Haft entlassen war, hatte ich das Unglück, es vor einem Journalisten auszusprechen, daß ich drei Wochen im Gefängniß von Mazas einer dreistündigen Haft in irgend einem heimathlichen Gefängnisse vorziehe und das Wort lief durch mehrere Journale.

Ich hätte besser gethan, es vor einem Fremden nicht auszusprechen; da es aber einmal gedruckt ist, will ich es um so weniger ableugnen, als der Vorwurf, den es enthält, nicht eigentlich mein Vaterland trifft.

Ich will fortfahren, um jenen Ausspruch zu erhärten und zugleich allen jenen Bekannten und Unbekannten zu danken, die mich während der Zeit meiner Haft und später bei ähnlicher Gelegenheit durch die zartesten Aufmerksamkeiten, durch Hilfleistungen

aller Art, durch die lebhafteste Theilnahme für immer verpflichtet haben.

Erst drei Tage nach meiner Verhaftung wurde mir der Verhaftsbefehl zugestellt, der mir gesetzlich sogleich bei meiner Verhaftung hätte gezeigt werden sollen, und erst am fünften Tage wurde ich vor den Untersuchungsrichter geführt. Er empfing mich in einer etwas düsteren Stube vor einem lodernden Kaminfeuer sitzend, während hinter einem Gitter ein Schreiber mit der Feder in der Hand bereit war, das Wesentlichste meiner Aussagen aufzuzeichnen. Ich setzte mich auf einen am Kaminfeuer bereit stehenden Stuhl und das ganze Verhör nahm die Form eines freundschaftlichen Zwiegespräches an. Ich wurde zuerst über meine Verbindung mit dem Herzog von Rovigo und dem Grafen St. Priest, zwei eingefleischten Legitimisten, und dann über meine Bekanntschaft mit mehrern Orleanisten ausgefragt, und erkannte bald, daß Herr Maupas Republikaner, Legitimisten und Orleanisten auf das Naivste in Eine Verschwörung verwickelt hatte. Der Instruktionsrichter war sehr erstaunt, daß ich keinen der genannten Herren jemals gesehen haben sollte und daß ich auch nicht der geringsten geheimen Gesellschaft angehörte. Er schüttelte bedenklich den Kopf und ich sah ihm an,

daß das Schütteln nicht meinen Aussagen, sondern ganz und gar dem Polizeiministerium galt. Er hatte schon mehre, vielleicht die größere Zahl meiner Mitgefangenen gehört und war im Stande sich eine Meinung zu bilden. Auch sprang er bald von Verschwörung und geheimer Gesellschaft ab und kam auf Zeitungskorrespondenzen. Ich wurde verlegen, denn ich wußte, um was es sich handelte. Die französische Polizei war vorzugsweise gegen jene Korrespondenten ungehalten, welche die Heirath des Kaisers und bei dieser Gelegenheit die Gräfin Montijo angriffen und diese besonders suchte sie zu entdecken, um sie zuchtpolizeilich oder durch Ausweisung zu bestrafen. Nun schrieb ich um jene Zeit in der That, zwar nicht als regulärer Korrespondent, sondern aus Freundschaft für den Redakteur, von Zeit zu Zeit einen Bericht an eine gewisse norddeutsche Zeitung. Aber ich war vielleicht der Einzige unter allen oppositionellen Korrespondenten, der da glaubte nicht mit Hilfe persönlicher, gegen die schöne Gräfin gerichteter Angriffe Opposition machen zu müssen; ich wollte, daß man die Heirath als eine Privatangelegenheit Louis Napoleons und die Gräfin Montijo als Weib behandele, und habe in diesem Sinne sogar für sie und gegen manche Verläumdung eine Lanze gebrochen.

So hätte ich mir mit einem Worte und der Wahrheit getreu vielleicht sofort die Freiheit erwerben können — aber durfte ich das? — sah es denn nicht aus, als strebte ich nach der Gunst des Hofes; durfte ich, in welcher Angelegenheit immer, als ein Freund des Staatsstreichhofes auftreten? — So war ich in der sonderbaren Lage, mich vor dem Verhörrichter zu einer Nothlüge gezwungen zu sehen, wo mir die volle Wahrheit unmittelbare Dienste geleistet hätte.

In den auf das Verhör folgenden Tagen erlaubte man mir täglich eine Stunde lang unter freiem Himmel, zwischen zwei Mauern, in einem zwanzig Schritte langen Gange zuzubringen. Ich hörte wohl, daß Leidensgefährten rechts und links von mir lustwandelten, aber ich konnte sie nicht sehen; von menschlichen Wesen bekamen wir bloß den Wächter vor dem eisernen Gitter am Ende der Allee und den andern Wächter auf der Höhe der Laterne, von wo aus er sämmtliche in Sternform auslaufende Alleen überschauen konnte, zu Gesichte. Der Wächter am Gitter verkürzte mir die Zeit mit Erzählungen aus der Belagerung von Danzig.

Bald kam auch die Erlaubniß zweimal in der Woche, während einer Stunde Besuch zu empfangen. Man empfing diese in einem weiten Sprechsaale,

der durch ein doppeltes Drahtgitter in zwei Hälften getheilt ist. Zwischen den Drahtgittern ist ein breiter, leerer Raum. In der einen Hälfte des Saales befinden sich in kleinen Logen, die kaum zwei Personen fassen können, die Besucher; in der andern Hälfte, in entsprechenden Logen, die Gefangenen. Man sieht seine Freunde nur in der Ferne und durch zwei Gitter; man kann ihnen nicht die Hand drücken und es ist einem zu Muthe, als wäre man durch Welten von ihnen getrennt. Es ist ein Gefühl, wie man es manchmal in einem schweren Traum hat; man will vorwärts, voll Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstand, aber man ist gebannt, festgewurzelt, keiner Bewegung fähig. Doch habe ich hinter diesen Gittern manchen schönen Augenblick genossen. Wie dunkel auch der Raum gewesen, ich konnte doch die Thränen sehen, die in übertriebener, darum nicht minder liebenswürdiger Besorgniß um mein Schicksal flossen. Da erschien auch das wohlthuende, wohlwollende Gesicht Ferdinand Hillers, daraus mir seine ganze schöne Symphonie „Es muß doch einmal Frühling werden!" wie aus einem ganzen Orchester in heiteren Fanfaren entgegengrüßte. Ich schwor es mir damals, ihm den Text zu einem Oratorium zu schreiben, nachdem sich seine musikalische Seele, die sich nur in Kompositionen

großen Styles genügen kann, wie der Hirsch nach Wasserquellen sehnte, und ich habe mir Wort gehalten. Möge er mit seinem „Saul" die Philister und prahlhänsigen Reklamegoliathe der Musik schlagen; — da kam auch der Minister der Republik, Herr Frélon, um mir seinen juristischen Rath und Beistand, und die liebenswürdige, geistreiche Madame Mohl, die Frau unseres gelehrten Landsmannes und die Freundin der Madame Recamier, um mir die Hilfe ihrer zahlreichen Verbindungen anzubieten. Und wie viele andere liebe Freunde und Freundinnen!

Endlich kam auch der Avocat General Herr Metzinger, den ich als eine Gerichtsperson durch kein Gitter getrennt empfangen durfte. Er unterrichtete mich, daß nun die Sachen so weit gediehen seien, um Freilassung gegen eine Geldkaution und auf Bürgschaft eines französischen Bürgers verlangen zu können. Sofort setzte ich das Gesuch auf, und nicht drei Tage vergingen, da, — es war schon gegen Abend — da hörte ich mit wunderbar geschärften Sinnen durch die dicke Kerkerthüre den herrlichen Ruf „Liberté!" — Die Riegel sprangen und Liberté! scholl es deutlich in meine Zelle. Und wie ich auf den Gang eilte und immer weiter die Treppe hinab und dem Ausgang entgegen, rief ein Posten dem

andern zu: Liberté und wie ein Echo scholl es weiter Liberté! bis der schöne Ruf an der letzten Gitterthüre verhallte: Liberté!

Da standen vor einem Fiaker meine beiden Bürgen, Ferdinand Hiller, und der seinen Grundsätzen allzeit getreue, seinen politischen Glaubensgenossen immer hilfreiche Banquier, Herr Leopold Königswarter, und fort gings mit verhängtem Zügel in die Freiheit.

Der ganze Riesenprozeß, der mit so viel Lärm angefangen, zerrann in Nichts; Verschwörung, geheime Gesellschaft, Korrespondentenverbrechen, Alles sank ins Wasser. Die ganze Affaire schrumpfte zu einer polizeilichen Verfolgung zweier der mit uns verhafteten Franzosen wegen schlechter Witze zusammen. Das Polizeiministerium hatte seine Unfähigkeit, seine Unkenntniß der Personen und der Verhältnisse bewiesen und zu unserer Genugthuung wie zur Freude der altehrwürdigen Polizeipräfektur war es kurze Zeit darauf vom Schauplatze verschwunden, um nicht wieder aufzutauchen. Wir hatten den Trost, daß unser Märtyrerthum doch zu etwas gut gewesen; nicht alle Märtyrer können das von sich behaupten.

Meine Blumen und Blüthenbäume haben wohl die Stuben meiner guten Kerkermeister geschmückt,

meine zurückgelassenen Pasteten und Weinflaschen ihre Abende erheitert. Möge ihnen beides wohl bekommen sein! — Aber wer Amelie gewesen, nach der ich mich in meiner Einsamkeit, von der Inschrift wie von einer Zauberformel gezwungen, gesehnt habe, konnte ich bis auf den heutigen Tag nicht erfahren.

Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?

* * *

Meiner Haft in Mazas und der freundschaftlichen Theilnahme gedenkend, deren ich mich damals von allen Seiten, selbst von Seiten der Kerkermeister, zu erfreuen hatte, erinnere ich mich durch eine natürliche Ideenverbindung jener anderen Zeit, da mich falsche Zeitungsgerüchte als von den Oesterreichern in Bucharest verhaftet betrauerten. In den Monaten September und October waren so viele wohlwollende Herzen um mich besorgt, waren so viele einflußreiche Personen, selbst große Kabinette und gekrönte Häupter meinetwegen in Bewegung gesetzt und in Anspruch genommen, und habe ich in Folge meines Schweigens während dieser ganzen Zeit später so viele Vorwürfe hören müssen, daß ich es als mein Recht wie als

Pflicht erachte, bei dieser Gelegenheit eine erklärende Erzählung meiner damaligen Schicksale zu liefern.

Am 9. August des Kriegsjahres 1854 mietheten wir, die Engländer Godkin, Capit. Maxwell und ich einen sechsspännigen Wagen, bedeckten ihn mit allen möglichen orientalischen Teppichen und erfüllten ihn mit Revolvers und Säbeln und Dolchen; dann ließen wir unsere Sais oder Pferdeknechte und unsern Koch zu Pferde steigen, warfen uns in den Wagen, nahmen wichtige Mienen an und setzten uns in Bewegung. Im vollsten Galopp ging es des Abends aus Giurgewo auf der Straße nach Bucharest vorwärts. Der Pomp war nothwendig erachtet, um den Militärposten, die Omer Pascha überall die Straße entlang aufgestellt hatte, zu imponiren. Omer Pascha, der eitelste aller kleinen Menschen, die es zu einer äußerlichen Größe gebracht haben, wollte nicht, daß irgend ein Europäer vor seinem wohlfeilen Triumphzuge in der Hauptstadt der Wallachei eintreffe und hatte seinen auf der Straße aufgestellten zahlreichen Piquets und kleinen Lagern den Befehl gegeben, keine europäische Maus durchzulassen.

Trotzdem trafen wir schon am andern Morgen glücklich in Bucharest ein. Unser Sechsgespann, unsere Teppiche und Waffen, unser berittenes Gefolge, unsere

europäischen Pässe und vor Allem Capitän Maxwell's Flüche hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die türkischen Posten nahmen uns, der Himmel weiß, wofür und ließen uns mit Murren und Brummen immer weiter gelangen, indem es jeder Posten dem nächstfolgenden überließ, es mit diesen gottverfluchten Giauren aufzunehmen und den Befehlen des Serdar-Ekerem nachzukommen.

Wir verbrachten in Bucharest, dieser Sybaritenstadt, einige fröhliche Tage, wir schliefen seit Monaten zum ersten Male wieder in weichen Betten und aßen zivilisirte Kost; ich, der Kranke der Gesellschaft, hatte mich bei einem Freunde, einem französischen Arzte, einquartirt und genoß der freundlichen Pflege seiner edlen Gastfreundschaft. Aber am 13. brach das Gewitter los, das der Serdar-Ekerem von Giurgewo aus gegen uns heraufbeschwor.

Während ich im entferntesten Theile der Alten Stadt sorgenlos die Antiquitäten, Statuen, Siegel, Ringe ꝛc., die der Hauptmann P. aus der ehemals römischen Erde der Wallachei gegraben hatte, betrachtete, erschien vor dem Hotel Belle-Vue ein Polizeioffizier an der Spitze einer Abtheilung theils berittener, theils fußgängerischer Polizeisoldaten und zeigte einen

Befehl vor, nach welchem er meine daselbst ebener Erde wohnenden Reisegefährten verhaften sollte. —

„Was? Verhaften? Uns? Engländer? Kommet heran, wenn Ihr es waget!“ —

So sprechend stellten sich die beiden Freunde mit ihren Revolvern bewaffnet an das offene Fenster, und die wallachischen Polizisten wagen es in der That nicht, sie anzugreifen. Man fängt zu parlamentiren an, aber die hartnäckigen Briten sind nicht im Geringsten gesinnt, sich zu ergeben. Da fällt es den Freunden ein, daß die ganze militärische Unternehmung und Belagerung des Hotels, da die Oesterreicher täglich erwartet wurden und bereits mehre höhere österreichische Offiziere in Bucharest eingetroffen waren, mir, dem österreichischen Flüchtling, gelten könnte. Mr. Godkin springt, immer den Revolver in der Hand, aus dem Fenster in den Hof, schwingt sich auf eines der zu einem Spazierritt bereit stehenden Pferde und sprengt durch die Menschenmenge, die sich indeß gesammelt hatte, in die Stadt, um mich aufzusuchen und mich von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Zwei Dorobanzen, d. i. tscherkessisch gekleidete Polizeisoldaten, sprengen ihm nach und suchen ihn zu verhaften; aber er hält sie mit seinem Revolver in respektvoller Entfernung. Leider

hat er mich in meiner Wohnung erst einmal besucht, und ist Bucharest, das den Segen der Straßennamen noch nicht kennt, überall und besonders im eleganten Viertel mit seinen vielen Gärten und Höfen ein ungeheures Labyrinth, und Mr. Godkin ist es nicht möglich mein Haus aufzufinden. So durchsprengt Mr. Godkin die Stadt nach allen Richtungen; an jeder Straßenecke erneuern die Dorobanzen den Versuch ihn festzuhalten; er schlägt sie immer wieder zurück. So sieht jede Straße den bewaffneten von Bewaffneten verfolgten Engländer und jede Straßenecke ein kleines Scharmützel. So geräth die ganze Stadt in Aufruhr; hier verhöhnt man die Verfolger, dort den Verfolgten; das Gerücht verbreitet sich, man habe sehr gefährliche Spione entdeckt; im Hotel Belle-Vue halte man mehre belagert, die sich auf Tod und Leben vertheidigen; schon sei Blut geflossen. Mehr durch Zufall als mit Absicht kommt Mr. Godkin zum Hotel Belle-Vue zurück, wo eben der Aga oder Polizeipräfekt, durch die Gerüchte alarmirt, eingetroffen ist. Er beschwört die Engländer sich freiwillig nach dem Stadtkommando zu Zadik Pascha zu begeben; denn von ihm sei der Polizei der Verhaftsbefehl zugekommen und dort werde sich die ganze Sache wahrscheinlich als ein Mißverständniß darthun.

Man weicht der höflichen Bitte; die bewaffnete Macht zieht sich zurück, die Engländer schnallen ihre Säbel um und reiten zu Zadik Pascha.

Einige Minuten später kam ich, nichts Böses ahnend, im Hotel Belle-Vue an und erfuhr die sonderbaren Vorgänge. Es war meine Pflicht, das Schicksal meiner Reisegefährten zu theilen, und ich begab mich auf die Commandantur, nicht ohne früher Herrn Plumet, den belgischen Consul, der damals auch England und Frankreich vertrat, von dem Vorgefallenen benachrichtigt zu haben. Auf der Commandantur war Alles in großer Aufregung. Zadik Pascha, der polnische Renegat, hatte nicht den Muth, die ergrimmten Engländer zu empfangen, und ließ seine Thüre von mehren Soldaten bewachen; dies hinderte nicht, daß er die mannigfachen Ehrentitel, welche die Engländer in ihrer Entrüstung ausstießen, und die Philippiken, die sie gegen ihn hielten, zu hören bekam. Der Pole scheint sich mit dem Feß türkisches Phlegma angeeignet zu haben und nahm die sonderbarsten Bezeichnungen seiner Person wie seines Charakters, die jeden anständigen Menschen beleidigt haben würden, ganz ruhig hin. Seine Adjutanten, meist Polen, welche die Engländer umstanden, schlugen beschämt die Augen nieder.

Die Engländer befahlen dann, daß man ihnen Tinte und Papier bringe, und man gehorchte mit einer Eile, als ob sie hier zu kommandiren hätten. Sie schrieben stehenden Fußes eine Protestation, die sie einem der Adjutanten hinwarfen, und dann eine Anzeige des Vorgefallenen an Lord Clarendon — beide durch höchst energische Ausdrücke prangend. Da stand ich armer, als Flüchtling und Deutscher doppelt Schutzloser und beneidete die Söhne einer großen Nation, die so auftreten konnten. Dann kam Herr Plumet, der, da ich einen Pariser Paß hatte, sich auch meiner annehmen wollte. Zadik Pascha, der ihn empfangen mußte, entschuldigte sich und schob alles auf Halim Pascha, der im Lager vor der Stadt en chef kommandirte. Man bat uns, uns dahin zu begeben, und als wir in die Wagen stiegen, setzten sich zwei Adjutanten Zadik Pascha's zu uns und waren die Wagen im Nu von Dorobanzen umgeben.

Wir konnten nicht sogleich in das Zelt Halim Paschas gelangen, da bereits Herr Plumet und Colonel Simons, militärischer Kommissär J. Majestät der Königin Victoria, mit dem Pascha unseretwegen unterhandelten. Vor dem Zelte ging Sir Steeven Lakeman, der schöne junge Held, damals Misar Pascha genannt,

und Commandant mehrer Cavallerieregimenter, mit großen Schritten, verschränkten Armen und gerunzelter Stirn auf und ab. „Wenn man hier Gentlemen so behandelt," rief er in das Zelt, „so werfe ich dem Padischa meinen Degen vor die Füße." — Die Soldaten kamen von allen Seiten zusammengelaufen, um die Gefangenen zu sehen und zu erfahren, was den jungen General so ungehalten machte. Endlich wurden wir eingeladen, vor Halim Pascha zu treten. Wir fanden einen kleinen, schmutzigen, blatternarbigen, triefäugigen Mann von thierischem Aussehen. In großer Verlegenheit betrachtete er bald den ihm von Omer Pascha zugekommenen Befehl, den er in Händen hielt, bald uns Drei, die er offenbar aufs Gläubigste in die tiefste Hölle hineinfluchte. Er wandte sich erst an Capt. Maxwell und bat ihn aufs flehentlichste, doch ja freiwillig nach Giurgewo zurückzukehren. Der Capitän versicherte, daß er nur gezwungen und gebunden dahin zurückkehren wolle. — Und Du? fragte der Pascha mit weinerlichstem Tone Mr. Godkin. — Ebenfalls! — Und Du? — Ebenfalls! — Halim Pascha ließ trostlos die Arme sinken und starrte das Papier an. — Herr Plumet begann seine Protestationen aufs Neue und berief sich auf die Verträge. Halim Pascha begriff das nicht und suchte

Herrn Plumet das Recht, gegen unsere Verhaftung Protest einzulegen, zu bestreiten und benutzte diese Gelegenheit uns von seinen geographischen, politischen und diplomatischen Kenntnissen einen hohen Begriff zu geben.

„In Stambul," sagte er mit der Würde eines deutschen Professors, „in Stambul giebt es einen Eltschi (Gesandten), in Vienna einen Eltschi, in Parisi einen Eltschi, in London einen Eltschi, in Petersburg einen Eltschi — Bucharreschti Eltschi jok — in Bucharest giebt es keinen Eltschi!" — Und triumphirend sah er zuerst uns, dann Herrn Plumet an. Dieser erklärte ihm, was ein Consul in Bucharest zu bedeuten habe, und auf's Neue blickte er verlegen und flehentlich in unsere Gesichter. Endlich erklärte er, über die Angelegenheit an Omer Pascha berichten zu wollen, und entließ uns provisorisch als freie Leute. Ob er wirklich berichtet, oder nicht — wir konnten es nie erfahren. Wir wurden nicht wieder behelligt.

Mittlerweile rückte die Zeit des österreichischen Einmarsches heran und ich hielt es für gerathen, mich auf türkischen Boden zurückzuziehen. Schon sehr leidend verließ ich Bucharest am 24. August, und am nächsten Tage fiel ich zu Giurgewo, keines

Gliedes mehr Meister, unter unsäglichen Schmerzen auf's Krankenbett. Ich sah die Minaretts von Rustschuck von meinem Fenster aus und konnte sie nicht mehr erreichen. Ohne die freundliche und landsmannschaftliche Pflege des preußischen Obersten in türkischen Diensten, Herrn von der Beck's, wäre ich in Giurgewo elendiglich zu Grunde gegangen. Er nahm mich in das ihm angewiesene Quartier auf und überließ mir seinen Strohsack; so hatte ich vielleicht das beste Lager, das in Giurgewo aufzutreiben war. Die Fenster des Hauses waren zerbrochen und die Mauern von Kanonenkugeln durchlöchert und voll Breschen. Auf dem Boden, rings um meinen Strohsack trieben sich Eidechsen und Kröten in großer Zahl umher und krochen manchmal über meinen Leib hin, der keiner abwehrenden Bewegung fähig war. Die russische Einquartierung hatte außerdem Milliarden kleiner, brauner, schwarzer und grauer Einwohner zurückgelassen. Die Cholera wüthete und mehrmals des Tages sah ich, wie man Leichen an meinem Fenster vorübertrug. Grach, der tapfere Vertheidiger Silistria's, mein Freund, war vor wenigen Tagen, am Vorabend seiner Vermählung mit einer antikschönen Griechin, in Rustschuck erlegen. Herrn von der Beck riefen oft seine Dienstpflichten

ab, oft die Grach'sche Verlassenschaft, die er zu ordnen hatte. So lag ich da in großen Schmerzen und in Einsamkeit den Tod erwartend. Mit den türkischen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäische Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gastfreund führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber sie waren nur auf dem Durchmarsch, und ich sah so eine Reihe nutzloser Qualen über mich dahingehen, da doch jeder seinen guten Willen bezeugen wollte. Der Eine hüllte mich in eiskalte, nasse Tücher, goß mehrere Eimer Wasser über mich, ließ mich liegen und marschirte weiter; der zweite bestrich mich mit Magneten und marschirte weiter; der dritte reckte und streckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen und marschirte weiter; der vierte brannte mich mit Sublimat und marschirte weiter; der fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Restchen Blut ab und marschirte weiter.

Erquicklicher waren die Besuche des jungen Nadir Pascha's, der zugleich Derwisch war und der liebenswürdigste Türke, den ich kennen gelernt. Wie milde, wie menschlich und gut und in wie schönen, poetischen Sätzen sprach er mir Trost zu, und wie gewann er mein Herz durch das Unbehagen, das er in dem nahen Kriegslärm empfand, und durch die Sehnsucht,

die ihn in seine Einsamkeit der thessalischen Berge zurückzog! Weniger wohlthuend, aber doch unterhaltend war der Besuch eines andern, eines gemeinen Derwisches, der sich betend an mein Lager setzte und mich zwang, seine Gebete mit einem fortwährenden „Amin! Amin!“ zu begleiten. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sein Gebet und blies mit vollen Lungen nach allen Weltgegenden, um die bösen Geister zu vertreiben.

Vom Westen her, auf der Donau, kamen die Oesterreicher; durch mehre Tage sah ich sie an meinem Fenster vorübermarschiren und ich erkannte meine Landsleute kaum; so schön und stattlich und leichtfüßig sahen sie in ihren neuen Uniformen aus! Es wurde mir um so unheimlicher in Giurgewo, als sich daselbst allerlei Gesindel umhertrieb, das jede Regierung zu jedem Dienste verwenden konnte — das zum Spioniren und Denunziren nicht zu gut war. So stieg denn von der Beck mit seinen Tschautschen und mit mehreren bekannten Europäern zu Pferde; einige türkische Soldaten hoben mich sammt dem Strohsack vom Boden und, umgeben von den bewaffneten Reitern, wurde ich durch das türkische Zeltlager, das Donauufer entlang, über die neue Schiffbrücke nach Rustschuck auf türkischen Boden

transportirt. Der Derwisch-Pascha hatte sich angeboten, im Falle sich ein Hinderniß dem Transporte entgegenstellen sollte, mit seinen Bataillonen auszurücken.

In Rustschuck wurde ich im Quartier eines Mannes abgeladen, den ich hier aus verschiedenen Gründen nur den amerikanischen General nennen will. Der amerikanische General hatte mir angeboten, mich nach Varna bringen zu wollen, und ich nahm das freundliche Anerbieten mit großer Freude an. Auf einer bulgarischen Thalika, jenem Reise-Marterwerkzeug mit seinen poligonen Rädern, wäre ich unfehlbar zu Grunde gegangen; zu Pferde zu steigen war eine Unmöglichkeit; eben so unmöglich war es, das Land ohne Begleitung zu durchreisen, denn die verzweifelten und brodlosen Baschibuschuks hatten sich mit jener Leichtigkeit, die sie in dieser Beziehung auszeichnet, in Räuber verwandelt und hielten alle Wege besetzt. Und doch mußte ich nach Constantinopel zurück, um mich zu pflegen und wo möglich meine durch und durch zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Der amerikanische General aber besaß eine zahlreiche Dienerschaft, zwei sehr schöne Kaleschen auf Federn und fünf prächtige Pferde, die er in der Wallachei eingekauft hatte, um damit in Stambul zu spekuliren.

Nach zwei Tagen, die ich brauchte, um von meinem Transporte über die Donau auszuruhen, setzten wir uns in Bewegung, und da der General seine Pferde schonen wollte, kamen wir erst drei Tage nach unserer Abreise von Rustschuck in Schumla an, ohne irgend ein Abenteuer, obwohl die Berge von Torlak von Heiducken bevölkert waren und wir in Torlak, das mit ihnen einverstanden war, übernachteten. Schumla fanden wir sehr verändert. Vor wenigen Wochen noch das Hauptquartier Omer Pascha's, der Sammelplatz aller europäischen Abenteurer, Offiziere und Touristen, die der Krieg herbeigelockt hatte, belebt durch die täglich wechselnden Neuigkeiten von der Belagerung Silistria's, und durch die Kouriere, die hin- und herflogen — war Schumla jetzt, da die türkische Armee über die Donau gegangen, die Russen das türkische Gebiet geräumt, die Alliirten den bulgarischen Boden mit dem der Krim vertauscht hatten, in sein voriges Nichts zurückgesunken. Kein Mittel, irgend eine Nachricht von Außen zu erhalten, kein Mittel, eine Zeile in die Ferne gelangen zu lassen. Nirgends ein europäisches Gesicht zu erspähen; die Stadt gehörte den Baschibuschuks, Kurden, schwarzen Arabern, Albanesen, Tunisern, die keinen andern Kampf zu bestehen hatten,

als den mit dem Hunger und mit der wildesten Verzweiflung. Alle Bande waren gelöst; man hörte nur von Morden und Plünderungen. Die Cholera wüthete schrecklich, da die verhungernden Einwohner, wie die verhungernden Baschibuschuks sich nur von den eben gereiften Weintrauben nährten. Jeden Augenblick konnten die Baschibuschuks kommen, um den Europäern, bei denen sie immer Geld, viel Geld voraussetzten, die Gurgel abzuschneiden — eine Kunst, in der sie sich täglich an armen Bulgaren übten.

In dieser Hölle, unter dem Messer der Baschibuschuks, von Cholera, Ruhr und Typhus belagert, abgeschnitten von aller Welt, so abgeschnitten, daß wir selbst von der Einschiffung der Alliirten nichts erfuhren, verbrachten wir nahe an zwei Wochen, da ein Pferd des Generals krank war und sein Wagen ausgebessert werden mußte. Mir war diese Verzögerung trotz Allem sehr willkommen; apathisch gegen die Gefahren, die mich umgaben, gefoltert von den unsäglichsten Schmerzen, dachte ich mit Schaudern an die Bewegung der Weiterreise. Zu der Krankheit, die ich mitgebracht, kamen noch kleine Anflüge aller der Krankheiten, die in Schumla heimisch geworden waren, und wenn ich schon sterben sollte, so wollte

ich doch lieber ruhig auf meinem Divan, als auf offener Heerstraße sterben. Der Tschorbatschi oder bulgarische Notable, bei dem wir eingekehrt waren, trat täglich an mein Lager, betrachtete mich mit prüfendem Auge und meinte, daß es wohl heute zu Ende gehen werde. Auch der amerikanische General verhehlte mir nicht, daß mich bereits eine hypokratische Maske schmücke — und die ganze Welt erschien mir als ein hypokratischer Maskenball. Durch mehrere Tage schrieb ich an einem kurzen Briefe, in dem ich von Freunden und Verwandten resignirten Abschied nahm; er war an dasselbe liebe Haus gerichtet, an dasselbe schöne Bellefontaine, in welchem ich jetzt, umgeben von Freundschaft und lieblicher Waldeinsamkeit, diese traurigen Erinnerungen mit frohem Herzen niederschreibe. Ich zerriß ihn und warf seine Fetzen, ungefähr zwei Wochen später, in einer stürmischen Nacht vom Bord des „Pharamund" in die Fluthen des schwarzen Meeres, der Leiche eines französischen Soldaten nach, die man auf Seemannsweise so eben bestattet hatte.

Der amerikanische General war selten zu Hause und ich wollte die Einsamkeit meiner letzten Tage und die Mußestunden, die mir manchmal der ermüdete Schmerz gönnte, benützen, um meine Samm-

lung bulgarischer Volkslieder, die ich vor Wochen begonnen hatte, zu vermehren. Ich schickte nach einem Schneider, meinem Freunde, der mir als lebendige Quelle des Volksgesanges gedient hatte; er war todt. Ich schickte in ein anderes Haus, das ich früher bewohnt hatte und dessen zwei Familien und drei Generationen manches Volkslied kannten — es war ganz und gar ausgestorben; der Herbstwind sang seine Trauerlieder durch die öden Räume.

Mein Tschorbatschi war ein zu würdiger Mann, als daß er sich als Volksliederquell hätte brauchen lassen; umsonst schlug ich an diesen Felsen. Aber ein Zufall entlockte ihm Töne.

Die eine Wand der Stube, in der ich lag, war ganz von einer mit Heiligenbildern bemalten Leinwand bedeckt; wie grell und grob auch die Farben auf dem Goldgrund aufgetragen waren, die unzähligen Köpfe hatten doch eine gewisse byzantinische Einfalt, die ansprach. Mein Tschorbatschi, mit unterschlagenen Beinen vor meinem Lager sitzend, bemerkte, wie ich das Gemälde aufmerksam betrachtete, und erklärte mir, daß an diesem Bilde eine große Heiligkeit hänge, da es direkt aus Jerusalem komme. Ein Pilger aus seiner Familie hat es ihm von dort mitgebracht. Jedes ordentliche orthodoxe Haus müsse

ein solches Bild aus Jerusalem besitzen, wenn es gedeihen und vor den Angriffen des Bösen gesichert sein soll. So kämen denn auch alljährlich unzählige solche Bilder aus Jerusalem in die Bulgarei. Leider, fügte er traurig hinzu, sei dieses Bild entweiht, er wisse nicht durch wen, da er in diesen Jahren so viele europäische Einquartierung gehabt; jedenfalls sei es ein Jude, Protestant oder Lateiner gewesen. Gott möge ihn verfluchen. So sprechend sprang er auf, schob den Divan von der Wand und zeigte mir, wie allen Heiligen der untern Regionen die Augen ausgestochen waren. Das Bild ist entweiht, geschändet; wo soll ich jetzt ein neues finden? Die Zeiten sind schlecht und Niemand wagt es die Heimath zu verlassen und in das heilige Land zu pilgern, und damit fing er mit einer Fistelstimme in melancholischen Molltönen einige Verse zu singen an, die meine Aufmerksamkeit erweckten, und da er sich selbst gestimmt hatte, war es mir nicht schwer, nach und nach einen ganzen Gesang aus ihm herauszupumpen. Es war ein Klagesang flüchtiger Bulgaren, wahrscheinlich aus den Russenkriegen der Jahre 1828 und 1829 stammend und vielleicht durch die Aehnlichkeit der Zeitläufe aufgefrischt in der Erinnerung des Volkes. Der Gesang lautet in ungefährer Uebersetzung wie folgt:

Sind es Rosen, sind es rothe Blüthen,
Die das Thal der Heimath so erfüllen?
Sind es braun und weiße Taubenwolken
Welche dort des Berges Haupt umziehen?
Ach, nicht Rosen sind es und nicht Blüthen,
Flammen sind es, Flammen, rothe Flammen,
Die das Thal der Heimath so erfüllen;
Und nicht braun und weiße Tauben sind es,
Welche dort des Berges Haupt umziehen!
Rauch ists, ungeheures Rauchgewölke,
Unsre Hütten, die verlass'nen, brennen.

Auf dem Berge stehn wir, wie Verirrte,
Hinterm Busch verborgen wie Heiducken,
Und verhungernd wie verlorne Schafe.
Wer die Dörfer ansteckt, sei verfluchet!
Ob es Moskowiten oder Türken,
Ob es Christen waren oder Heiden,
Daß sie Gottes ärgster Fluch betreffe,
Oder auch des Teufels bester Segen!
Mögen sie ertrinken in der Donau
Und zu Tausenden die Flut aufdämmen,
Bis sie dieses arme Land verschlinget!
Möge sie als angefaulte Leichen
Varna's wildes Meer ans Ufer treiben,
Daß die Lüfte von Verwesung dampfen!

Ach, was werden unsre Pilger sagen,
Die jetzt in Jerusalem verweilen
Und des Heilands goldne Füße küssen,
Wenn sie wiederkehren und die Dörfer
Alle wüst und ach, in Asche liegen.
Wenn sie wiederkehren mit den schönen
Heiligenbildern, welche dort sie kauften,
Schön gemalt in Farben und auf Stäbe

Aufgerollt, und keine Wand sie finden,
Dran die schönen Bilder aufzuhängen?

Groß ist dieses Land und fast unendlich.
Wer kann sagen, wo in künft'gen Tagen,
Wer kann sagen, ob in künft'gen Tagen
Unsre Hütten wieder sich erheben?
Ach, das Glück, es wächst nicht schnell wie Roggen,
Und es wächst am Wege nicht wie Unkraut,
Und nicht wie die liebe Sonne geht es
Nieder, wieder aufzugehen morgen.
Langsam wächst das Glück wie alte Bäume,
Langsam, langsam, oder niemals wieder.
Mit dem Blei im Leib fliegt noch der Falke,
Mit dem Unglück wandern wir noch weiter.

Lasse diesmal nicht den Winter kommen,
Lass' ihn nicht, o gnadenvoller Himmel!
Bann' ihn hinter deine dunklen Wolken,
Daß wir nicht erstarren in den Wäldern,
Denn kein Obdach haben unsre Kinder,
Und kein Obdach haben unsre Weiber,
Auch die Weiber höre, wie sie klagen:
Ach! kein Obdach haben unsre Männer!

Nichts gerettet als die Silbergroschen,
Welche unsre schönen, lieben Mädchen
Um den Hals anstatt des Schmuckes tragen.
Gebet uns die schönen Silbergroschen,
Gebet sie, ihr schönen, lieben Mädchen,
Daß wir Brod für unsre Kinder kaufen!
Nehmet sie, die schönen Silbergroschen,
Aber Brod ist nicht im Land zu haben,
Silber nicht für goldene Dukaten.
Traurig ist die Erde, traurig, traurig.

Wie das Heiligenbild, so erinnerte auch die Cholera meinen Tschorbatschi an ein altes Volkslied, das, wie er sagte, älter sein müsse als Sultan Abdul Hamid und sich auf die Pest beziehe, welche Pravadi, die Stadt zwischen Schumla und Varna, und andere Städte und Dörfer gänzlich entvölkert haben soll.

Ueber das Gebirge kam die Pest,
Hinter Stambul ist ihr schwarzes Nest.

Grün war das Gebirg und schön bethaut,
Aber es verdorrten Baum und Kraut.

Und das Heilkraut ist zuerst verdorrt,
All die kleinen Vöglein flogen fort.

Dann vom Berge schritt die Pest ins Thal;
In Pravadi fing sie an die Qual.

Klopfend ging sie dort von Haus zu Haus;
Leichen warf man auf das Feld hinaus.

Erst nur Türken traf ihr schwarzer Hauch,
Später traf er fromme Christen auch.

Auch die Raben flogen fort vom Schmaus,
Nur der Storch blieb auf dem leeren Haus.

Auch der Treue fiel zuletzt vom Dach
Und es fielen ihm die Jungen nach.

Schwarz vor Aerger ist die Pest zu sehn,
Einen schwarzen Schleier läßt sie wehn.

Sie ist eine stumme, alte Frau,
Welk ist ihre Brust, ihr Auge grau.

Nur wenn Jesus Christ in Schlummer fällt,
Steht sie auf und wandelt durch die Welt.

Als der Nordwind unsern Herrn geweckt,
Floh sie übers schwarze Meer erschreckt.

Am 2. October trug mich Abdul, der Arnaute, auf seinen Armen in den Wagen und wir verließen das unglückselige Schumla, an das ich so zurückdenke, wie ein erlöster Geist an das Fegefeuer zurückdenken mag. Einen lichten Punkt in dieser Erinnerung bildet besagter Arnaute, ein Moslem, der mich mit der Milde eines wahrhaft barmherzigen Bruders behandelte. Sonderbar, wie sich Milde, Barmherzigkeit, Mitleid so oft im Herzen einnisten, in denen man sie am wenigsten suchen würde. Où la vertu va-t-elle se nicher! — Abdul, schön wie ein Apollo und doppelt schön in seiner Albanesertracht, war erst zwei und zwanzig Jahr alt und hatte bereits mehrere Jahre unter den Räubern Albaniens zugebracht. Als Baschibuschuk an die Donau gekommen, hatte er sich unter türkischem Commando gelangweilt, war desertirt und in die Dienste des amerikanischen Generals getreten. Aus seinen naiven Erzählungen ging hervor, daß er als Räuber und Wegelagerer bereits mehr Köpfe abgeschnitten, denn als Soldat des heiligen und wahren Glaubens, und daß ihm Tödten und Sterben gleich-

gültige Dinge waren, hat er uns bewiesen. Eines Tages trat er anstatt mit zwei Pistolen im Gürtel mit vieren in unsere Stube und auf die Frage, wie er zu diesem Waffenvorrath gekommen, erzählte er uns ohne die geringste Gemüthsbewegung, daß heute Morgen sein Bruder, Baschibuschuk in Schumla, wegen irgend eines Verbrechens oder vielleicht in Folge eines Streites im Gefängniß erdrosselt worden. Die zwei Pistolen waren Abduls Erbtheil. Als wir vier Tage nach unsrer Abreise aus Schumla in Varna eintrafen, fand er in dieser Stadt einen andern Bruder; dieser macht ihn Vorwürfe, daß er Schumla verlassen, ohne den Todten gerächt zu haben. In seinem jugendlichen Leichtsinn hatte Abdul dieser heiligen Familienpflicht vergessen, aber die Vorwürfe seines Bruders erweckten plötzlich die ganze albanesische Vendettalust in seinem Gemüthe, er wüthete gegen sich selber als gegen einen Verworfenen, nahm vom amerikanischen General, an dem er mit der Treue eines Hundes hing, plötzlichen Abschied, lud seine Pistolen und lief nach Schumla zurück, um die heilige Pflicht der Blutrache zu erfüllen.

Die Herbstregen, die in der Bulgarei strömend vom Himmel fallen, hatten den Boden so sehr erweicht, daß unsere Fahrzeuge bis an die Achse in den Grund sanken. Der General wollte seine Pferde schonen und

wir konnten nur langsam vorwärts gelangen. Wir machten darum drei Nachtlager, immer auf hartem Boden. Der ganze Weg war in der Gewalt der Räuber, die wir in einzelnen Haufen bald im Gebüsch gelagert, bald aus weiter Ferne hoch zu Roß erblickten. In ihren verschiedenen orientalischen Trachten, mit den unzähligen Dolchen, Handscharen, Pistolen im Gürtel, mit den langen Flinten, die quer über den Rücken hingen, waren sie immer überaus malerisch anzusehen. Abdul, mit seinem geübten Auge, erkannte sie aus der größten Entfernung. Er erhob sich im Wagen, kniff die Augenlider zusammen, prüfte einen Moment und murmelte dann: Tschoch fäna Adam, d. i. „sehr schlechte Menschen.“ Wir wußten, was das zu bedeuten hatte und nahmen unsre Büchsen und Revolver zur Hand. Die Räuber ritten, meist in Häuflein von 5, 6—10 an uns vorbei und grüßten höflich. Diese Höflichkeit hatten wir theils unsern Revolvern zu danken, welche die Orientalen in jener Zeit kennen und achten gelernt hatten, theils unsrer Eigenschaft als Europäer. Die Räuber wußten ja nicht, wen sie vor sich hatten. Sie hätten sich leicht an irgend einer einflußreichen Person vergreifen können; die türkischen Autoritäten wären dann gezwungen worden, einzuschreiten, vielleicht hätten dann selbst die Franzosen in Varna Jagd auf

sie gemacht, während sie türkische und französische Autoritäten in Ruhe ließen, so lange sie nur arme Bulgaren plünderten und ermordeten. Daß sie dieses thaten, erfuhren wir in jedem Dorfe. Am Dewanh-See war einem armen Bulgaren, der mit einigem für Heu gelösten Geld heimkehrte, eine Stunde vor unsrer Ankunft an derselben Stelle der Hals abgeschnitten worden. Die dritte Nacht verbrachten wir in einem Dorfe, das, einen Negersklaven des Aga von Varna ausgenommen, von sämmtlichen Einwohnern verlassen war. Sie hatten sich mit ihren Habseligkeiten vor den Räubern in die Stadt und ins Gebirge geflüchtet. Am Eingang in das Dorf lag ein Bulgare mit durchschnittener Gurgel. Wir nahmen ein verlassenes Haus in Besitz, zündeten im Hofe ein Feuer an und wachten abwechselnd zu Zweien die ganze Nacht hindurch. Da saß ich neben Abdul und obwohl von körperlichen Schmerzen zerrissen, beobachtete ich ihn doch mit Interesse, wie er, dieser göttlich schöne Jüngling, mit Tigeraugen hinausspähte und offenbar einen Angriff heranwünschte, um Kampf und Blut zu genießen. Beim geringsten Geräusche erhob er sich und schlich mit Katzenschritten, das Gewehr in der Hand, in die Nacht hinaus, um mit enttäuschtem und traurigem Gesichte, die Achsel zuckend, zu mir zurückzukehren.

Mein Gefährte, wie die ganze Räuberromantik der letzten Tage erinnern mich noch an ein Volkslied, das auf diesem Boden gewachsen und dessen ich während meines ersten Aufenthaltes in der Bulgarei habhaft geworden:

Einen Wolf hab ich im Wald gefangen,
Auf dem Rücken ihn ins Dorf getragen,
Und im Dorf mit Fäusten ihn erschlagen,
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Dem Kawassen, der mich vor den Kadi
Schleppen sollte, hab ich mit dem kleinen
Messerchen die Gurgel abgeschnitten.
Zwei Pistolen trug er in dem Gürtel,
Und ein Schwert und einen Dolch daneben.
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Und mit einer alten, schlechten Flinte
Hab ich einen Aga aus der Mitte
Seiner fünfzehn trefflichen Trabanten
Wie ein Vöglein von dem Ast geschossen,
Daß noch heut drob die Heiducken jubeln
Und die Blinden heut noch davon singen.
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Aber dieses ist mein größter Ruhm,
Daß ich meiner schönen Heißgeliebten,
Als ich aus dem Dorfe flüchten mußte,
Als ich sie auf ewig meiden sollte,
Daß ich ihr mein Messer, dieses Messer,
Ohne Zucken in die schöne Brust stieß,
Ob sie gleich dabei so traurig blickte,
Daß ich mehr des Muths dazu bedurfte,

Als da ich den Wolf ins Dorf getragen,
Als da den Kawassen ich erschlagen,
Als da ich den Aga niederstreckte.
Daß mich der Geliebten Mord nicht schreckte,
Dieses ist mein allergrößter Ruhm.

Und da der Mond aufging und die Welt trotz allen Jammerns, trotz der Tausend von Franzosengräbern in meiner Nähe in lieblichste Poesie tauchte, gedachte ich des Liedes „von der schönen Nacht,“ das vielleicht von einem Jüngling wie mein Abdul herrührt, und ich setze es hierher, um aus der Räuberromantik mit einem melancholisch schönen Accorde herauszutreten.

Hoher Berg und tiefes Thal,
O, wie schön ist diese Nacht!
Selbst in Kerkerhaft verwacht,
Lindert sie mir meine Qual.

O wie schön ist diese Nacht!
O wie schön ist dieses Leben!
Könnt ichs nur der Einen geben,
Die so eben mein gedacht!

Daß sie eben mein gedacht,
Hoher Berg und tiefes Thal —
Das sagt mir des Mondes Strahl
Und die schöne, schöne Nacht.

Schön ist meine letzte Nacht,
Hoher Berg und tiefes Thal —
Mit dem ersten Morgenstrahl,
Werd ich grausam umgebracht.

Am 5. October schiffte ich mich in Varna ein und landete am 6. in Constantinopel. Hier beschäftigte ich mich zuvörderst mit meinen Hospitalangelegenheiten und erfuhr erst nach mehren Tagen, welche auf mich bezügliche Gerüchte durch die deutschen Zeitungen liefen. Jene Verhaftung in Bucharest hat sie wahrscheinlich veranlaßt und mein Schweigen während der wochenlangen Krankheit und während des Aufenthaltes an weltvergessenen, von aller Verbindung abgeschnittenen Orten hat sie unfreiwillig bestätigt. Dies zur Erklärung und zur Entschuldigung, daß ich durch mehre Wochen in den deutschen Zeitungen so vielen Raum einnahm, der interessanteren Gegenständen hätte gewidmet werden können.

* * *

Dieses abgethan könnte ich, die Privilegien moderner Vorreden benutzend, noch vieles über die kulturhistorische Bedeutung, über den tiefen Sinn, über die künstlerische Vollendung rc. rc. der nachfolgenden Erzählungen hinzufügen und bei dieser Gelegenheit emphatische Klagen darüber erheben, daß mich das deutsche Publikum noch immer nicht in meinem ganzen Umfange und nach Verdienst aner-

kannt. Ich thue es nicht, ich bitte einfach und mit aufrichtigem Herzen Publikum und Kritik um Nachsicht und versichere, daß ich nichts anderes zu liefern mir einbilde, denn zwei Bände kleiner Erzählungen, die vielleicht manches Unterhaltende bieten. Ich gehöre nicht zu jenen Schriftstellern, die in der Vorrede genau das Rezept angeben, nach dem die Bewunderung ihrer Werke zu brauen ist, während sie es selbst am deutlichsten fühlen müssen, wie sehr wir Epigonen sind und nur die Grube auszufüllen bestimmt sind, die zwischen der vergangenen großen Literaturepoche und einer andern zukünftigen klafft. Niemand betrügt sich selber, er sucht nur andere zu täuschen. Diese Herren gleichen sehr dem Helden eines uralten russischen Volksmährchens. Derselbe, nachdem er sich schon in seiner Jugend durch manche Rauferei und große Trinkgelage ausgezeichnet, faßt den Entschluß eine Pilgerfahrt ins heilige Land zu unternehmen. Unter tausend Mühen und Drangsalen gelangt er mit den Gefährten durch die Steppen und Weiten Rußlands ans Meer. Dort baut er Schiffe und nach einer Odyssee von Kämpfen und Abenteuern landet er mit den frommen Gefährten endlich an der Küste des gelobten Landes, an dem Ziele ihres eifrigen, frommen, unermüdlichen Strebens.

Sie kommen an den Jordanfluß; es ist heiß und der Held wirft seine Kleider ab, um ein Bad zu nehmen. Ein Gefährte ruft entsetzt: Du willst im Jordan baden? in den heiligen Fluthen, in denen unser Heiland getauft worden — das ist ja eine ungeheure Sünde! — Narr, erwiderte der Held, weißt Du denn noch nicht, daß ich an gar Nichts glaube!

Bellefontaine, 5. September 1857.

Moritz Hartmann.

Erstes Buch.

1.

Die Samaritanerin und die Patrioten.

Weit bin ich geritten,
Viel hab ich gesehn.
Volkslied.

Ja, weit bin ich geritten, viel hab ich gesehen, und manches Schöne habe ich erlebt. Mit zweiunddreißig Jahren reitet, sieht und erlebt man nicht mehr wie mit zwanzig Jahren. Man genießt nicht mehr den Augenblick wie früher, rein, ungetrübt, sorgenlos und abgetrennt von Vergangenheit und Zukunft. Man quält sich mit dem, was auf den Augenblick folgen soll, und müde von Zukunfts-Gedanken, fliegt man zurück zu jenen ungetrübten Momenten, um bei ihnen auszuruhen. Da verweilt man in schönen Landschaften vor hohen Bergen, in grünen Thälern, auf lachenden Seen, in lispelnden Wäldern, in einsamen Hütten, und die Staffage bil-

det man selbst, umgeben von schönen, kuriosen, tollen oder abenteuerlichen Menschen-Gesichtern.

Vor hohen Bergen in einem grünen Thale, die rauschende Adda hinter mir, stand ich im Morgensonnenscheine vor dem Wirthshause zu Madonna di Tirano und sah hinauf zu den kleinen Hütten, die wie Nester am Gesims an den höchsten Rändern der Berge klebten. Sie mutheten mich sonderbar und fremdartig, aber überaus friedlich und wohlthuend an. Müde von monatelangen Fußwanderungen in italienischer Sonne, kam es mir vor, als ob in diesen Hütten oben in der kühligen Luft gut ruhen wäre. Um bequemer hinauf sehen zu können, und um auf den Füßen fester zu stehen, stützte ich mein Felleisen mit dem Wanderstabe. Ach, der Wanderstab war schon kurz geworden und glich fast einem Marschallstabe. Im steinigen Boden des Karstes hatte er seinen Eisenbeschlag verloren, und seit damals wanderte ich jeden Tag ein Stück seiner Länge weg. Heute erschien er mir als ein trauriges Symbol des Lebens; damals — ich war zwanzig Jahre alt — amüsirte es mich, seine tägliche Abnahme zu beobachten; sie bewies mir ja, daß ich viel und immer weiter wanderte. Mein Reisesack aber war immer dicker geworden und hing immer schwerer und schwerer von meinem Rücken.

In Mailand hatte mir ein berühmter Bildhauer ein schönes Marmor-Basrelief geschenkt; das wurde mir zum Sisyphussteine; in Varenna pflückte ich von den drei Citronenbäumen eine ganze Menge grüner Früchte. Meiner Mutter wollte ich sie heim bringen, um ihr zu zeigen, wie weit ich gekommen mit hundert Gulden in der Tasche, und ihr so einen tröstlichen Begriff von meiner Zukunft geben. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie die Citronen von Tag zu Tag gelber wurden. In meinem Dorfe angekommen, werden sie just reif und golden genug sein, um als wirkliche Citronen anerkannt zu werden und der Mutter eine gute Limonade zu machen. Venedig hatte mich am wenigsten beschwert. Was wiegt ein Schnupftuch, selbst wenn der ganze Marcusplatz, die Piazetta, St. Marcus, Giorgio, Maggiore, Rialto, Frari rc. darauf gemalt sind?

So stand ich also dort vor dem Gasthause zu Tirano und stützte alle diese Reichthümer und meine ganze Reisegarderobe mit dem kurzen Wanderstabe und starrte in die Höhe. Der Wirth kommt zu mir, und sagt mit Wohlbehagen: Nicht wahr, gleich am Eingange ist es schön dieses Land?

Eingang? Land? Welcher Eingang? welches Land?

Nun, antwortete der Wirth, wissen Sie's nicht?

Da fängt mein Vaterland an, und ich bin ein Schweizer.

Wie, das ist die Schweiz? Per Bacco! und Corpo di Dio! rief ich, noch voll italienischer Reminiscenzen — hundert Schritte von der Schweiz bin ich, hundert Schritte vom Vaterlande des Schiller'schen Tell, und ich soll es nicht sehen? Ade, Wormser Joch und Tyrol und Andreas Hofer, ich gehe in die Schweiz!

Meinem Wirthe schmeichelte es sehr, daß ich Tyrol der Schweiz aufopfern wollte, und er machte sich schnell bereit, mir in der Ausführung meines Planes behülflich zu sein. Da ich, ohne Paß, wie ich war, durch die Douanen hundert Schritte vom Wirthshause nicht durchkommen konnte, wollte er mir einen Führer mitgeben, der mich auf Schmugglerpfaden über die Berge in das Thal von Brusio auf schweizer Gebiet geleiten sollte. Aber aus Grundsatz und Geldverlegenheiten schlug ich den Führer aus, ließ mir genau die Richtung der Schmugglerpfade angeben und machte mich sofort auf den Weg. Hinter Madonna di Tirano verließ ich die Straße des Wormser Joches und vertiefte mich in das Dickicht, das von den Fichtenwäldern des Berges hinab kriecht bis in das Thal. Aufwärts ging es und aufwärts.

Von den kahlen oder vorspringenden Felsen sah ich das Douanenhaus und die Grenzjäger, die dort umherlagen und der freien Schweizergränze entgegensahen. Da bückte ich mich und kroch so zu sagen auf allen Vieren, um von ihnen nicht bemerkt zu werden. Sie trugen schöne österreichische Flinten in den Händen und große Schnurrbärte. Daß sie grün angethan waren, das fand ich tückisch; leicht konnte Einer im grünen Gebüsche versteckt liegen, ohne daß ich ihn sah. Aber er wird doch nicht gleich schießen! Mehr als eine Stunde verging, ehe ich auf Umwegen, bald kriechend, bald klimmend, auf der Höhe des Berges ankam. Die Sonne war mir nachgestiegen und trieb mir heftige Schweiße aus, ohne daß ich es, in der Furcht vor den Jägern, recht gefühlt hätte. Oben dehnte sich ein ungeheures, kahles, ausgeschwemmtes Plateau vor mir aus. Ich wollte darauf weiter wandern, aber bald schnitt mir ein breiter Wildbach mit Murren und Schäumen den Weg ab. Er begnügte sich damit, mir die Richtung ins Thal zu zeigen, und so folgte ich ihm. Es ging abwärts nicht viel schneller als aufwärts. Zwar hätte ich in allerkürzester Frist auf den Grund kommen können, aber mit zerbrochenen Gliedern, und das wollte ich nicht. Steil aber fiel die Felswand,

so steil, daß der Bach, mein Führer, in einem großen und ungebrochenen Bogen bis hinab kam. Das war schön zu sehen; denn es wölbten sich vier und fünf Regenbogen über ihn, so daß er wie ein Triumphator unten anlangte, wo er sich mit den größeren Bächen, die das Thal durchbrausen, vereinigt. So thaten noch mehrere andere Bäche auf beiden Seiten des Thales. Mit ihren Regenbogen flatterten sie wie bunte Guirlanden von den Zinnen der Felsen ins Thal hinab. Die Nacht vorher hatte es gewaltig geregnet; sie hatten alle volle Betten und reiche Cascaden, und im Thal war ein großes Rauschen. Wie aber da hinab kommen, um all die Pracht vom geeignetsten Standpunkte aus zu betrachten? Die Schneehühner, Geier und anderes Gevögel mit ihren Flügeln schienen, wie sie mich umkreis'ten, ihren Spott mit mir zu treiben. Ich kroch, ich rutschte, ich kollerte, ich lief, ich fiel, und so kam ich endlich unten an — auf Schußweite von den Grenzjägern, aber auf Schweizerboden. Die ganze Strecke hätte ich auf gesetzlichem Wege bequem und in zehn Minuten zurücklegen können, und ich hatte zwei bis drei Stunden dazu gebraucht. Zu solchen Umwegen und Zeitverlusten zwingt das Gesetz den Fortschritt. Die Gränzjäger, wie sie mich den Berg hinabkollern

sahen, lachten und hoben lachend die Fäuste und drohten. Sie hatten gut drohen; ich wanderte weiter dem Fluß entgegen und seinen Quellen, die in der Republik Graubündens sprudeln. In diesem Felsthale brannte die Sonne noch heißer, und die Hitze wäre nicht zu ertragen gewesen, wenn nicht ein gütiger Windzug von Zeit zu Zeit von den Wasserfällen her eine Hand voll Wellenstaub geführt und um die glühende Stirn des Wanderers gehaucht hätte. Auf ziemlich gut gebahntem Wege ging es am hohen Ufer immer aufwärts. Den Namen des Dorfes, den ich zusteuerte, hatte ich vergessen, aber wohl hatte ich mir die Signori Trippi gemerkt, bei denen ich einkehren sollte. Der Wirth zu Madonna di Tirano hatte ihren Namen mit so viel Nachdruck und Verehrung ausgesprochen. So fragte ich einen Eselstreiber, ob es noch weit sei zu den Signori Trippi. Der verstand mich nicht, denn er sprach nur Romanisch; aber bei dem Namen Trippi machte er ein Gesicht voll Bedeutung, wies mit der Hand vorwärts und grüßte mich ganz ehrerbietig. Aehnliches begegnete mir mit einem schweizerischen Landjäger. Er zog die Mütze vor mir ab, sobald ich den Namen Trippi nannte, ohne sich, da er Eile hatte, auf weitere Erklärungen einzulassen. Ganz neugie-

rig, aber auch ganz müde kam ich im Dorfe Brusio an. Es erhebt sich auf einem kleinen Hügel mitten zwischen den ungeheuren Bergen; vom Abhange des einen blicken die Reste eines alten, gebrochenen Feudalbaues herab. Die Dächer sind schon ganz schweizerisch von Steinen bedeckt; hinten im Dorfe braus't der Bach, der sich hier in die Tiefe stürzt.

Am Eingange steht eine kleine Hütte, die ein einziges Gelaß hat. Nicht weiter konnte ich; in die erste Hütte wollte ich einkehren. Einladender Gesang scholl mir entgegen, und ich lehnte mich an das offene Fenster, um hineinzusehen. Da saß ein großes schönes Weib am Spinnrad und spann und sang. Ihr zu Füßen auf einen Schemel saß ein kleines Mädchen, das wickelte das Gespinnst von der Kunkel und begleitete die Mutter in der Terz. Sie sangen in romanischer Sprache ein sonderbares Lied, das klang bald wild wie ein Kriegslied, bald melancholisch wie ein Klagegesang. Das Spinnrad surrte mit, bald rascher, bald langsamer je nach dem Tacte des Liedes. Zwei Parzen waren sie, Mutter und Tochter; die traurige Dritte fehlte. Die Mutter war ungefähr wie das Lied, eine große und gewaltige Gestalt mit schönen großen und wilden Zügen. Das tiefschwarze Haar hatte sie in einen dicken Knoten ge=

ballt, den eine große Nadel mit zwei silbernen Knöpfen, nach italienischer Art, zusammenhielt. Wie sie sang und spann, lag über sie und die ganze Stube eine tiefe Ruhe ausgebreitet, selbst wenn sie an die wilden Stellen des Liedes kam. Die kleine Tochter glich der Mutter. Ich stand ruhig da und sah und hörte zu. Das Kind bemerkte mich zuerst, und da es plötzlich zu singen aufhörte, so bemerkte mich auch die Mutter und das Lied brach ab.

Sie stand sogleich auf, trat in die Thür und machte eine Geberde der Einladung, über ihre Schwelle zu treten. Wie sie dazu sprechen wollte, schien sie sich plötzlich zu besinnen. Sie sind ein Fremder, sagte sie in italienischer Sprache, wie soll ich zu Ihnen reden? — Ich bin ein Deutscher! — Sogleich fuhr sie in gutem Deutsch fort: Sie scheinen sehr müde; treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig ist, und ruhen Sie ein wenig aus. — Dabei nahm sie mir schon Stock und Reisesack ab und führte mich am Arm auf die anmuthigste Weise in die Stube. Ich gestand ihr, daß ich überaus müde, und erzählte ihr die Abenteuer meines Weges von Madonna bis Brusio. — Sie sehen ganz danach aus, sagte sie mit einem Blicke mitleidsvollster Theilnahme. Sie sind blaß und triefen doch von Schweiß. Davor muß

man sich hüten in diesem Lande, sonst kann man sich leicht aufs ärgste erkälten. So sprechend schob sie die Bank vom grünen Ofen weg an den Kamin; dort machte ihr Töchterlein auf den Wink der Mutter aus Hobelspänen und Reisig bereits ein Feuer an, das bald lustig loderte. Im Augenblicke sah ich mich von der gastlichsten, fast mütterlichsten Sorge umgeben. Ohne um Erlaubniß zu fragen, öffnete die Frau meinen Reisesack, legte die Citronen, die oben auf lagen, bei Seite, achtete das Basrelief keines Blickes und zog ein frisches Hemd hervor. Dann führte sie mich an das Feuer, schloß das Fenster, zog mir ohne Umstände Rock und obere Wäsche ab, rieb mir Brust und Rücken und reichte mir das frische Hemd. Dabei stand ihr das Kind hülfreich zur Seite und nahm ihr ab, was sie aus Händen legte oder verlangte. Das gethan, sagte sie: So, jetzt legen Sie Sich auf diese Bank, strecken Sich, wie Sie mögen, und ruhen aus. Sie brauchen das.

Es war mir wie ein Traum. Ich gehorchte und ließ mit mir machen, was ihr gefiel. Behaglich streckte ich mich auf die Bank und legte den Kopf auf das Kissen, das sie aus ihrem Bette genommen. Jenes süße Gefühl des Müden im ersten Momente der Ruhe überkam mich mit seiner ganzen holden

Gewalt. Dazu fühlte ich mich so wohl unter der Geschäftigkeit und in der Nähe dieses guten und schönen Weibes, dieser barmherzigen Samaritanerin. Schöner konnte ich im patriarchalischen Lande nicht empfangen, angenehmer in den schönen Täuschungen der Jugend, in den Träumen von Hedwig und Stauffacher, die mit uns aufwachsen, nicht bestärkt werden. Ich war also im gastlichen Lande! ich war in der Schweiz! Durch das Fenster winkten mir die alten Felsenhäupter, wehten mir die Cascaden die Bestätigung zu. Alle Sorge, wie ich mit meinen Rest von dreißig Gulden von Graubündten bis in mein böhmisches Dorf mich durchschlagen werde, schwand wie ein nichtiger Alp bei Tagesanbruch von mir. Mir war so wohl, so zwanzigjährig wohl!

Meine Wirthe schwiegen, wahrscheinlich um mich ganz der Ruhe zu überlassen; aber ich wollte die Stimme der schönen und guten Frau hören, und so fragte ich sie, was das für ein Lied gewesen, das sie vorhin gesungen.

Ein Lied der Schweizer-Soldaten in Rom, antwortete sie kurz.

Und was sagt es, dieses Lied?

Es sagt, daß die Schlacht etwas Schönes sei

für den Schweizer, aber daß die Heimat doch noch schöner.

Also Schweizer-Heimweh! dachte ich — auch das ist richtig.

Wie der Pariser das schweizerische Gletscherleuchten, die wilden Schluchten der Pyrenäen mit den Decorationen der großen Oper vergleicht, so fing ich an, alles, was mich umgab, was ich sah und erlebte, mit meinen belebtesten Idealen zu vergleichen, und ich fand große Aehnlichkeit. Und nicht nur äußerlich war diese Aehnlichkeit; es erfüllte mich ein Gefühl so tiefen Wohlbehagens, so vollendeter Befriedigung auf meiner harten Bank, wie ich mir vielleicht nie das Glück selbst vorgestellt hatte. Unwillkürlich schloß ich die Augen. Die schöne Frau war wieder zu ihrem Spinnrade zurückgekehrt, und es fing zu summen an. Sie mag gewohnt gewesen sein, zum Spinnen zu singen, und so summte sie leise, aber ganz leise, um mich nicht zu wecken, ein Lied vor sich hin. Wirklich war ich auch bald entschlummert, aber es kam zu keinem tiefen Schlaf. Die Bilder, die mich umgaben, die schöne Frau, die Wasserfälle, das stille Lied, das summende Spinnrad, das kleine Mädchen mit den sinnigen Augen, die den Fremdling so verwundert und so freundlich an-

geschaut — alles das spielte in meinen halbwachen Traum.

Dennoch mag ich endlich tief geschlafen haben. Denn als ich wieder die Augen aufschlug, fand ich die Scene in der Stube etwas verändert, ohne daß ich es früher gemerkt hätte. Meiner Wirthin zu Füßen, auf einem Schemel, saß der Landjäger, dem ich vorhin begegnet war, und half dem Kinde das Garn abwickeln, während der eine Fuß das Spinnrad der Wirthin in Bewegung setzte. Sein Gewehr lag auf der Uniform, die er abgelegt hatte, in einem Winkel. Sobald die Drei mich die Augen aufschlagen sahen, wurde das Lied, das sie zum Summen des Spinnrades leise gemurmelt, unwillkürlich lauter und lauter, bis es als ein schönes volles Trio, aus dem Alt der Frau, dem Sopran des Kindes und dem schönen Bariton des Mannes zusammengesetzt, die Stube erfüllte. Noch halb schlafend horchte ich zu und besah mir die friedliche Gruppe. Ich winkte dem Kinde, legte meinen Arm um seinen Hals und fragte: Das ist wohl dein Vater?

Nein, antwortetete das Mädchen etwas erstaunt, nein, das ist der Landjäger.

Wo ist denn dein Vater? fragte ich weiter, und ich hoffte, sie werde mir sagen, daß er auf den Ber-

gen sei und die Gemsen jage. Das Kind aber schwieg, sah sich verlegen nach der Mutter um und wiederholte die Frage: Wo ist denn mein Vater? Da verstummte das Lied der Frau und des Landjägers mit Einem Male. Die Frau schwieg, der Landjäger aber antwortete rasch: Dein Vater ist in Rom gestorben!

Das Lied wurde nicht weiter gesungen, und eine unheimliche Stille herrschte in der Stube. Verlegen, denn ich fühlte, daß ich etwas Schlimmes gethan mit meiner Frage, erhob ich mich, um mich anzukleiden und an meine Wanderung zu denken. Sogleich erhob sich auch die Wirthin, von deren Angesichte jede Verlegenheit schnell entschwunden war, und fragte mich mit derselben Freundlichkeit, mit der sie mich aufgenommen, ob sie mir nicht etwas zu essen anbieten dürfe. Aber der Landjäger antwortete für mich: Verderbt dem Herrn nicht seinen Appetit, Margarethe; er geht zu den Signori Trippi, die werden ihm Besseres auftragen.

Wieder bemerkte ich, daß der Name der Signori Trippi einen respectvollen Eindruck machte, und neugierig, die Allgeachteten kennen zu lernen, machte ich mich nun wirklich bereit, aufzubrechen. Indessen wurde noch Manches hin und her geredet,

und die Wirthin erfuhr, daß ich meine Rückreise nach Deutschland über Zürich nehmen wolle. Sie blieb einen Augenblick im Nachdenken versunken, dann sagte sie einige leise Worte zum Landjäger, der bald darauf Gewehr und Uniform nahm, mir die Hand drückte und sich entfernte. Sobald er die Hütte verlassen hatte, wandte sich Margarethe zu mir und sagte mit einem Ausdruck voll bittender Bescheidenheit: Wäre es dem Herrn beschwerlich, mir einen Brief nach Zürich mitzunehmen?

Meine liebe Frau antwortete ich, was kann mir lieber sein, als Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen, da Sie so gut und freundlich gegen mich gewesen sind?

Sie sind ein guter Mann, versetzte sie darauf, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Commission gut bestellen werden. Aber ich habe noch eine andere Bitte. Meine Tante in Zürich versteht weder Romanisch noch Italienisch. Ich sollte ihr Deutsch schreiben, und das habe ich nicht in der Uebung. So wollte ich Sie bitten, selbst den Brief zu schreiben, den ich Ihnen mitgeben will.

Schon suchte ich mein Reiseschreibzeug hervor, und schon saß ich bereit am kleinen Tische, von welchem das kleine Mädchen Kunkel, Garn und Hanf

wegräumte. Wie sie das gethan, ging sie auf einen Wink der Mutter aus der Stube, und ich saß allein mit Margarethe am Tische, die Feder in der Hand und auf ihr Dictiren wartend. Margarethe stützte ihre Stirn in die Hand, war nachdenklich, sah mich oft und lange an, wollte beginnen, hielt wieder ein, sah mich wieder an und dictirte mir endlich, offenbar nach einigem Widerstreben, oft zaudernd, folgende abgebrochene Sätze:

„Liebe Tante!

„Ein guter Mann aus Deutschland will diesen Brief an Dich nach Zürich mitnehmen. Du hast mir versprochen, das Kind zu Dir zu nehmen, wenn es sich zeigt, daß es verständig, gut und willig zur Arbeit wird. Das ist. Meine Pepita ist verständig, gut und willig zur Arbeit. So will ich, daß sie fortgehe in die Fremde; denn hier ist noch immer Schande auf mir, und es wird so bleiben. Sie soll es noch nicht erfahren; wenn sie aber im Orte bleibt, wird sie es erfahren mit ihrem Verstande und zuletzt Leid haben. Dort aber wird es Niemand wissen, denn es sind viele Berge zwischen hier und Zürich. So laß es mich wissen, ob ich Dir meine Pepita bringen soll nach

Ostern oder gegen Pfingsten. Ich werde Dir von Herzen danken. Deine treue Nichte

„Brusio, den 25. August 1842.

Margarethe N.

„An Frau N. N. in Zürich.“

Während des Schreibens war mir überaus traurig zu Muthe. Die Stimme der guten Frau zitterte beim Dictiren, obwohl sie sich offenbar alle Mühe gab, ihre ganze imposante Ruhe zu bewahren. Sie sah mich nicht an, sondern folgte mit starrem Blicke den Bewegungen meiner Feder. Ich sprach kein Wort, faltete den Brief und legte ihn, ohne die Frau anzusehen, sorgsam zu den Citronen meiner Mutter. Dann nahm ich Felleisen und Stock und drückte ihr die Hand und rief das Kind herbei, küßte es und ging. Ich ging, als ob ich aus der Heimat ginge. Aber Margarethe und das Kind verließen mich noch nicht; sie begleiteten mich einige Häuser weit, bis aus dem Dorfe stolz und in ländlicher Pracht ein zwei Stockwerke hohes, aber im Schweizerstyle erbautes Haus empor tauchte. — In diesem Hause, sagte Margarethe, wohnen die Signori Trippi. Dann reichte sie mir noch die Hand und kehrte mit dem Kinde langsamen Schrittes zu ihrer Hütte zurück. Ich blieb stehen und sah ihr nach, bis sie um die

Ecke bog. Wie sie so dahin schritt, groß und ruhig mit sanft gebeugtem Nacken, schien mir ihr ganzes Wesen neben unendlicher Milde etwas heldenhaft Duldendes auszudrücken. Auch bemerkten die Leute, die aus deu Fenstern sahen, meine Nachdenklichkeit und sandten einander Blicke zu und raunten sich in die Ohren.

Vor dem Hause der Signori Trippi empfing mich ein gewaltiger, weißzottiger Hund, der mir mit Gebell den Eingang verwehrte. So blieb ich davor stehen und betrachtete es mit Muße. Es war ein Schweizer-Bauernhaus, zum Palast erhoben, und so schön, wie nur irgend ein Schweizer-Haus, das irgend ein großer Herr in seinem Park aufführen läßt, um darin mit großem Gefolge und zahlreicher Gasterei ein freudiges Stadtleben zu führen. Dabei war es natürlicher, wahrhaftiger und übereinstimmend mit den hohen Bergen und brausenden Wasserfällen. Zwischen den Stockwerken, es bestand aus zweien, die Quer- und Tragebalken entlang, auf den Oberschwellen und um die Bogen der Fenster liefen viele Inschriften, die erhaben aus dem Holze hervorstanden und leicht zu lesen waren. Die Flügel der Fenster, welche nach oben spitz ausliefen und unten auf einem weit hervorragenden, geschnitzten Balken ruh-

ten, bestanden aus unzähligen kleinen, sechseckigen Scheibchen, welche durch Bleibänder zusammengehalten wurden. Die Dachrinne war so fein und sorgfältig geschnitzt, daß sie einer Halskrause aus Spitzen geglichen hätte, wenn sie nicht gelb und roth, ziemlich bunt angestrichen gewesen wäre. An den beiden Spitzen des nicht abschüssigen Daches drehten sich blecherne Windfahnen, in die Farben der Republik gekleidet, und der Mitte zu erhoben sich neben einander zwei Schornsteine aus rothen Ziegeln, die sahen wie Thürmchen aus, denn sie trugen Zinnen. Das alles betrachtete ich genau, bis eine dicke Stimme aus dem Innern des Hauses dem Hunde Ruhe gebot und ich ungefährdet die drei Stufen hinauf und über die Schwelle treten konnte. Da ging von der Hausthür fast graden Weges eine sehr breite Treppe in das obere Stockwerk. Dort oben stand ein kleiner, breitschultriger Mann mit grauen Haaren und und mit den Händen in beiden Jacktaschen; der winkte mir, hinauf zu kommen und führte mich, oben angekommen, schweigend in die Stube, die sich breit, geräumig und licht aufthat. Da drinnen, am oberen Ende des großen Eichentisches, saß noch ein anderer alter Mann, der eben so wie der, welcher mich an der Treppe empfangen hatte, ganz in schwarzes gro-

des Tuch gekleidet war, hohe faltige Stiefel und eine schwarztuchene Kappe trug. Beider Haar war kurz geschnitten und so grau, daß man ihm noch die ehemalige Schwärze ansah; doch schienen Beide schon in den Siebenzigen. Sie glichen einander, nach der angenommenen Redensart, wie zwei Wassertropfen, aber wie zwei Wassertropfen, von denen der eine gefroren ist, der andere lächelnd, heiter im Sonnenschein schimmert. Der Gefrorne hatte mich an der Treppe empfangen und in die Stube geführt. Drinnen kümmerte er sich nicht weiter um mich und überließ mich seinem Bruder, der sogleich bei meinem Eintritte aufstand, mir entgegen ging und freundlich die Hand reichte. Etwas bärenhaft schritt indessen der Andere in der Stube umher. Ich bestellte den Gruß meines Wirthes von Tirano und wurde freundlich eingeladen, in einem der großen, holzgeschnitzten Großvaterstühle Platz zu nehmen. Der Schweigsame nahm mir den Reisesack ab, der Freundliche fragte nach Herkunft, Reiseziel und Zweck und schien sehr befriedigt, als ich ihm sagte, daß ich nur so in die Welt hineinlaufe, um sie zu sehen. Auch hatte er es bald weg, daß ich ein reisender Student sei, und das schmeichelte mir sehr. Ich hatte diese Genugthuung seit Wochen nicht. Als ich aus Wien aus-

gezogen, angethan in neue und phantastische Studententracht, begrüßte mich zwar Jeder als Herr Student und luden mich die Pfarrer zu ihren Tischen; nach und nach wurde mein Anzug so abgeschoben und schäbig, daß ich bald für einen wandernden Handwerksburschen höherer Classe, z. B. für einen Goldschmied, später für einen Schneider und zuletzt für einen Schuster gehalten wurde. Der Signor Trippi aber hatte es, wie gesagt, bald weg, daß ich ein Student war, und wurde noch freundlicher, weil er selbst einen Sohn hatte, der in Tübingen studirte, und zwar Theologie. Ganz vertraut aber wurden wir, da es bei längerem Hin- und Herreden kund wurde, daß ich einen Freund der Signori Trippi, einen Graubündtner, der in Wien in der Gasse der Tuchlauben wohnte, gekannt habe. Bei dieser Entdeckung kam auch der Schweigsame heran und setzte sich mit uns an den Tisch. Was macht der Freund in so weiter Ferne? fragte er, und dabei nahm sein braunes, faltenvolles, wettergefärbtes Gesicht einen so liebevollen Ausdruck an, daß ich es von nun an viel lieber betrachtete, als das freundlichere, so zu sagen gebildetere und höflichere seines Bruders. Junges Blut, fuhr der Erste fort, indem er mir über den Tisch die Hand reichte, junges Blut, du

wirst unserem Freunde in Wien die herzlichsten Grüße bringen von den Signori Trippi, dem Landammann und Capitän.

Landammann und Capitän? fragte ich.

Ja, sagte der Alte, mein Bruder ist der Landammann, und ich bin der Capitän.

Das ist das Gute und Schöne am Reisen, fuhr er fort, daß man von Freund zu Freund Grüße und herzliche Wünsche hin und her tragen kann; sonst liebe ich es nicht, das Herumstreifen in der Welt.

Mein Bruder, der Capitän, fügte der höflichere Alte schnell hinzu, als ob er den Vorwurf, den ich in jenen Worten hätte erkennen dürfen, verwischen wollte — der Capitän liebt das Reisen nicht, und ist selbst sein Lebtag nicht aus dem Lande gekommen. Ich aber war in Geschäften der Politik in Paris und in Karlsruhe.

Ja, sagte der Capitän, so ist es; in der Fremde würde ich immer fürchten, daß man mir indessen die Heimat davon trüge.

Diese Furcht, fügte der Landammann mit einem freundlich ironischen Lächeln hinzu, das trotzdem den Blick voll brüderlicher Liebe nicht verschleiern konnte, ist dem Capitän geblieben, seit er in seiner Jugend Graubündten an der Spitze des Aufgebotes gegen

die Franzosen vertheidigt hat, die vom Valtelinthale heraufgekommen waren. Er hat sie wacker zurückgeschlagen, hier hinter dem Dorfe; aber seit damals steht er da wie ein Wachtposten und will sich nicht fortrühren. Immer stehen ihm die Franzosen vor Augen, die von Graubündten wegzujagen sind.

Der Capitän wollte offenbar nicht, daß das Gespräch länger bei diesem Gegenstand verweile, und sagte: Das ist so eine fixe Idee, und sprechen wir nicht weiter davon. Ich mache dir auch keinen Vorwurf daraus, Landammann, daß du in der Welt herumgezogen bist; du hast es im Dienste des Vaterlandes gethan, eben so wie ich in diesem Dienste auf meinen Posten stehen geblieben bin. Mein Bruder, wandte er sich zu mir, ist dreimal Landammann gewesen.

So erfuhr ich denn, daß ich es mit zweien der höchsten Würdenträger des Staates zu thun hatte, die, wie es schien, nicht ohne Erfolg und Verdienst dem Vaterlande gedient hatten. Voll Ehrfurcht betrachtete ich sie beide, die, nach einem würdigen und edel angewandten Leben (denn daß es so war, sagten mir ihre Gesichter) anspruchslos und mittheilsam rechts und links von dem blutjungen, unbedeutenden Fremdling saßen und sich mit ihm wie mit einem

guten alten Bekannten und wie mit ihres Gleichen unterhielten. Ich bemerkte auch bald, daß die beiden Brüder einer vor dem anderen den größten Respect hatten, daß sie einander immer mit ihren Titeln, Capitän und Landammann, anredeten, und daß eben so wohl aus den buschigen Wimpern des Ersten, wie aus den fein und klug blickenden Augen des Anderen ein heller Strahl von Liebe hervorleuchtete, wenn der Eine von dem Anderen sprach, und daß Jeder immer bereit war, die Thaten des Anderen zu erzählen. Wie groß nahmen sich ihre Würden und dieses ihr liebevolles Wesen unter dem schlichten, grauen Haar, unter der Wollkappe und in der groben Tuchjacke aus!

Aber noch mehr mußte ich staunen, als, nach längerem Gespräch, der Landammann einen Brief seines Sohnes, des tübinger Studenten, aus der Tasche zog und mir ihn zum Lesen reichte. Der Brief war auf einer großen und eng beschriebenen Seite eine erschöpfende, obwohl kurz gefaßte Auseinandersetzung der religiösen Zustände in Deutschland, eine Beleuchtung der brennenden Fragen, die damals nach dem Auftreten Strauß' und Feuerbach's Deutschland beschäftigten, und eine Mittheilung der neuesten Forschungen und Enthüllungen, die der Theologie

eine andere Wendung zu geben versprachen. Auf diese Wendung legte der Student den größten Nachdruck. Dann schilderte er die beiden Parteien der Universität Tübingen: die Partei der Orthodoxen und die Partei, die sich an Schleiermacher lehnte und sich dessen platonischen Geist anzueignen suchte. Der Brief trug das Gepräge außergewöhnlicher Klarheit, festen Entschlusses, freien, durch und durch wohlwollenden und dichterischen Geistes. Sein Zweck war, Vater und Oheim darauf vorzubereiten, daß er in die Berge anders gesinnt zurückkehren werde, als er ausgezogen war, und sie zu belehren, daß er dieses mit gutem Gewissen und nach langem Nachdenken thun werde. Aus diesem Briefe habe ich in dem verlorenen Winkel Graubündtens, als Gast bei einem Landes-Capitän und Landammann, in einer mit Gemsbockhörnern und preisgekrönten, durchs Schwarze geschossenen Scheiben ausgeschmückten Stube mehr erfahren über die modernen religiösen Bewegungen in Deutschland, als ich je gewußt und in Wien hätte erfahren können.

Nun, fragte der Landammann, nachdem ich gelesen hatte, sagen Sie mir als Student, was halten Sie davon?

Ich glaube, daß Ihr Sohn auf dem besten

Wege ist, und Gedanken heim bringen wird, die Graubündten brauchen kann.

Der Landammann schüttelte bedenklich den Kopf. Und ich fürchte, sagte er, daß er Gedanken heim bringt, die in diesen Bergen nicht gedeihen, ihm aber leicht eine böse Stellung machen können.

Der Capitän, der während des Lesens aufgestanden war und wie ein Diener Alles herbei trug, um den Tisch zum Mahle zu decken, blieb mit Messern und Gabeln vor dem Landammann stehen und rief mit Nachdruck: Und ich meine, daß der Schleiermacher, wenn er so ist, wie ihn der Junge schildert, ein ganz verständiger Mann ist, und das versöhnt mich mit der Theologie des Jungen, daß er sich diesen verständigen Mann zum Muster und Vorbild nimmt.

Der Landammann zuckte die Achseln.

Zucke nicht die Achseln, Landammann, fuhr jener fort; wenn ihm das Consistorium von Coira (Chur) dieses Schleiermachers wegen keine Stelle geben will, so hat er genug, um leben zu können, und wird mir allein die Lehre dieses Schleiermachers beibringen.

Der Landammann schwieg und klopfte mit der Gabel auf eines der Gläser, die der Capitän vor

uns gestellt hatte und auf denen Hirsche und Jäger erhaben geschliffen waren. Der Capitän, der bemerkte, daß der Bruder einen Widerspruch zurückhielt, wurde verdrießlich und brummte, während er aus einem großen, irdenen Kruge schwarzen Valteliner Wein in unsere Gläser goß und sich an den Tisch setzte. Der Landammann schlug mit dem hirschhörnernen Hefte des Vorschneidemessers an den Krug, und auf das Zeichen erschien bald eine Magd, die die einen saftigen Rehbraten, dann Salate und allerlei gesottene Früchte in großen Schüsseln auftrug.

Der Landjäger hatte Recht, sagte ich, als er mir bei den Signori Trippi ein köstliches Mahl prophezeite.

Ihr kennt den Landjäger? fragte der Landammann — er hat Euch doch hoffentlich nicht nach dem Passe gefragt?

Nein, sagte ich, ich habe ihn zuerst auf dem Wege, dann bei Margarethe . . ., wo ich einkehrte, getroffen.

Potz Tausend! lachte der Landammann; Ihr kennt schon ganz Brusio — aber nicht von der besten Seite. Was haben die Leute für Gesichter gemacht, als sie Euch von Margarethe gehen sahen?

Dem Capitän schienen diese Worte und der

spöttische Ausdruck, mit dem sie gesprochen wurden, nicht zu behagen. Mich aber überkam eine Ahnung, als ob ich bei Margarethe im verrufenen Hause Brusio's eingekehrt wäre. Warum? fragte ich den Landammann in Erinnerung an den Brief, den ich geschrieben, und an das Zischeln und Kopfzusammenstecken der Leute, als ich an Margarethens Seite durch das Dorf ging.

Der Landammann wollte antworten, aber der Capitän, der bis jetzt brummend in das gewaltige Stück Wildpret eingehauen hatte, legte schnell Messer und Gabel bei Seite, verschluckte eilig den letzten Bissen und rief: Laß mich antworten, Landammann, laß mich erzählen! — dann wandte er sich zu mir und rief mit starker Simme, mit Nachdruck und Festigkeit: Ein gutes Weib ist diese Margarethe, ein braves und gutes Weib, ein wackeres Weib! Ein — ein sehr braves und sehr wackeres, gutes Weib! Das sage ich, der Capitän Johannes Trippi!

Das glaube ich auch gern! rief ich; so und nicht anders ist sie mir erschienen.

Bravo! schrie der Capitän voll Freude und leerte ein ganzes Glas schwarzen Weines auf einmal.

Der Landammann lächelte den Bruder an, der wieder ihn triumphirend anblickte. Aber das steigerte

meine Neugierde und machte mich doppelt begierig, das Schicksal meiner guten Samaritanerin zu kennen, und so fragte ich weiter: Wer aber ist sie? Was hat sie gethan? Warum lächelt Ihr, Landammann? Warum nehmt Ihr, Capitän, so eifrig ihre Partei?

Laß mich erzählen, rief wieder der Capitän und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung gegen den Bruder, der, immer lächelnd, sich gern ergab und die Gabel ergriff, zu essen anfing und den Anderen erzählen ließ.

Ein gutes Weib! wiederholte der Capitän mit gerührter Stimme, und ehemals war sie das schönste und stattlichste Mädchen des halben Cantons. Ich, der Capitän des Landes, Signor Trippi, habe sie noch in meinem fünfzigsten Jahre heirathen wollen. Sie aber schickte mich heim, denn sie war einem armen Jungen treu ergeben, und er ihr auch. Er trug auf seinem Rücken die Früchte des Valtelinthales in unsere unfruchtbaren Thäler. Das ist ein schlechtes Geschäft, und kann man darauf nicht heirathen. Da sagte er: Ich will in die Fremde gehen, einige Jahre Soldat sein, Handgeld und Sold bei Seite legen und dann wieder nach Hause kommen und Margarethe heirathen. So that er und ging nach

Rom, und da er ein schöner und fester Junge war, wurde er leicht Soldat des Papstes. Da aber überfiel ihn ein großes Heimweh, und er schrieb Margarethen, daß er's nicht aushalte, und daß er durchgehen werde zu ihr nach Hause, in das Thal von Brusio. Margarethe fürchtete, daß er eingeholt und erschossen werde, und sie dachte, daß, wenn sie bei ihm wäre und ihm von der Heimat erzählte, das sein Heimweh stillen könnte. So machte sie sich gleich auf und ging zu Fuß nach Rom. Wirklich hat sie ihn durch Zureden wieder von seiner Krankheit geheilt, und da er ruhiger war und sie doch nicht in Rom bleiben konnte, kehrte sie wieder zu Fuß von Rom nach Brusio zurück. Aber wie sie hier in Brusio angekommen, merkte sie, das sie Mutter werden sollte, und das schrieb sie ihrem Soldaten nach Rom. Der wußte, welche Schande über sie komme, wenn er sie nicht heirathe, ehe das Kind geboren sei, und so beeilte er sich, nach Hause zu kommen; aber er wurde eingeholt und erschossen. Bald darauf wurde sein Kind geboren, und auf Margarethe liegt für ewige Zeiten die Schande. Nun sage mir, Student, und du, Landammann, ob der Schuß, den der arme Soldat für sie empfangen hat, Margarethen nicht zum ehrlichen Weibe gemacht hat? Aber daran den-

ken die Leute hier zu Lande nicht. Weil von jeher ein solches Weib verrufen ward, ist auch Margarethe in Verruf, und das Andere und wie das alles gekommen, bedenken die Menschen nicht.

Die Sitte ist streng, sagte der Landammann selber streng, und das ist gut, daß sie nicht viel grübelt. Wohin kämen wir? Auch das Gesetz ist so, das wir achten, und die Sitte ist älter und ehrwürdiger, und so zu sagen nicht von Menschen gemacht, wie das Gesetz.

Pah, sagte der Capitän, das kann keine gute Sitte sein, die ein einziges braves Weib für immer unglücklich macht.

Die Keuschheit eines Weibes, das Cordula hieß, hat diesem Lande seine Freiheit gegeben! erwiderte der Landammann mit feierlich ernstem Tone, mit einem Tone, der aus so tiefem Herzen zu kommen schien, daß mich ein kleines Frösteln der Andacht überkommen wollte. Auch der Capitän neigte unwillkürlich den Kopf und schwieg ergeben. Eine lange Pause trat ein. Nach und nach fing wieder der Capitän zu murmeln an; er mußte alles sagen, was zur Ehrenrettung Margarethens vorzubringen war; denn die war ihm offenbar eine Herzens-Angelegenheit. So fing er endlich, aber in einem

ganz anderen Tone, als ob er nicht weiter disputiren, sondern bloß erzählen wollte, wieder das Gespräch an. — Der Landjäger, sagte er, indem er einen Bissen zum Munde führte, der Landjäger ist gewiß ein ganz ehrenhafter Mensch; Niemand kann etwas gegen ihn vorbringen. Ebben! Seit vier Jahren bewirbt er sich um Margarethe und will sie heirathen und ihr ein gutes Loos machen. Aber sie schlägt wacker seine Hand aus, weil sie ihre unverdiente Schande nicht über den braven Mann breiten will.

Nach diesem schien der Capitän vollkommen beruhigt; sein Gesicht, das sich während des Streites und der Erzählung mächtig aufgeregt und geröthet hatte, wurde wieder milder und so friedlich wie vorher. Ja, noch wohlthuender war es anzuschauen; denn die ganze Güte, die früher einige Ruhigkeit bedeckt hatte, war strahlend hervorgetreten und lag noch im milden Nachtglanze darauf, wie die noch glühende Abendröthe auf einem bemoos'ten Felsen. Der Landammann sah ihn lächelnd und freundlich an und hob das Glas schwarzen Weines. Der Capitän that dasselbe, und sie stießen schweigend an und tranken. Ich trank für mich, ohne anzustoßen, ohne mich in diesen alten, heiligen Bund drängen

zu wollen. Die Beiden verstanden das; noch einmal füllten sie die Gläser, und nun erscholl es im Dreiklang an einander und wurde es wieder klarer und heiterer am Tische.

So saßen wir noch zusammen, als ein kleiner Mann eintrat, den man sogleich als Schuster erkennen mußte. Er war aus Poschiavo und hatte im Dorfe zu thun. Der Landammann ließ ihn kommen, um mich seiner Führerschaft zu übergeben, da ich noch heute Poschiavo erreichen wollte. Der Abend senkte sich bereits herab, und so machten wir uns auf den Weg. Meine Wirthe drückten mir herzlich die Hand, und ohne viele Worte zu machen, ohne viel zu danken, aber mit tiefer schweigender Rührung nahm ich Abschied.

Nach stündiger Wanderung durch ein auf beiden Seiten bewaldetes Thal kamen wir beim Dorfe Meschin an einen See, der das Thal in seiner ganzen Breite ausfüllte. Mein Führer, ein sehr beredtes Schusterlein, verweilte mit seinem Gespräch noch immer bei dem Gegenstande, den er nach einigen Fragen über Herkunft und Reiseziel gleich hinter Brusio aufgenommen hatte, bei dem Leben und den Thaten der Signori Trippi. Ich erfuhr von ihm, daß der Landammann der größte Rechtskundige nicht nur

Graubündtens oder der Schweiz, sondern der ganzen Welt sei, daß er jetzt in der Zurückgezogenheit lebe, daß er aber früher drei Mal die hohe Würde eines Landammanns bekleidet habe und daß man ihn noch heute darum mit diesem Titel benenne, obwohl er eigentlich Alt-Landammann heißen sollte. Außerdem versicherte der Schuster, der Landammann habe so viel für das Land gethan, wie zehn andere Landammänner zusammen nicht gethan haben: daß er mit Oesterreich einen sehr vortheilhaften Handelsvertrag geschlossen, daß er dem Käse des Landes neue Absatzwege erschlossen und so vielen Leuten reichen Gewinnst verschafft, und daß er viele Straßen gebaut und mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen. Auch diese Straße, auf der wir eben dahin schritten, hatte er gebaut, und ihm danken wir es, daß wir mit geraden Gliedern in Poschiavo ankommen werden. Die Weisheit, um so viel Nützliches schaffen zu können, habe der Landammann aus den verschiedensten Büchern geschöpft, besonders aber kenne er die Geschichte des Landes. Er wisse, was sich in Graubündten seit Christi Geburt an jedem Tage gethan und ereignet.

Der Schuster war mit dem Lobe des Landammanns noch nicht zu Ende, als wir, auf der Straße

am südlichen Ufer des See's hinwandernd, an einem Gemäuer, einer Art von Schanze, anlangten. Sie kam aus dem Walde heraus und lief hinab auf die Straße bis fast in den See. Zwischen ihrem Ende und dem Wasser war nur so viel Raum, als ein Wagen braucht, um mit Mühe passiren zu können. Jenseits wurde die Straße wieder so breit und bequem, wie sie diesseits gewesen war. An dieser Mauer blieb mein Führer stehen, legte die Hand an die Steine und sprach mit einigem Pathos:

Und hier hat der andere Signor Trippi, als Capitano an der Spitze des Landes-Aufgebots das Land gegen die Franzosen vertheidigt. Das Aufgebot wollte sich vor Tirano aufstellen, um die Gränze zu vertheidigen; der Capitän aber sagte: Mögen sie unsere Häuser in Brusio und Meschin verbrennen, hier ist der rechte Punkt. Der See ist unser Bundesgenosse und unser linker Flügel. — Das glaubten die Anderen nicht und stellten sich am Eingang des Thales bei Madonna die Tirano auf. Aber das Thal ist dort breit, und ihre Zahl war nicht groß genug, es zu stopfen. So brachen die Franzosen durch, und die Graubündtner fielen alle. Und die Franzosen kamen mit vielen Regimentern bis hierher an die Mauer, wo der Capitän mit nur drei-

hundert Schützen stand, die bei ihm ausgehalten hatten. Denn, hatte er gesagt, wenn ihr alle geht, ich bleibe allein und vertheidige die Mauer; so blieben dreihundert, um ihn nicht allein zu lassen in solcher Gefährlichkeit. Damals war die Straße noch nicht gebaut, und die Franzosen konnten nur mit Mühe über die herabgerollten Felsstücke und nur je drei und drei vorrücken, So fielen sie auch immer je drei und drei, wie sie anrückten. Immer nur drei Schweizerbüchsen knallten, und drei Franzosen fielen. Das dauerte zwei Tage; die ganzen zwei Tage hat der Capitän selbst keinen Schuß gethan. Die Franzosen hatten keine Schiffe, um über den See zu kommen, und mit den Kanonen konnten sie zwischen den Felsen auch nicht heran an die Mauer. Am dritten Tage, wie es Morgen wurde, hatten die Franzosen aus den Bäumen dieses Waldes Flöße zusammengezimmert, und auf die Flöße stellten sie Schützen und Kanonen, und so ruderten sie auf den See hinaus und wollten den Capitän und die Mauer umschiffen. Wie das der Capitän sah, befahl er hundert Schützen, die Waffen hinzulegen und ihm zu folgen. Er stieg in den See und mit ihm die Hundert, und sie wateten und schwammen den Flößen zu, die sich langsam vorwärts bewegten; denn sie waren schwer bela-

den. Von den Hundert kamen nicht achtzig an die Flöße, und der See war roth von Blut. Aber die übrig Gebliebenen faßten das erste Floß alle zugleich und alle an Einer Seite und drückten und drückten, bis sie es tief hinab ins Wasser drückten. Zuerst rollten die Kanonen hinab, dann ertranken auch alle Franzosen, die auf dem Floße waren, weil ihre Waffen sie beschwerten und sie nicht zu schwimmen vermochten. So machten sie es auch mit den anderen Flößen. Auch an der Mauer war es indessen blutig hergegangen, denn die Franzosen versuchten einen Hauptangriff. Aber sie wurden wie früher zurückgeschlagen. Am vierten Morgen waren sie abgezogen. Das hat der Capitän Trippi gethan, und zur Erinnerung daran hat man die Mauer, ohne den Landammann weiter zu fragen, als ein Denkmal für den Capitän stehen lassen, und auf der Landeskarte der Schweiz steht neben der Mauer die Jahreszahl 1800 ebenfalls als ein Denkmal für den Capitän, gerade so wie auf der Landeskarte bei Sempach die Jahreszahl 1386 zu lesen ist, als eine Erinnerung an eine Heldenthat. Die Mauer hier darf nicht zerstört werden; denn wer einen Stein davon nimmt, auf den rollen die Felsen vom Berge herab, und es verschlingt ihn hier dieser See. Das ist aber nur eine

Sage, um die Mauer zu schützen und zu erhalten, und wenn man den Capitän danach fragt, so ist er sehr ärgerlich über diesen Aberglauben und sagt, daß er ihm die Mauer verleide.

Der Schuster hielt inne und betrachtete die Mauer, durch seine eigene Erzählung zur Andacht gestimmt, lange und schweigend. Dasselbe that ich. Es war indessen spät Abend geworden; die Bäume an den Abhängen, dunkle, uralte Tannen, murmelten leise, der See bewegte sich wie entschlummernd, heilige Stille herrschte weit und breit. Mir war es, als stände ich in den Termobylen; das Trockene des in mir noch neuen Schuleindrucks jener Erzählung im Herodot gewann an frischem Leben, und in ihrer ganzen lebendigen Größe stand jene That vor mir, aber umgeben von der Scenerie, die ich im Augenblicke vor mir hatte. Spartanische Helden sah ich hier unter schweizerischen Tannen für ihr Vaterland kämpfen. Ermuntert und geschmeichelt durch meine Andacht, nahm der Schuster seine Erzählung wieder auf. Der Capitän, sagte er, ist ein sonderbarer Patron; er, der Einzige im Lande, hat eine große Scheu vor dieser Mauer und sucht sie so selten als möglich vor Augen zu bekommen. Wenn er ja manchmal aus seinem Neste in Brusio kriecht, um die alten Glieder

auszulüften, wandert er immer gegen Tirano und der Gränze, niemals gegen Poschiavo und dieser Mauer zu. Einmal, da er bei Gelegenheit des eidgenössischen Schießens in Coira hier vorbei mußte, haben ihn die Schützen von Brusio gefaßt, ihn auf die Mauer gesetzt und ihm die Lieder vorgesungen, die in der Zeit des Franzosenkrieges im Lande üblich waren. Erst brummte er, dann aber sang er mit, und zuletzt fing er ein Lied an, das damals auf ihn selbst gemacht worden ist. Die Schützen trugen ihn, immer das Lied singend, auf ihren Gewehren bis nach Brusio in sein Haus. Aber dort angekommen, fing er wieder zu brummen an und brummte eine ganze Woche lang. Ein anderes Mal, just an seinem siebenzigsten Geburtstage, ist er früh Morgens aus seinem Hause verschwunden. Man suchte ihn überall, aber vergebens. Erst gegen Abend fand ihn der Landammann hier, wie er an der Mauer saß und weinte. Beide alte Jungens sollen mit verweinten Gesichtern gegen Mitternacht zu Hause angekommen sein. Die Leute in Brusio haben es gesehen, denn sie standen in Haufen besorgt vor der Thür des Hauses, als die Beiden zurückkamen.

Endlich wanderten wir weiter. Jenseits der Mauer war es mir, als wäre ich aus den Gränzen

eines schön bewohnten Landes getreten. Die Samaritanerin, ihr Kind, das Kind der Liebe, die beiden Patrioten und Wohlthäter ihres Landes begleiteten mich, und ich suchte mir alles, was ich an diesem Tage erlebt, gesehen und gehört, tief einzuprägen. Schweigend schritt ich neben meinen Führer einher, der mich endlich in Poschiavo vor einem Wirthshause absetzte. Der Wirth war ein Schweizer, der in Diensten Hollands als Soldat auf Java seine Jugend zugebracht und während dieser Zeit alle europäischen Sprachen vergessen hatte. Seine Rede setzte sich aus Romanisch, Holländisch, Deutsch und mir vollkommen unbekannten Bestandtheilen zusammen. Als ich ihn fragte, welche Sprache er am besten spreche, antwortete er: Malayisch! Am andern Morgen machte mir der Malaye eine Rechnung, die mir bewies, daß ich mich nicht mehr im gastlichen Lande von gestern befand.

2.

Das goldene Haar und die Geschichte zweier Küsse.

Der kluge Alt-Landammann, der gute Capitän liegen wohl längst in der Erde, der sie treulich gedient haben. Was aus der Samaritanerin geworden, weiß ich nicht; ich habe sie nie wieder gesehen, und das ist vielleicht gut. „Wenn Zweie von einander gehn, so sagen sie: auf Wiedersehn!“ Der Wunsch „auf Wiedersehn“ ist unter vielen Umständen der thörichtste; man soll ihn nur mit Vorsicht aussprechen. Das habe ich schon in früher Jugend erfahren, und das kam so:

Siebenzehn Jahre war ich alt, als ich einen Theil Norddeutschlands ungefähr unter denselben Umständen zu Fuß durchstreifte, wie einige Jahre später Norditalien. Den Rückweg wollte ich schneller und zu Wagen zurücklegen, um noch zur rechten Zeit, vor Eröffnung des Semesters, in Prag einzutreffen. So stieg ich an einem milden September-Nachmittage im Hofe des Hotel de Pologne zu Leipzig in eine plumpe, gelbe Kutsche, vor welche zwei elende Mähren gespannt waren und die mich für

einen Thaler drei Silbergroschen in Dresden absetzen sollte. Denn die Eisenbahn zwischen den beiden Städten war zu jener Zeit nur stückweise fertig und wurde als Merkwürdigkeit befahren, erst wenn man in einer dieser Städte angekommen war.

Daß die Bevölkerung der gelben Kutsche eine weibliche sein werde, hatten mir schon von fern die babylonisch aufgethürmten Schachteln verrathen; welcher Art aber diese weibliche Bevölkerung, verrieth mir ein Gespräch, das sich entwickelte, sobald ich nur den ersten Fuß in das Innere setzte.

Eine Frau, die den ganzen Hintergrund der Kutsche einnahm und noch einen Theil des Fensters verdunkelte, fing mit fettem und gutmüthigem Lächeln so an: Ich halte es für meine Pflicht, jeden Reisegefährten ganz höflichst um Entschuldigung zu bitten, daß ich durch meine Proportionen einen ganz unverhältnißmäßig großen Theil des Raumes in Beschlag nehmen und nothwendiger Weise geniren muß — Ich . . .

Eine lange hagere Mädchenstalt, die neben mir auf dem Vordersitz und der dicken Frau gegenüber saß, mit dem Kopfe an die Decke stieß und kaum den Winkel auszufüllen vermochte, fiel ihr, gegen mich gewendet, ins Wort: Was die Mutter verbricht,

mache ich wieder gut — ich nehme kaum die Hälfte des bezahlten Platzes ein.

So war es auch; ich betrachtete etwas befremdet die beiden so verschiedenartigen Gestalten, die so ungenirt von ihren Complexionen sprachen und dabei so gutmüthig lächelten, als hätten sie es mit einem uralten Bekannten zu thun, daß ich in Verlegenheit kam, und erst spät das dritte weibliche Wesen bemerkte, das zusammengedrückt im Winkel neben der Dicken saß, wie ein Veilchen neben einer Tuberose. Das Veilchen sah mich mit so großen blauen Augen an, als ob es die festeste Ueberzeugung hätte, daß seine Existenz nicht der geringsten Entschuldigung bedürfe. Es hatte vollkommen Recht mit seiner Ueberzeugung, dieses Veilchen, welches Ottilie hieß.

Ich saß Ottilien gegenüber, und weil sie so schön war, wußte ich armer Studiosus nicht, was mit meinen Augen und meinen Knieen anzufangen. In meiner Verlegenheit suchte ich nach einem Plätzchen, wo ich mein geringes Gepäck unterbringen konnte; es war Alles schon besetzt, und ich machte mich bereit, es so bequem als möglich auf meinen Knieen ruhen zu lassen. Kaum war das geschehen, da machte Ottilie eine unmerkliche Bewegung, und neben meinem Reisesacke befand sich noch ein großer

Korb voll Victualien, den sie so eben in der Hand gehalten hatte. Empört über diese Zumuthung richtete ich mich auf und sah mein vis-à-vis an; aber da begegnete ich einem so lieblichen, holden, schelmischen Blicke, daß ich unwillkürlich die Hand ausstreckte und nach dem riesigen Ridicül griff, den sie auf ihrem Schooße hielt, um ihn noch auf das Andere über meinen Knieen aufzuthürmen.

Aber, Ottilie! rief die dicke Frau.

Aber, Ottilie! wiederholte die Tochter.

Tante? Crescentia? fragte Ottilie mit einem Tone, als ob sie der Beiden Vorwurf nicht verstände.

Bitte recht sehr; rief ich begütigend und mich gegen die Tante und ihre Tochter verneigend.

Indessen setzte sich unser gelbes Reisewerkzeug in Bewegung. Kaum hatten wir Leipzig hinter uns, als die Tante, die bei jeder Regung den ganzen Wagen erschütterte und dabei immer eine Bemerkung Ottiliens auszustehen hatte, mir den Victualienkorb von den Knieen nahm und Flaschen hervorzog und kalten Braten auszutheilen anfing. Crescentia aß sehr zierlich und mit spitzigen Fingern. Ihr ganzes Benehmen hatte etwas von einem sehr wohl erzogenen Mädchen, das sich zur Gouvernante ausbildet; sie sprach ein sehr gewähltes Deutsch und hielt sich

überaus gerade. Ottilie hingegen saß zusammengekauert im Winkel, und wie die Tante die Provisionen austheilte, wühlte sie in dem Vorrath herum, warf Alles bei Seite, bis sie einen guten Bissen ausgefunden. Den nahm sie dann und bot mir ihn ohne alle Umschweife an.

Nehmen Sie, sagte die Tante, während mich Ottilie so gebieterisch ansah, daß ich nehmen mußte. Sehen Sie, lieber junger Herr, fuhr die Tante fort, ich reise nie ohne Vorräthe; man kann nicht wissen, man fährt über ein hungrig Kraut. Dann macht das schnelle Bekanntschaft, wenn man mit einem Reisegefährten etwas zu theilen hat. O, ich bin eine erfahrene Reisende. Seit dem Tode meines Seligen führe ich mit meiner Crescentia ein wahres Nomadenleben. Meine Verwandten und die Verwandten meines Seligen, des Herren Superintendenten Möbius, sind über aller Herren Länder durch das deutsche Reich ausgestreut. Da fahre ich von einem zum andern. So eben komme ich von Osterode, wo ich meinen Schwager, den Herrn Obersten außer Diensten Malsburg, besucht habe, und nun habe ich ihm sein Töchterchen, das ungezogene Ottilchen entführt und ziehe nach Dresden, wo ich einen Schwager Hofrath habe. Da soll mein Ottilchen ein we-

nig Sitte lernen, denn es ist ein ungezogenes Engelchen, mein Ottilchen, und die Sachsen sind ein feines Volk. Sie sollen mir die wilde Harzpflanze ein wenig ziehen.

Crescentia nickte mit steifem Halse den Worten ihrer Mutter sehr ernsthaften Beifall; Ottilie aber fing so laut und so holdselig zu lachen an, daß wir alle mitlachen mußten. Ich sah es ihr an, daß sie sich der feinen sächsischen Sitte schwer beugen werde; denn ich glaubte sie schon zu kennen, ohne daß sie zehn Worte gesprochen hatte. Jede ihrer Bewegungen, jeder Blick, selbst ihre Ruhe, wie sie zusammengekauert im Winkel saß, hatte ja den einnehmendsten Ausdruck. Aber ihr Muthwille kam erst nach eingenommenem Mahle zum Ausbruch.

Wie wir die Gaben des Herrn genossen haben, sagte die Superintendentin mit Salbung, wollen wir ihn auch in einem schönen Liede preisen.

Sogleich setzte sich Crescentia zurecht, legte die Hände auf dem Schooße zusammen, spitzte den Mund und begann:

Wer nur den lieben Gott läßt walten —

die Mutter, auch Ottilie stimmten mit ein. Crescentia accentuirte wie ein Vorsänger in der Kirche, die Mutter sah ihr sorgsam auf die Lippen und suchte

so genau als möglich den Ton ihrer Vorsängerin nachzuahmen, Ottilie sang mit frischer Stimme darein. Aber es schien ihr zu langsam zu gehen; ungeduldig schlug sie mit der Faust einen schnelleren Tact an. Crescentia ließ sich nicht aus der Fassung bringen, da nahm Ottilie plötzlich Reißaus mit ihrer Stimme, sang lustig weiter und sprang mit einer plötzlichen Wendung in ein Volkslied über.

Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt',

erscholl es so lustig und frisch, daß die beiden anderen Sängerinnen erstarrt verstummten. Crescentia blieb steif, die Tante aber lachte zuletzt und sagte lachend: Wirklich, Ottilie bin ich empört. So störst du seit drei Tagen zum zehnten Male meine Andacht.

Aber Ottilie schien keine Angst zu haben vor dieser Empörung. Selber aufgeregt, wandte sie sich mit glühenden Wangen zu mir, schlug die Hände an einander und rief wie verzweifelt: Stellen Sie Sich vor, o Studiosus, seit drei Tagen bin ich verdammt, diesen fürchterlichen Gesang anzuhören. Crescentia singt so falsch, daß Gott erschrecken muß vor diesem Lobgesang, und die Tante, die glaubt, sie müsse ihrem Töchterlein in die höchsten Höhen folgen, und hat keinen Begriff von dem, was das heißt, die

zweite Stimme, und fistulirt wie eine ehrwürdige Katze. Ich bin sehr unglücklich.

So sprechend warf sich Ottilie mit dem Ausdruck liebenswürdigster Verzweiflung zurück in ihren Winkel. Sie schmollte und blickte mit ihren großen blauen Augen gerade vor sich hin, während sich die vollen rothen Lippen immer hadernd und murmelnd fortbewegten. Die Tante lächelte wie immer. Mit ihrem „Aber, Ottilie!" konnte sie die Erzürnte nicht zur Ruhe bringen; jetzt, da diese schwieg, sagte sie zu mir: Ottilie ist eine große Musikerin und thut sich etwas zu Gute darauf; ein falscher Ton bringt sie in Verzweiflung; aber der liebe Gott hört auf die Töne des Herzens, ob die nicht falsch sind. Du kleiner Antichrist sollst mich nicht in meiner Andacht stören. Fange wieder an, Crescentia!

Diese begann, und die Mutter folgte.

Ottilie packte alle Tücher und Shawls zusammen, die im Wagen herumlagen, und hüllte sie sich um die Ohren. Aber es war zu heiß; so warf sie sie wieder von sich, beugte sich zu mir und sagte resignirt: Wir wollen plaudern. Wer sind Sie? woher kommen Sie? wer hat Ihnen diese schöne Reisetasche gestickt? wie heißen Sie?

Ich beantwortete alle ihre Fragen und mußte

manche Erklärung, meine Heimat Böhmen betreffend, hinzufügen. Darauf sagte sie mir, daß sie die Tochter eines alten Obersten außer Diensten sei, der in seiner Jugend den Rückzug des Herzogs von Braunschweig, die Schlachten bei Leipzig und Waterloo mitgemacht hat und in Paris gewesen ist. Vom alten Herzog von Braunschweig, jenem edlen Helden, sprach sie mit einem Feuer, daß ich ihren Vater und die ganze schöne Begeisterung jener alten Tage aus ihren Worten heraushörte. Ihre rosig blühenden, kindlich vollen Wangen färbte eine edle Gluth, ihre großen Augen leuchteten, ihre Arme bewegten sich, als ob sie eiuen Degen schwänge. Sie erzählte, wie ihr Vater einen französischen Colonel gefangen nahm. Rendez vous! rief sie und packte mich dabei am Kragen, daß die Tante und Crescentia erschrocken einhielten und sich mit Entsetzen zu uns wendeten. Ottilie sah in die entsetzten Gesichter und brach in ein lautes Gelächter aus und entzog mir die Hand, die ich, da sie mich gefangen nahm, unwillkürlich gefaßt und gedrückt hatte. Wir waren von nun an gute Freunde.

So kamen wir in einem jener Flecken an, in welchen die Kutscher nach uralt heiligen Traditionen vor einem Wirthshause glauben halten zu müssen.

Ottilie stützte sich mit einem Arm an meine Schulter und sprang flink wie ein Reh aus dem Wagen, die Tante fiel mit ganzer Wucht in meine Arme, Crescentia gab mir nur die Fingerspitzen. Aus der Kirche nahe am Wirthshause kam ein ununterbrochen gehaltener Orgelton heraus. Man reparirte etwas an der Orgel, und die Kirche war offen. Sogleich eilte Ottilie dahin; jetzt erst konnte ich ihre ganze anmuthige Gestalt beurtheilen. Sie war eher klein als groß zu nennen, aber von schlankem, leichtem, ebenmäßigem Bau. Auf kleinen Füßen lief sie dahin, anmuthig und frisch, obwohl sie etwas vom Gassenjungen hatte in ihren ganzen Geberden. Das Köpfchen trug sie etwas schief, und daran schien die gewaltige Masse dunkelgoldenen Haares schuld zu sein, die sich als dicke Flechte drei und vier Mal um das rund geformte Köpfchen schlang. Sie trug ein blaues Merino-Kleid, das kurz genug war, um im Lauf die kleinen Füßchen und die feinen Knöchel sehen zu lassen, und um Brust und Schultern einen weißen Mousseline-Shawl, der ihr, wie sie dahinlief, gleich einem Nebelstreife nachflatterte. Ja, sagte die Tante, an einer Orgel kann sie nicht vorbei. Der kleine Antichrist hat mehr Christenthum im Leibe, als er zugestehen will! So sprechend folgte sie ihr

unwillkürlich, und folgte auch ich mit Crescentien.

Wir stiegen die Treppen zur Orgel hinauf und fanden Ottilien schon vor den Tasten sitzend und die Pedale prüfend. Die Arbeiter betrachteten sie erstaunt und mit ihnen der Schulmeister des Ortes, ein würdiger Alter, dem lange graue Locken über den Nacken flossen. Einer der Arbeiter stellte sich an den Blasebalg und begann zu treten. — Jetzt, rief Ottilie der Tante entgegen, jetzt kannst du singen. — Sie strich mit beiden Händen die Scheitel zurück und griff in die Tasten. Großer Ernst lagerte sich auf die kindlichen Züge, da die Orgel zu tönen anfing. Nie, seit damals, habe ich mir die heilige Cäcilia anders vorgestellt. Rührende, unendlich erhabene und erhebende Töne, Töne voll inbrünstigster Hingebung stiegen auf und schienen die Kirche in allen Winkeln und alle Winkel unserer Herzen füllen zu wollen. Sie spielte Bach's variirten Choral: Das alte Jahr vergangen ist.

O, du mein Deutschland, wo ein Kind, ein Kind voll Unschuld und kindischen Sinnes diese erhabene Musik versteht und es liebt, sie zu verdolmetschen! Weit bin ich geritten, viel hab' ich gesehn, es ist mir in andern Ländern noch nicht geschehn!

Wie die letzten Töne verklangen und Ottilie aufsprang, drängten sich die Arbeiter an sie, um sie noch zurückzuhalten; der alte Schulmeister drückte sie auf den Sessel nieder und schlang den Arm um ihren Kopf und drückte sie an sein Herz. O du Engelskind! rief er und preßte einen Kuß auf ihr goldenes Haar, wo hast du das gelernt? Warum bist du nicht am Sonntag gekommen, um mich alten Knaben mit meinem Geklimper vor der ganzen Gemeinde zu beschämen! — Ich benutzte die allgemeine Aufregung, bemächtigte mich ihrer Hand und drückte einen heißen, heißen Kuß darauf. Kaum daß sie es bemerkte, die Tante aber rief: Ei, ei, Herr Studiosus, das schickt sich ja nicht bei uns zu Lande, so was einem solchen Kinde zu thun! — Aber es war geschehen. Crescentia hatte die Hände gefaltet und war in religiöse Betrachtungen versunken.

Der Kutscher kam und rief; wir eilten aus der Kirche, stiegen in den Wagen und fuhren weiter. Ottilie saß wieder in ihren Winkel, aber schweigend in sich versunken. Ihr Angesicht glühte noch und war von tiefem Ernst bedeckt. So war sie als eine frisch glühende Frucht anzusehen, auf welcher sanft verhüllender, leicht abzustreifender Reif liegt. Meine Menschenkenntniß war nicht groß, aber ich sagte mir, daß

in diesem Herzen Platz für einen schönen Ernst des Lebens sein müsse. Ernst des Lebens! was wußte ich selbst über dieses Thema? Aber mit siebenzehn Jahren bildet man sich ein, ihn erschöpft zu haben, und spricht gern davon. Glücklich wäre ich gewesen, wenn ich ihre beiden Hände fassen und so schweigend ihr gegenüber hätte sitzen können.

Wir waren schon ziemlich weit vom Dorfe, als der alte Schulmeister nachgekeucht kam. Glückliche Reise! rief er noch einmal und warf Ottilien den Schooß voll frischgepflückter Früchte. Dann blieb er zurück. Das weckte sie wieder; sie beugte sich zum Wagen hinaus und nickte ihm dankend. Dann lachte sie und fing an, die Früchte zu vertheilen.

So wurde es Abend; auf der ganzen Ebene lag Friede ausgebreitet. Die Tante und Crescentia stimmten „Nun ruhen alle Wälder" an, und Ottilie, ihrer angenommenen Politik treu, wandte sich wieder zu mir mit Fragen und Erzählen. Als wir im Nachtquartier ankamen, kannte Eines des Anderen ganzes Leben. Laupa, glaube ich, hieß das Dorf, in welchem wir übernachteten. Im Hofe des Gasthauses gab es großen Streit. Die Tante und mit ihr Tochter und Nichte wollten, daß der babylonische Thurm von Koffern und Schachteln in ihre Schlaf-

zimmer gebracht würden, damit sie in Sicherheit wären; der Kutscher wollte nicht abpacken, behauptete, der Hof werde von trefflichen Hunden bewacht, die jeden Dieb zerreißen würden, und er möge am Morgen nicht wieder Stunden verlieren mit Aufpacken. Ich legte mich ins Mittel und bot mich an, als Wächter die Nacht im Wagen zuzubringen. Ottilie nahm es gleich an, die Tante nach einigem gefälligen Hin- und Herreden. Dann nahmen wir gemeinschaftlich unser Nachtessen ein auf dem Zimmer der Tante, und Ottilie machte den Thee. Sie that es mit solcher Anmuth, daß ich oft dachte: Welche Hausfrau wäre das! Mit siebenzehn Jahren denkt man öfter ans Heirathen, als man mit dreißig Jahren glaubt. Man ist eben naiver und zugleich gesetzlicher, und dann — wer setzt nicht in diesem Alter sein ganzes Leben schnellbereit aufs Spiel?

Da die Tante zu gähnen anfing, machte ich mich auf und ging auf meinen Posten. Ottilie gab mir noch die Hand und meinte, ich wäre einer der edelsten Menschen und das beste Herz Deutschlands. Im Wagen suchte ich mir ein Lager zurecht zu machen, so gut es ging. Die Damen hatten mir ihre großen Tücher mit gegeben, so hüllte ich das Ottiliens um Brust und Schultern und spannte es so straff als

möglich um mich; die anderen zwei brauchte ich als Fußbedeckung. Natürlich drückte ich mich in den Winkel Ottiliens.

Anfangs ging alles gut. Ich dachte an Ottilien, an die Orgel, an den Thee und träumte wachend. Als es aber spät wurde und der Hausknecht die Hunde von der Kette ließ, daß sie den einsamen und sonst ganz verlassenen Hof bewachten, fingen Leiden an, die ich nicht vorausgesehen hatte. Die Hunde, groß und riesig wie Löwen, hatten nicht sobald bemerkt, daß sich ein menschliches Wesen im Wagen befinde, als sie schon mit Bellen und Springen eine förmliche Belagerung begannen. Und sie thaten es mit solcher Wuth, daß ich eine nahe Bestürmung fürchtete. Glücklicherweise hatte ich die Wagenfenster geschlossen, sonst hätten mich wohl die gewissenhaften Bestien angegriffen. Der Hausknecht hatte sich entfernt, und ich wollte nicht rufen, aus Angst, Ottilien, deren Fenster auf den Hof gingen, meine Furcht zu verrathen. — So streckte ich mich seufzend hin und hielt mich so ruhig als möglich. Das beruhigte auch die Thiere, die sich knurrend rings um den Wagen lagerten. Da ich bemerkte, daß sie bei jeder leisesten Bewegung, die ich machte, aufs Neue wüthend aufsprangen, suchte ich so steif und regungslos

wie ein Todter da zu liegen. So gewann ich doch eine ruhige Viertelstunde. Da klang ein Fenster des Gasthauses, und „Studiosus! Studiosus!“ rief es. Ich erkannte die Stimme Ottiliens und richtete mich auf, um sie beim Schein des Mondes und der einsamen Stallaterne, die im Hofe brannte, noch einmal zu sehen; aber das Wagenfenster zu öffnen, wagte ich nicht, denn schon sprangen die Hunde wüthend und bellend rings herum. — Ich wollte Ihnen noch gute Nacht sagen, rief Ottilie wieder, und dann setzte sie hinzu: Zeigen Sie Sich doch! — Mit verzweifeltem Muthe riß ich das Fenster auf und streckte, schmerzlich lächelnd, den Kopf hinaus. Fünf schreckliche Hundeköpfe bellten mich an, sahen mich mit glühenden Augen an. Gute Nacht, Fräulein Ottilie, rief ich zurück. Die Hunde sprangen immer höher, aber ich rührte mich nicht. Ottilie winkte mir mit der Hand, ich winkte wieder; einer der Hunde richtete sich am Wagen an und glotzte mir ins Gesicht. Ich erhob die Faust und gab ihm einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er zurück prallte. Aber das war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Alle fünf sprangen nun heran. Glücklicher Weise rief die Tante, Ottilie zog sich zurück, und ich schlug schnell das Fenster zu. In kalten Schweiß gebadet, sank ich in meinem Winkel zurück und ließ die Hunde bellen.

Erst spät nach Mitternacht entschloß man sich im Hause, nach der Ursache des ungewöhnlichen Lärms zu sehen, und kam der Hausknecht, um die Hunde an die Kette zu legen und mich von meinen Feinden zu befreien. Mein Schlaf war dahin; nur minutenweise nickte ich ein, immer an Ottilien denkend, und sobald ich Bewegung im Hause merkte, sprang ich aus dem Wagen, um versprochener Maßen meine Reisegefährtinnen früh zu wecken. Als ich an die Thür pochte und mich zu erkennen gab, waren die Damen schon wach und auf. — Du Himmel! rief die Superintendentin, kommen Sie mir nicht herein, meine Mädel sind noch mit ihrer Toilette nicht fertig! Aber sie hatte noch nicht ausgesprochen, als Ottilie schon den Riegel weg schob, die Thür aufriß und sagte: Kommen Sie nur immer herein, Sie treuer Wächter; wir werden Sie doch nicht vor der Thür stehen lassen!

In der That war keine Ursach dazu da; die Bettvorhänge waren vorgezogen, die Mädchen waren angekleidet, nur hatten sie noch ihr Haar nicht in Ordnung gebracht. Und dieser letztere Umstand verschaffte mir einen Anblick, wie ich ihn nie, sage nie, wie ich ihn dreimal nie gehabt habe. Ottiliens los gelös'tes Haar floß bis an die Knöchel als ein ein-

ziger, großer, goldener Mantel herab. Nur vorn war ein Theil ihres blauen Kleidchens zu sehen, sonst war die ganze Gestalt von der herrlichen, unvergleichlichen Fülle bedeckt. Erstaunt blieb ich an der Thür stehen, 'ohne ein Wort hervor zu bringen, und starrte die Pracht an. Unbewußt hob ich die Hand auf, um dieses Gold anzufühlen; da merkte Ottilie erst mein Erstaunen und lachte laut auf. Auch die Tante bemerkte es und sagte: Ja, ja, langes Haar und kurzer Verstand! ein Sprüchwort, ein wahr Wort! — Zum Glück war die Tante sammt Crescentia mit Einpacken ihrer Nacht-Toilette beschäftigt, und konnten sie mein ferneres komisches Benehmen, das sie lachen gemacht hätte, nicht bemerken. Ich streckte die Hand aus und faßte nach dem goldenen Schmucke; Ottilie entwischte mir und machte hundert Thorheiten mit den Haaren, die meine Bewunderung nur noch vermehrten. Bald hüllte sie sich ganz darein, daß ihr holdseliges Gesichtchen wie aus einer Kutte hervor blickte, bald warf sie es rückwärts und lief durch die Stube, daß es wie ein Komet nachflog; dann kniete sie mit plötzlich ernstem Gesichte hin, und es fiel ihr über die Füße hinab und auf den Boden, wie die Schleppe einer betenden Königin. Magnetisch ange-

zogen, that ich doch, als ob ich nur auf ihr kindisches Spiel einginge, und kniete ebenfalls hin und küßte den Saum dieser herrlichen Schleppe.

Keine Possen! rief die Tante; wir haben keine Zeit zu verlieren! Ottilie sprang auf, und in wenigen Minuten hatte sie die außerordentliche Fülle in zwei herrliche Zöpfe verwandelt. Sie wollte sie um den Kopf schlingen, aber ich bat sie, ihnen doch heute ihre Freiheit zu lassen. Warum nicht? sagte sie; im Wagen kann man Alles.

Und so fuhren wir langsam weiter gegen Dresden. An diesem zweiten Reisetage war ich nicht mehr der Fremde, sondern der vertraute Reisefreund, oder, wie die Tante sagte: eine angenehme Reise-Bekanntschaft. Außerdem erklärte sie mich für ein sonderbares Subject, für ein ächtes Studentenblut, und so konnte ich mir schon Manches erlauben, und galt es nur als Ausdruck meiner Sonderbarkeit und Studentenhaftigkeit, wenn ich, oft stundenlang, die goldenen Flechten die vor mir lagen, in Händen hielt und mit ihnen sonderbar träumerisch spielte.

Mit tiefer Wehmuth ließ ich sie fahren, als Dresden am Horizont auftauchte und die Frau Superintendentin befahl, daß sie sittsam unter den Hut versteckt würden. Wir hatten viel geplaudert, aber

schweigsam fuhr ich in Dresden ein. Dort im Gasthause erwartete die ankommenden Damen ein Schwarm von Anverwandten. Da wurde geküßt, umarmt, gefragt; ich mit meinem Stock und Reisesack stand schweigend dabei, während die Koffer und Schachteln auf einen Karren gepackt wurden, um zu den Anverwandten gebracht zu werden. Alles drängte sich um Ottilien, und sie verschwand in dem Gedränge. Die Tante hielt es noch für ihre Pflicht, mich als liebenswürdigen Reisegefährten vorzustellen und ihr Bedauern auszudrücken, daß solche Bekanntschaften so flüchtig seien. Dann machte sie mir eine tiefe Reverenz. Dasselbe that Crescentia. Ottilie küßte einen Onkel, und ich ging. Aber wie ich um den Wagen bog, stand Ottilie da. Geben Sie mir Ihr Wort, daß, wenn Sie je nach Osterode kommen, Sie mich besuchen! sagte sie schnell. — Mein Wort! erwiederte ich eben so schnell und schlug in die Hand, die sie mir darreichte. — Ade! — Ade!

Acht Jahre, sage acht Jahre weniger drei Monate später fuhr ich wieder durch Norddeutschland. Ich kam aus einer Universitätsstadt und eilte nach einer der kleinen Residenzen, wo ich von Freunden am Abend dieses Tages erwartet war. Neben mir im Post-Coupé saß ein Student, ein Schwabe, der ge-

waltige Rauchsäulen in den herrlichen Junimorgen hinaus sandte und mir den ganzen Morgen von den Hohenstaufen und der Einheit Deutschlands gesprochen hatte. Aber als wir in ein freundliches Thal kamen, wurde er plötzlich schweigsam und nachdenklich. Er legte die Pfeife bei Seite und blickte: die Ellbogen aufs Spritzleder gestützt, sehnsüchtig und schwärmerisch vor sich hin. Nach und nach fing er zu murmeln und zwischen den Zähnen zu sprechen an, und als im Hintergrunde des Thales ein altes Städtchen mit spitzen Giebeln auftauchte, rief er plötzlich aus: O Oschterode, wüschtest du! — und hielt wieder inne. Er schien in einer Art eigenthümlicher Ekstase. Mir aber tauchte bei dem Namen Osterode meine ganze leipzig-dresdener Studentenfahrt mit Ottilien und der Orgel und dem goldenen Haar auf.

Ist das Osterode? fragte ich den Studenten.

Er aber machte ein abwehrende Bewegung und deklamirte wieder: O Oschterode, wüschtest du...

Ob das Osterode ist, frage ich Sie!

Stören Sie mich nicht! rief er unwillig; ich mache Verse. — O Oschterode, wüschtest du...

Es war kein Zweifel, daß das Städtchen vor uns Osterode war, denn der Student wendete sich mit seiner Apostrophe immer den Giebelhäusern zu.

Kennen Sie Osterode? fragte ich ihn wieder.

Ob ich es kenne! rief er pathetisch; besser, als es sich selbst kennt, wie ich die geheimschte Gefühle meines Herzens kenne. O Oschterode, wüschtest du!

Kennen Sie daselbst ein gewisses Fräulein Ottilie Malsburg?

Der Student sah mich sprachlos und mit großen Augen an. Endlich rief er: Ischt ihr Ruhm bis in die böhmischen Wälder gedrungen? Sie ischt ja eben der Gegenstand meiner dichterischen Begeischterung!

So werden Sie mir auch ihre Wohnung angeben können, und wenn wir lange genug in Osterode halten, werde ich sie besuchen.

Der Schwabe sah mich mißtrauisch an und schien eifersüchtig zu sein. Um ihn zu beruhigen, fügte ich hinzu: Acht Jahre sind's, seit ich sie zum ersten und letzten Male gesehen.

Er athmete auf und wurde freundlicher. Ja, sagte er, besuchen Sie sie und sagen Sie mir dann, wie sie aussieht, welches Kleid sie heute trägt, ob sie gut gestimmt ist. Ich Unglücklicher bin ihr nicht vorgestellt und verehre sie aus der Ferne; ich hatte nie den Muth, ihr ein Wörtchen zu sagen. O wir Schwaben! rief er und schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn; dann fuhr er fort: Jede Woche

komme ich herüber und starre zum Fenster hinauf wie der Ritter Toggenburg, und so sitz' ich eine Leiche eines Morgens da.

Er versank in melancholisches Hinbrüten. Der Condukteur versprach mir, den gesetzlichen zehn Stationsminuten fünf ungesetzliche hinzufügen und mir eine Viertelstunde gönnen zu wollen. So kamen wir auf dem Platze des Städtchens an. Der Student versprach mir, die Post nicht weiter zu lassen, bis ich komme, dann deutete er stumm nach einem Hause, das auf dem Berge stand und das ganze Städtchen überschaute. Ich lief die steile Gasse hinauf und kam athemlos vor dem Hause an. Langsam stieg ich die Treppe des ersten Stockwerkes hinauf, und noch athemlos fragte ich das Dienstmädchen nach Fräulein Ottilie, die ich dringend zu sprechen wünschte. Sie ist mit einer Freundin im Garten, ich will sie holen gehen, sagte das Mädchen und ging.

Ich trat indessen in die Stube. Da sah es reinlich und wohlgeordnet aus; von Ueberfluß oder Ueppigkeit war freilich keine Spur. An der Wand hingen einige hübsche Kupferstiche und ein kleiner Bücherschrank. Die ganze eine Seite nahm ein Clavier ein, auf welchem große Notenstöße lagen. Zu Athem und zu Besinnung gekommen, fiel mir jetzt

erst das Sonderbare meiner Lage auf, und ich fing an zu fürchten, daß sie auch etwas Lächerliches hätte. War es nicht wenigstens komisch, jenes vom Kinde dem Kinde gegebene Wort halten, und schien es nicht eitel, von dem zur Dame herangewachsenen Kinde erkannt werden zu wollen? Die Züge des Knaben hatten sich seit acht Jahren bedeutend verändert; sein Gesicht war von Italiens Sonne, von der verschiedenen Luft verschiedener Klimate gebräunt, und das ehemals glatte war von einem dichten Barte beschattet. Ich fing an, mich auf eine Demüthigung vorzubereiten, und legte das freudig aufgeregte Gesicht in ernste und anstandsgemäße Falten. Und sie? wie wird sie aussehen? dieser Gedanke machte mir noch mehr bange als der erste. Ottilie mit ihrem ganzen Jugendreize, Ottilie, die ungeöffnete Knospe, trat mir frischer und lebendiger denn seit Jahren vors Gedächtniß, und mit ihr mancher Schatten jener Gefühle, die ich in den zwei Reisetagen verspürt hatte. Eine außerordentliche Aufregung bemächtigte sich meiner; mein Herz pochte vor Furcht, Erwartung und Ungewißheit, als ich auf der Treppe Schritte hörte.

Die Thür öffnete sich; an der Seite einer Freundin, ein Arbeitskörbchen in der Hand, trat Ottilie

herein. Nur im Momente, da sie über die Schwelle schritt, schien sie überrascht, dann aber ging sie schnell auf mich zu, reichte mir die Hand, nannte mich beim Namen und hieß mich herzlich, herzlich willkommen.

Kaum hatte sie meinen Namen ausgesprochen, als mir auch schon die Freundin ihre Hand reichte und sagte: Der Reisegefährte zwischen Leipzig und Dresden?

Ich sah, daß ich kein Fremdling war in Ottiliens Kreise, und alle Bangigkeit verschwand.

Sie sehen, fuhr Ottilie freundlich fort, Sie sehen, daß ich von Ihrem Besuche kaum überrascht bin; ich wußte, Sie würden Wort halten.

Nun war ich trotz dieser freundlichen Aufnahme noch befangener als bei meinem Eintritte. Ich hatte Ottilien sogleich erkannt, und doch war sie es nicht mehr. Ich hatte alle Mühe, mich zu überzeugen, daß sie dieselbe war, die vor acht Jahreu mir gegenüber im Wagen gesessen. Noch war sie schön, noch war sie anmuthig in jeder Bewegung; aber es war die Schönheit der verblühenden Rose, und ihre Bewegungen, einst so keck, so frisch und wild, waren voll Ruhe. Eine ernste, melancholische Würde lag über ihr ganzes Wesen ausgegossen, selbst wenn sie lächelte, selbst wenn sie sich an die Tollheiten unse-

rer Reise erinnerte. Die runden kindlichen Wangen waren von einer rosigen Blässe bedeckt; die großen blauen Augen hatten sich etwas scheu in die Tiefe zurückgezogen, aus der sie nur mit gedämpftem, sanftem Lichte hervorstrahlten. Unwillkürlich fiel mein Blick auf das Haar, das mich entzückt hatte — der Goldglanz und auch die Fülle waren dahin. Doch war sie schöner als je, es war die Schönheit der traurigen, umhüllten Abendstunde — es war die schwermüthige Schönheit des Verblühens.

Ich fürchtete, sie mein trauriges Gefühl errathen zu lassen, und fing zu plaudern an. Ich erkundigte mich nach der Tante; die war gestorben — nach Crescentia, die war an einen Pastor verheirathet. Ottilie fragte mich nach meinem Leben in diesen acht Jahren; geizig mit den mir zugezählten Minuten, erzählte ich schnell, und in meiner Erzählung kam viel des Bunten und kamen die Namen von vielen Ländern und Städten vor. Dann fragte ich sie nach ihrem Leben. Sie schien wie aus einem Traume erwacht, strich sich mit der feinen und mageren Hand über die Stirn und sagte, wie sich besinnend, als ob es ihr jetzt zum ersten Mal auffiele: Ich? — ich war immer hier in Osterode, immer zu Hause — bei meinem Vater.

Einsamkeit! trübe, frostige, tönende Einsamkeit! Pflicht und keine Freude, keine Liebe! dachte ich bei mir und schlug die Augen nieder. Auch Ottilie saß traurig schweigend da und sah zu Boden. — Ich sprang vom Stuhle auf und entschuldigte mich mit der kurz zugemessenen Zeit. Die Freundin wünschte eine glückliche Reise, und Ottilie begleitete mich bis an die Treppe. Sie nahm meine Hand und sagte: Ich nehme Ihnen dasselbe Versprechen ab — wenn Sie je wieder in diese Gegend kommen . . .

Aber . . . fiel ich ein.

Sie werden mich finden, fügte sie rasch hinzu. Ich sah sie an; sie schlug die Augen nicht nieder, sondern lächelte schmerzlich, zuckte die Schultern und sagte: Kann ich meinen alten Vater verlassen, der Niemanden hat als mich? Und dann — ich bin ein Mädchen ohne Vermögen und — bald nicht mehr jung.

Ich küßte schweigend ihre Hand, und sie wiederholte: Versprechen Sie?

Ich verspreche es.

Und wie ich schon einige Stufen tiefer stand als sie, faßte sie mit einer Hand das Geländer, mit der anderen stützte sie sich auf meine Schulter und bückte sich tief hinab zu mir und reichte mir die Stirn.

Ich drückte einen warmen Kuß darauf und eilte, damit nicht die Thräne Zeit habe, brennend auf den Kuß zu folgen.

Ich sah mich nicht um, bis ich wieder unten auf dem Platze war und in das Coupé sprang. Der Student stand vor den Pferden und hielt sie am Zügel. Wie er sie los ließ, zogen sie an, und es ging fort. — Wie befindet sie sich? fragte er schreiend. — Sehr wohl! — Und was für ein Kleid trägt sie heute? — Ein blaues! — Danke! — Wie wir aus dem Schatten des Posthauses heraus waren, bog ich mich aus dem Coupé und sah zurück. Ottilie stand am offenen Fenster und winkte mir. Und wie wir aus den Gassen herauskamen und auf die Anhöhe, sah ich sie noch dort stehen und mit einem weißen Tuche Grüße zuwehen. — Auch der Schwabe mochte es bemerkt haben, denn er kam dem Wagen nachgekeucht, ballte die Faust und rief mir zu: Elender! Verräther! — Ich zuckte die Achseln, und wir fuhren rasch weiter.

Und dieses habe ich eben sagen wollen, daß es oft ein eitler Wunsch ist, wenn man beim Scheiden sagt: Auf Wiedersehn! Es dient oft nur dazu, daß man sich traurig überzeugt, an einem Glücke vorüber-

gegangen zu sein. Denn nicht selten ist, noch dünn gesäet das Glück, man geht nur daran vorüber.

Dieser Kuß auf Ottiliens weiße Stirn war mir von jeher einer der liebsten von allen, die ich im Laufe meiner langen Lehr- und Wanderjahre gegeben oder empfangen habe. Er mahnt mich aber an einen anderen, den ich unter ganz verschiedenen Umständen, mit verschiedenen Gefühlen und auf ganz anderer Scene, ich weiß nicht, ob gegeben oder empfangen. Wer weiß da die Gränze zu finden zwischen Geben und Empfangen! Meist liegt ja ein taumelnder Nebel über dieser Gränze.

Es war in Wien, und zwar in Wien während der Belagerung im Oktober des Jahres 1848. Dem Stadt-Commando war die Anzeige zugekommen, daß sich in gewissen zwei Häusern in einer gewissen Gasse nahe dem Augarten ein Waffenmagazin der loyalen Bürger vorfinde, dessen sie sich zu einer Contrerevolution im Innern der belagerten Stadt bedienen wollten. Da meine Compagnie beordert war, in den Augarten zu marschiren, um die daselbst hart bedrängten Studenten zu unterstützen, so gab man uns den Auftrag, auf diesem Wege jene zwei Häuser zu untersuchen und, wenn sich der Waffenvorrath daselbst

wirklich vorfinden sollte, die Einwohner zu verhaften. So rückten wir in die Gasse ein und auf die Häuser los — freilich mit einigem Skepticismus, denn wir waren schon gewohnt daran, daß dergleichen Gerüchte von Waffenvorräthen, Verschwörungen, Contrerevolutionen ausgestreut wurden, um zu beunruhigen und einen Theil der Kraft der Revolution mit solchen unnützen Beschäftigungen zu absorbiren.

Die Gasse, in die wir rückten, war wie ausgefegt. In den Hausthüren standen die Bewohner blaß, zitternd, betend — hier und da auch wohl fluchend. Denn vom Augarten her fiel ein Regen von allerlei Kanonenkugeln, theils in die Gasse, theils auf die Dächer und in die Fenster. Dort und da brachen sie durch mehrere Stockwerke, dort und da zündeten sie. Oesterreichische Jäger hatten sich nämlich, gedeckt vom Morgennebel, theilweise des Augartens bemächtigt, und da dieser, als Eingangspunkt in mehrere der Hauptstraßen der Leopoldstadt, von Wichtigkeit war, wurde er mit ebenso großer Hartnäckigkeit angegriffen als vertheidigt. Die österreichische Artillerie hatte einige hohe Punkte auf den Dämmen eingenommen und bestrich, wie gesagt, die Gassen, während die Vorstadt noch auf verschiedenen Punkten angegriffen wurde, um allerseits zu beschäf-

tigen und starken Zuzug nach dem Augarten zu verhindern. In dem Augenblicke, da wir durch die Gasse zogen, war der Kanonendonner allgemein, während vom Augarten her eine Gewehrsalve nach der anderen und dazwischen ununterbrochens Geprassel des Einzelfeuers erschallte. Einer in unseren Reihen — dies sei so nebenbei erzählt — fing bei Wahrnehmung dieses Sabbaths und beim Anblick der Kugeln, die uns entgegen flogen, gewaltig zu jammern an und sprach, obwohl er nie verheirathet gewesen, von fünf Kindern, die er zu ernähren habe und die er, himmelschreiend ungerechter Weise, nun als arme Waislein und hülflos in der Welt zurück lassen solle; denn aus diesem furchtbaren Geschieße werde nicht ein Einziger von uns lebend zurück kehren. Unser Lieutenant, ohne ein Wort zu sagen, packte ihn am Rockkragen, schüttelte ihn, daß ihm der Calabreser vom Kopfe fiel und warf ihn voll Verachtung den Weibern zu, die in einer der Hausthüren standen. Diese verstanden schnell, umringten den Feigling und führten ihn als Gefangenen zum nächsten Posten. — Wir kamen an die zwei bezeichneten Häuser. Der Lieutenant schickte die ganze Compagnie voraus in in den Augarten und behielt nur zehn Mann zurück, von denen er selbst fünf in das erste Haus führte

und vier unter meinen Befehl stellte, damit ich mit ihnen das andere durchsuche.

Wir traten ein; das ganze Haus war wie ausgestorben, nirgends eine menschliche Seele zu erspähen; im Hofe streckte sich ein gewaltiger Wächterhund, der jeder herabfallenden Kugel entgegenbellte, und er war von diesem Geschäfte so sehr in Anspruch genommen, daß er nicht Zeit hatte, uns auch nur mit einem Knurren zu empfangen. Meine Gefährten drangen in Keller und Holzlager, ich selbst ging in das Haus, um die Bewohner, wenn einer zu finden, auszufragen. Die Thüren waren alle angelweit offen, aber die Stuben leer; so durchschritt ich den ersten Stock. Der dritte schien mir eben so menschenleer, denn nirgends regte sich etwas. Doch trat ich in die Stube. Da saß ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Hände im Schooß, die blonden Haare aufgelös't, vor einer Wiege, welche ihr Fuß mechanisch in Bewegung setzte. Sie schien halb zu schlafen, denn ihr Kopf fiel einnickend auf die Brust. Ihr schönes, junges Gesicht war blaß, abgehärmt und müde, doch sah man ihr an, daß es noch vor wenigen Tagen schön geblüht haben mochte.

Wie ich einige Schritte ins Zimmer that, fuhr

sie auf, strich sich die Haare aus dem Gesicht und fragte schlaftrunken und erschrocken, was ich wolle.

Es that mir leid, sie aus dem Schlafe, der ihr so nothwendig schien, gestört zu haben, und ich brachte mein Anliegen so kurz als möglich vor.

Ach nein, sagte sie lächelnd, solche Waffen möchten wir nicht verbergen. Hier im Hause sind wir alle für die Freiheit.

Sie sagte das, wie man sich in der gerichtlichen Sprache auszudrücken pflegt, mit einem solchen Accent der Wahrheit, daß ich an ihrer Aussage nicht zweifeln konnte. Ich entschuldigte mich, daß ich sie wahrscheinlich erschreckt hätte. — O nein, erwiderte sie, ich erschrecke nicht vor einem Studenten. (Alles, was einen Calabreser trug, hieß Student.) Die Herren Studenten seien ja so brav! sie thun Alles fürs Volk, fügte sie hinzu. Ich bin nur so aufgefahren, fuhr sie fort, um mich zu beruhigen, weil ich g'rad einschlafen wollte. Schau'ns, seit vielen Nächten hab' ich schon kein Auge geschlossen. Der arme Wurm und dabei deutete sie nach dem Kinde, das in der Wiege lag — ist so krank.

Bei diesen Worten beugte sie sich zu dem Kinde hinab und horchte auf seinen schweren Athem. Unendliche Trauer lagerte sich auf ihr ganzes Gesicht,

und sie schien zu vergessen, daß ich in der Stube war, eben so wie sie die Gewehrsalven, den Kanonendonner und die herabfallenden Kugeln kaum zu hören schien. Nur manchmal, wenn in nächster Nachbarschaft ein Dach durchbrochen wurde und Fenster und Thüren zitterten, zuckte sie unwillkürlich zusammen. Wie sie so hinabschaute und in den Anblick des kranken Kindes so tief schmerzlich versunken war, schien mir dieser Kummer nur ein mütterlicher sein zu können, und ich hätte sie auch für die Mutter gehalten, wenn nicht doch hinter der Bläße des Gesichts jugendlich blühende Jungfräulichkeit widersprechend hervorgeleuchtet hätte.

Sie sollten doch das Haus verlassen, sagte ich wieder, es ist zu sehr ausgesetzt. Auch haben es in der That schon alle Anderen verlassen.

Sie erwachte wieder bei diesen Worten und sagte: Ich fürcht' mich nit. Auch möchte ich das Kind nicht in die kalte, neblichte Luft hinaustragen, das könnte es noch früher tödten, das arme Ding, das so nicht mehr lange zu leben hat.

Sie sagte das mit einem Tone, aus dem größerer Kummer sprach, als alle Thränen auszudrücken vermocht hätten.

Sind Sie denn ganz allein? fragte ich wieder;

denn es that mir leid, sie so einsam und allein mit ihren Schmerzen zurückzulassen.

Mein Vater, antwortete sie, ist seit acht Tagen fort und schlägt sich irgendwo an der Linie. Vielleicht ist er schon todt.

Und ihre Mutter?

Die ist auf dem währinger Kirchhof — der ist kommen und sie ist gangen, fügte sie hinzu, indem sie auf das Kind in der Wiege deutete.

Indessen hatte sie das Gespräch doch aus ihrem Halbschlummer und aus dem Hinbrüten geweckt. Sie horchte aufmerksamer auf den Lärm des Geschützes und sagte: Im Augarten scheint es böse herzugehen.

Das erinnerte mich an den Befehl, der uns dahin beorderte; die Gefährten hatten indessen das Haus untersucht und riefen mich; so wandte ich mich, um fortzugehen.

Schon stand ich auf der Schwelle, als ich plötzlich eine Hand, die mich zurückhielt, auf meiner Schulter fühlte. Ich sah mich um, und das Mädchen stand hinter mir. Ihr Gesicht war blaß, die Augen voll Thränen, und sie zitterte am ganzen Leibe. Gehen Sie nicht! flehte sie mit gerührter Stimme — hören Sie, wie die Kugeln niederregnen; im Augarten scheint es sehr arg zu sein — der Him=

mel sei den Fallenden gnädig! Jetzt stehen sie frisch und gesund vor mir — in wenigen Minuten vielleicht sind Sie ein todter Mann.

Stotternd drängten sich diese Sätze und abgebrochen über ihre blassen Lippen. Jede Gewehr-Salve, die sie jetzt erst zu hören schien, machte sie erbeben, und wie sie zusammenfuhr, fielen ihr die schon halb aufgelös't'en Haare über Schulter und Brust, und stürzten die mit Mühe zurückgehaltenen Thränen in einzelnen Güssen aus den Augen über die Wangen. Sie war das Bild innigsten, menschenliebendsten Mitleids.

Wie heißest du, gutes Mädchen? fragte ich, indem ich den Arm gerührt und brüderlich um ihren gebeugten Nacken legte.

Nani heiße ich, antworte sie leise.

Nani, gutes Mädchen, sagte ich, du siehst wohl, daß wir gehen müssen.

Nani stand traurig da und schien nach Worten zu suchen. Sie setzen es doch nicht durch, murmelte sie endlich, indem sie die Arme sinken ließ und gottergeben die Hände über dem Schooße faltete.

Da rief ein Student vom Hofe herauf, was soll das Plaudern, soll das Zaudern?!

Er weckte mich mit seiner faustischen Citation

aus den Betrachtungen, in die ich beim Anblick und bei den Worten des Mädchens versunken war. Du hast Recht, Nani, sagte ich, in wenigen Minuten kann ich ein todter Mann sein. Es gilt, so schön und heiter aus dem Leben zu gehen, und du bist so holdselig und gut! Gib mir einen Kuß zum Abschied.

Ohne eine Wort zu erwiedern, schlang Nani beide Arme um meinen Hals und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen.

Wieder rief es, aber schon näher auf der Treppe: Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern! und ich ging. — —

Zehn Tage später irrte ich unstät und flüchtig durch die Gassen der Leopoldstadt. Wien war genommen, die Gefährten saßen in enger Haft und sahen dem Tode entgegen; durch glückliche Zufälle war ich demselben Schicksale entgangen. Aber es hing drohend über meinem Haupte; ich flüchtete aus einem Verstecke ins andere, um die Späher und Häscher von meiner Spur abzubringen. Bei Freunden durfte ich nicht verweilen, denn dort wurde ich zuerst gesucht, und alle anderen Verstecke waren bereits erschöpft. So irrte ich durch die dunklen, abendlichen Gassen der Vorstadt; die feuchten Novembernebel

stiegen aus der Donau und breiteten sich als ein Leichentuch über die Gassen, in denen unheimliche Stille waltete. Die einzelnen Fußgänger huschten bedächtig, vorsichtig „mit leisen Sohlen" an einander vorüber; Einer sah den Andern mißtrauisch an. Die ausgestellten Wachen schienen jeden Vorübergehenden durch und durch blicken zu wollen, und man hatte Angst vor dem Tone seines eigenen Schrittes, der doch auf dem feuchten, schmutzigen, hier und da aufgerissenen Pflaster kaum hörbar war. Ich wußte nicht, wo in dieser Nacht mein Haupt zu herbergen, und war entschlossen, mich aus einem dunklen Winkel in den andern zu schleichen.

Da fiel mir Nani ein. Die mich so warm geküßt hat, wird mich nicht verrathen, sagte ich vor mich hin und lenkte meine Schritte ihrer Gasse zu. Ich fand das Haus so still wie vor zehn Tagen; ich stieg die drei Treppen hinauf, ohne Jemandem zu begegnen; ich pochte an die Thür, und Niemand sagte: Herein. So drückte ich an die Klinke und öffnete leise und trat in die Stube. Unheimliche Dämmerung lag über sie ausgebreitet. Vom Bette her fiel ein schmaler Lichtstreifen, der den Boden der Stube halb erhellte. In diesem Lichtstreifen saß das Kind, das ich krank in der Wiege gesehen hatte, und

spielte. Es war frisch und gesund. Am Tische saß ein ältlicher Mann, dem die halb ergrauten Haare wirr und wild über die Stirn fielen. Er stützte den Kopf in beide Hände und starrte auf ein großes Papier, das mit großen Lettern angefüllt war. Ich wandte meine Blicke dem Lichte entgegen, das vom Bette herkam. Es war ein Todtenlicht. Dort lag Nani. Ihre Brust war entblößt und trug eine breite, rosige Wunde. Ein milder, seliger Friede lag über ihr Gesicht gebreitet, trotz der schmerzlichen Verzückung der noch immer rosigen Lippen.

Wir hatten in diesen Tagen so Schreckliches gesehen, daß mir das Bild, das sich vor mir ausbreitete, ein lieblich-friedliches erschien, und daß ich nur traurig, nicht entsetzt, bei seinem Anblicke stehen blieb. Ich wandte mich endlich dem Vater zu, um zu fragen, und las anstatt der Antwort die Inschrift auf dem Papiere, die er seinem Kinde als Grabschrift bestimmt hatte. Sie lautete: Auch sie starb für das Vaterland und ihre Ehre.

Ich setzte mich an das Bett Nani's und verbrachte dort meine Flüchtlingsnacht. Des Morgens kamen fremde und kalte Männer, um die Rebellin geheim fortzutragen; da mußte ich, ehe sie mich be-

merkten, weiter eilen, und die Grabschrift des Vaters war umsonst. Nani bekam keinen Grabstein, der von ihrem Tode erzählen durfte.

3.

Miß Ellen.

Undankbar der, der glücklich ist und es nicht zugesteht; selbst derjenige, der glückliche Zufälle nicht anerkennt. Hätte ich Nani einige Wochen länger gekannt, ihr Ende würde mir vielleicht einige Wunden geschlagen haben. So ist mir ihr Tod ein trauriges Ereigniß, gemildert durch den schönen Eindruck. Meinem armen Freunde Prosper Carard aus Lausanne hat das Schicksal Härteres beschieden, und wie das kam und wie ich ihn kennen gelernt, will ich erzählen, wieder anknüpfend an jene Wanderlebens-Epoche, aus welcher die zwei gehärteten Gestalten des Landammanns und des Landes-Capitäns hervorragen.

Ungefähr drei Wochen bevor ich bei den Sig-

nori Trippi eingekehrt, durchstrich ich an einem sonnigen Sonntags-Nachmittage den wunderbaren Park des Vice-Königs zu Monza. Ich tröstete mich über das Unglück, daß man mir in der Kirche die daselbst verwahrte fabelhafte eiserne Krone nicht hatte zeigen wollen, mit dem Anblick all der Wunder, die dieser herrliche Park verbirgt, und mit dem Schauspiel, das mir die überall auf Wiesen und in schattigen Laubgängen zerstreuten Gruppen lustigen Volkes gewährten.

Vor einem prächtigen Wasserfalle, der von einem ziemlich bedeutenden Hügel, beschattet von himmelhohen Eichen und Tannen herabfiel, blieb ich stehen und horchte seinem Rauschen und betrachtete seinen glänzenden Schimmer. Ungebrochen und ungestört fiel er zwischen zwei dichten Hecken, die den Hügel herab kamen, in die Tiefe und glich einem Spiegel in grünem Rahmen. Er hatte diese Eigenthümlichkeit, daß er, unten angekommen, nicht als Bach weiter geflossen, oder, zum See gesammelt, stehen geblieben wäre — nein, er verschwand in einer Ritze am Boden wie von der Erde verschlungen. So umgab ihn etwas Besonderes, schien er ein dichter silberner Vorhang, der ein Geheimniß verhüllt.

Und so war es auch. Denn während ich vor

ihm stand und ihn nachdenklich und träumerisch betrachtete, theilte er sich plötzlich, und aus seinem silbernen Gewebe mit einem gewaltigen Satze und lachend sprang ein Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren. Es war, als hätte ihn die Flut geboren. Der Junge schüttelte leicht die geringe Feuchtigkeit ab, die an seinem Strohhute, seinem leinwandenen, doch eleganten Reisekittel hangen geblieben war, und immer noch lachend blieb er neben mir stehen und sah sich nach dem Wasserfalle um, aus dem er hervorgesprungen war, während ich selbst erstaunt bald diesen, bald den Wellenstaub-Geborenen betrachtete. Das Wunder war auch von Anderen bemerkt worden, und bald sammelte sich vieles Volk um mich und den jungen Mann, der, immer dem Wasserfalle zugekehrt, Prosper! Prosper! rief und endlich Assez de bêtises! hinzufügte. Aber seine Stimme verhallte im Rauschen des Wassers, und aus dem Innern kam keine Antwort zurück.

Das Volk, das um uns herum stand, schien wohl mit dem Geheimnisse des Wasserfalles bekannt, aber doch nicht weniger begierig, als ich, zu wissen, was das Rufen des Forestiere bedeute, ja, vielleicht um so begieriger, als es dessen fremde Laute nicht verstand. Da immer kein Laut aus dem Wasserfalle

hervor kam, schlich, wie ich wohl bemerkte, ein Knabe hinter der Hecke auf den Hügel und drückte auf einen Balken. Die oben befindliche Schleuse fiel zu, der Wasserfall sank wie ein abgerissener Vorhang und verschwand in die Tiefe der Erde.

Wir sahen in eine ziemlich geräumige, mit Epheu austapezirte Grotte — im Hintergrunde der Grotte, auf einer Moosbank saß eine schwarzhaarige Lombardin, ein reizendes junges Geschöpf, und vor ihr lag auf den Knieen, sie an beiden Händen auf der Bank zurückhaltend, ein Jüngling schön wie ein junger Gott. Ihr war die silberne Nadel aus dem Haar gefallen, und es rollte in dicken Wellen herab; er, der mit seinem Gefährten neben mir gleich gekleidet war, hatte den Strohhut abgeworfen, und zeigte ein herrliches, griechisches Profil auf einem edel und griechisch geneigten Nacken. Es war ein prächtiges Bild im schönsten Rahmen.

Der Forestiere neben mir lachte; mir that der Anblick wohl. Nicht so sehr schien er dem Volke zu behagen. Nach den ersten Momenten der Ueberraschung fing es zu murren an und brach endlich in Verwünschungen aus gegen die verfluchten Fremden, die da kommen, den Mädchen des Landes die Köpfe zu verrücken. Das Paar in der Grotte hatte nicht

sobald bemerkt, das Tageshelle einbrach, als es erschrocken aufsprang. Prosper — denn so hieß der junge Mann — trat ruhig und stolz an den Eingang der Grotte und maß die Menge, die immer lauter wurde, mit muthigen, dunkelblau glühenden Augen. Auf dem etwas bleichen Grunde seiner Wangen lag eine sanfte Röthe; sein herrlicher Kopf hob sich hoch empor, und sein fein geschnittener Mund, aus dem eine Reihe glänzender Zähne hervorleuchtete, lispelte dem Gefährten ein kaum vernehmliches: Zu mir, Emil! entgegen. — Emil stellte sich an seine Seite, und ich, der ich anfing, als Fremdling mich mit dem Fremdlinge solidarisch zu fühlen, zu ihnen durch eine leise erwachende Neigung, durch die imponirende und wohlthuende Erscheinung des Einen, so wie durch gleiches Alter hingezogen und vom murrenden Volke, das mich für ihren Reisegefährten hielt und gleichmäßig mit Verwünschungen überhäufte, unwillkürlich zu ihnen hingedrängt — ich folgte Emil und stellte mich an die Seite Prosper's. Die beiden Fremdlinge nahmen ihre Reisestöcke am unteren Ende und schienen sich zu einem Kampfe zu bereiten. So that auch ich. Prosper bemerkte es und lächelte dem unverhofften Bundesgenossen dankbar zu.

Die Männer aus dem Volke, wie sie uns in dieser kampfgerüsteten Stellung sahen, stürzten auf die Hecke los und brachen mit lauten Ausrufungen Stöcke ab. So wurde ein Theil des Ausganges frei. Das Mädchen, das bisher erschrocken und zitternd im Hintergrunde der Grotte gesessen hatte, benutzte diese Gelegenheit, raffte die silberne Nadel auf, schob das lange schwarze Haar wie einen Schleier vors Gesicht und entwischte aus der Grotte. Sie bog um die Hecke und verschwand bald im dichten Gebüsche. Prosper sah ihr nach, unbekümmert um die Männer, die sich waffneten. Sobald ihre letzte Spur verschwunden war, griff er nach einem kleinen, rothen Seidentüchlein, das sie in der Angst hatte liegen lassen, schob es in die Brust und rief: Jetzt Flucht! und zum Wagen!

Mit diesen Worten, den Stock in die Lüfte schwingend, sprang er über den Graben; wir nach und mitten durch das Volk, Männer und Weiber, die vor dem plötzlichen Sprunge auseinander wichen. In wenigen Minuten waren wir aus ihrem Bereiche und aus dem Bereiche der Steine und Stöcke, die uns nachflogen. Am Eingange des Parkes stand ein großer offener Wagen; wir sprangen hinein, die Pferde zogen an, und wir flogen, über die nach-

schimpfende Menge lachend, aus den Mauern Monza's, der alten Stadt der eisernen Krone.

Hinter Monza eine Erkennungs-Scene. Wir waren alle drei Studenten. Prosper und Emil kamen von der Akademie zu Lausanne und benutzten die Ferien, um die drei Seen des nördlichen Italiens zu besuchen. In wenigen Tagen sollte ihre Reise einen officiellen Charakter annehmen, sich dem Norden zuwenden. Prosper war der Abgeordnete der lausanner Studentenschaft zum zofinger Studententage, wo sich, nach einem neulich constituirten Bunde, alljährlich im September die Deputirten der verschiedenen schweizer Universitäten und Akademieen versammelten, um einen lebendigen und gegenseitig anregenden Verkehr zu unterhalten. Emil begleitete den Abgeordneten der lausanner Akademie als Freund und freiwilliger Secretär. Man sah es Prosper an, daß er unter seinen Collegen eine Rolle spielte, und Emil's Wesen verbarg es nicht, daß er zu jenen weiblichen und hingebenden Charakteren gehörte, die sich schon in der Schule an die hervorragenden und unwillkürlich überwiegenden Persönlichkeiten mit verehrungsvoller Freundschaft anschließen und in dieser rührenden und bescheidenen Freundschaft oft ein ganzes Leben ausharren.

Wir fuhren bereits eine Stunde, als es uns erst einfiel, nach den beiderseitigen Reisezielen zu fragen — es traf sich glücklich, daß wir alle nach Como wollten, und so ging die Reise gemeinschaftlich und ununterbrochen fort.

Als wir in Como ankamen, lag schon tiefe Nacht auf Stadt und See; doch bekamen wir noch beide in herrlicher Beleuchtung zu sehen. Auf den Bergen flammten plötzlich ungeheure Feuersäulen auf, welche die Ankunft des Erzherzogs Stephan feiern sollten. Sie tauchten Stadt und See in eine sanfte Gluth. Auf dem Wasser fuhren einzelne Kähne hin und her und klangen lustige Lieder. Aber die Ankunft des Erzherzogs und die officiellen Feierlichkeiten hatten so viel Volkes in die Stadt gezogen, daß in keinem bescheidenen Gasthause ein Unterkommen zu finden war. So mußten wir al Angelo, dem prächtigsten Hotel Como's, das den Hafen und einen Theil des See's beherrscht, anfragen. Auch hier war Alles überfüllt, und wir heuchelten nur, der Nothwendigkeit weichen und eine hoch oben auf der obersten Terrasse gelegene Bedientenstube annehmen zu wollen. Man bereitete uns ein gemeinsames Strohlager, und wir schliefen bald den Schlaf des Gerechten.

Plötzlich weckte uns ein gewaltiger Lärm. Aus der lauten, in französischer Sprache geführten Conversation des Kellners mit einem Fremden erkannten wir, daß letzterer sich weigerte, eine Bedientenstube anzunehmen, und daß er die Zumuthung unverschämt fand. Der Kellner beharrte auf der Unmöglichkeit, besser zu dienen; der Fremde entwickelte eine außerordentliche Beredtsamkeit in der Gegenbeweisführung, in den Ausfällen gegen italienische Unverschämtheit, erhob seine donnernde Stimme immer gewaltiger und schloß endlich mit der Versicherung, daß er nicht eher weichen wolle, als bis er das ganze Haus sammt dem Erzherzog und seinem ganzen Hofe geweckt haben werde.

Das war uns denn doch zu viel. Wie auf ein gegebenes Zeichen sprangen wir auf die Terrasse. Beim Lichte des Kellners sahen wir einen großen Mann, der auf breiten Schultern einen wahren Negerkopf trug, welcher bloß, wie es schien, durch ein Versehen der Natur nicht mit dunklem Schwarz, sondern nur braun gefärbt war. Aber Backenknochen, Nase, Lippen, Augen und Kraushaar hätten jedem echten Neger Ehre gemacht. Wir erkannten bald, daß es mit seinem Zorne und seinem Ruhestörungs-Projecte nicht so arg gemeint war. Er blickte ganz

ruhig, fast freundlich, und schien sich nur in den großen Worten und dem Ergusse seiner Beredtsamkeit zu gefallen.

Monsieur! sagten wir, fügen Sie Sich ins Unvermeidliche und stören Sie gefälligst nicht den Schlaf müder Wanderer. Wir versichern Ihnen, daß man hier oben vortrefflich schläft; wir haben es erfahren, bevor Sie die Güte hatten, uns aus unseren Träumen zu wecken.

A vingt ans, qu'on est bien dans un grenier! citirte der Fremde, indem er uns lächelnd anblickte. Dann sagte er: Sie sollen Recht haben; ich will so unschuldigen Schlaf, wie der Ihrige noch sein muß, nicht morden und ziehe mich in mein Gemach zurück. Doch will ich Sie früher noch um Entschuldigung gebeten haben. Ich habe die Weigerung dieses Sclaven, sagte er weiter, auf den Kellner deutend, für eine gewöhnliche italienische Filouterie genommen, und ich weiß, das man diesem Volke nicht weichen darf. Da ich aber sehe, daß sich eine solche edle Trias mit einem erbärmlichen Strohlager begnügen muß, so füge auch ich mich und bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Fürchtend, daß er eine neue Rede anfange, verbeugten wir uns schnell und zogen uns zurück.

Aber der süße erste Schlaf war unterbrochen, und es war schwer, den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen. Wir fingen zu plaudern an.

Wie schade um meinen schönen Traum! sagte Prosper gähnend. Ich habe von den schönen Mädchen aus Monza geträumt und von der Grotte, in der ich sie geküßt habe. Armes Kind! meinetwegen hat sie vielleicht von einem gefühllosen Vater Schläge bekommen, und ich ziehe lustig weiter in die Welt!

Emil sagte: Thut nichts! Es war ein schönes Abenteuer, und an mir lag's nicht, daß es so unangenehm endete. Es war eine Blume am Wege, und es hätte mich gefreut, wenn dir ihr Duft eine angenehme Reise-Erinnerung mitgegeben hätte.

Du irrst, Emil, erwiderte Prosper, ich habe die Sache nicht so leicht genommen. Das liebliche Kind, so allein in meiner Gewalt, wie es war, rührte mich ganz ungewöhnlich. Noch eine Stunde länger mit ihr, und ich hätte mich verliebt. Das fühle ich, daß sie mein Herz für Liebe empfänglich gemacht hat. Es ist oft so, daß ein kleines Abenteuer, ein Scherz, eine Einbildung das Herz aufwühlt, wie einen Acker — der nächste Windhauch, ein Zufall kann es dann mit Leichtigkeit befruchten. So bildet Romeo's Liebe zu Rosalinden das Vorspiel zu der eigentlichen Tra-

gödie. Es ist mir seit lange, als schwebte was in der Luft über mir — aber die Examina ließen mir bis jetzt keine Zeit, an dergleichen zu denken.

Emil hörte mit Andacht zu; ich mußte lächeln. Prosper aber schien in Nachdenken versunken, und es trat wieder Stillschweigen ein. Bald schliefen wir aufs Neue.

Mit dem ersten Morgenstrahle wurden wir wieder durch Lärm geweckt, und wieder war es der weiße Neger, der auf der Terrasse rumorte. Wasser! mehr Wasser! rief er — einen schaffhauser Wasserfall! — Und zu diesen Worten hörten wir in der That das Rauschen kleiner Wasserfälle. Wir kleideten uns an und traten auf die Terrasse, um den herrlichen Morgen zu begrüßen. Da stand der Neger in einer großen, flachen Wanne und ließ sich einen Kübel kalten Wassers nach dem anderen über den Kopf gießen. Er troff und sah aus wie der Gott des Flusses Niger.

Sobald er uns erblickte, sprang er aus der Wanne, und die knochige Gestalt uns entgegen bewegend, wiederholte er seine Entschuldigung von gestern. Dann trat er in die Stube zurück, um sich anzukleiden. Wir nahmen unser Frühstück auf der Terrasse ein, um uns für die Morgenwanderung auf

die Berge zu stärken. Unten rief man uns in den Saal des Gasthauses und legte uns das Fremdenbuch vor. Der Fremde war früher hinabgestiegen und verließ so eben den Saal, wo er sich ebenfalls eingeschrieben hatte. Seine Schrift glänzte noch frisch; in künstlerisch schönen Zügen, in großen prachtvollen Lettern lasen wir den Namen: Alexander Dumas.

Emil wurde beim Anblick dieses Namens sehr nachdenklich, und er erwachte aus seinem Brüten selbst nicht, als wir durch die Stadt, an Volta's Monument vorbei, um die Biegung des See's gegen Borgo di Vico wanderten und glücklich waren im Anschauen der herrlichen Landschaft, der dampfenden Wälder, der sonnigen Berggipfel, des lieblich lächelnden See's. Alexander Dumas war Emil's Lieblingsschriftsteller — Dumas' Prahlhänse waren des guten und gläubigen Emil romantische Helden. Als wir den Berg hinaufstiegen und rückwärts sahen, um die ganze Herrlichkeit, die sich vor uns aufthat, mit einem durstigen Blicke zu überschauen, spähte er nur, ob er nicht irgendwo seinen Dichter entdecken möchte.

Der Morgenwind säuselte in den Zweigen; die Wellen des See's, auf dem es lebendig wurde, kräuselten sich leise, und die Sonne, die bereits über die

Berge gestiegen war, spiegelte sich golden in den Millionen Facetten; im Hafen flaggten alle Schiffe, der Dampfer fing zu summen und zu brummen an; Spazierkähne kamen hervor und verbreiteten sich über die Fläche, nach der Villa Pasta, Odescalchi, Pliniana mit vollen Segeln, Schwänen gleich, dahinsteuernd. Die Glocken der alten Kathedrale von Como läuteten, und ihr Ton zitterte über die Wellen — da kamen ihnen die Morgenglocken-Grüße von Blevio, Cernobbio, Moltrasio entgegen und vereinigten sich zu einem sanft gedämpften Chore.

Ich gehe nicht weiter, rief Prosper und warf sich am Fuße einer Hecke hin, die uns von einer grünen Wiese auf der Höhe des Berges trennte. So was, sagte er, die Hand nach dem Thale ausstreckend, muß mit Ruhe geschlürft werden. Ich kann dieser Schönheit, immer weiter wandernd, nicht den Rücken zukehren. Diese Schönheit ist meine Braut, die ich bald ohne Schleier sehen und kennen werde — diese Schönheit ist die Schönheit der Natur, und ihr weihe ich mein Leben. Emil, du mußt dich endlich auch entschließen Medicin zu studiren.

Wie du willst, antwortete Emil — dann setzte er hinzu: Ja, das wird ein schöner Tag; er hat auch schön angefangen. Der erste Mensch, den wir

heute gesehen haben und ganz nackt gesehen haben, war ein Dichter, und diese Pracht hier, wie stimmt sie mit einer Dichterseele und einem solchen Tagesanfang zusammen!

Vergleichst du dieses hier mit Dumas? rief Prosper und lachte laut auf. Emil war verlegen und fürchtete, schlechten Geschmack verrathen zu haben.

Um nur etwas zu sagen, sprach ich: Nein mein Freund! dieses hier ist Göthe. Noch heute werden wir die Villa Sommariva sehen. Und ich murmelte vor mich hin:

Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an. —

Leider kenne ich Ihren Göthe nur wenig — mir ist der See, der auch brausen und stürmen kann, der herrliche See im dunklen Walde, mir ist er die wilde Dichterseele, in edle Form gegossen, die wilde Dichterseele in beschauerlicher Künstlerruhe — mir ist er der herrliche Lord.

So sprechend stand Prosper auf, trat auf einen Vorsprung des Berges, wo er das Land besser übersehen konnte, hob den Hut in die Höhe und rief mit frischer und begeisterter Stimme: Ich grüße dich, Mylord, ich grüße dich, Noel Gordon Byron!

Da rauschte es in der Hecke — die Zweige bogen sich aus einander; zwischen ihnen erschienen zwei große, blaue, erstaunte Mädchenaugen, ein grüner Schleier verwickelte sich im Gesträuche, zwei feine weiße Hände hielten die Zweige aus einander, und eine süße Stimme fragte schüchtern, doch etwas aufgeregt, in französischer Sprache, aber mit englischem Accente: Wer rief hier den Namen Noel Gordon Byron.

Wir kehrten uns erstaunt der sonderbaren und überraschenden Erscheinung zu; doch war Keiner von uns fähig, mit einem Worte auf die Frage des lieblichsten Mundes zu antworten. Endlich erhob Emil die Hand und deutete auf Prosper, welcher mit einem großen Schritte an die Hecke herangetreten war und wie erstarrt in die großen blauen Augen sah. Aber das alles dauerte zu lange. Die sonderbare Fragerin hatte nicht Kraft genug, das dichte Gezweige mit ihren kleinen feinen Händen länger auseinander zu halten, und die Hecke schloß sich plötzlich wieder, wie eine zugeschlagene Flügelthür. Prosper athmete auf, wie aus einem Traume erwachend. Mit Einem Male nahm er einen Anlauf und sprang über die Hecke; wir ihm nach.

Drüben auf der Wiese empfing uns eine eigen=

thümliche Gruppe. Die schöne Engländerin lag, anmuthig, doch nachlässig hingegossen, auf einem Shawl, der über die feuchten Gräser gebreitet war. Den Ellbogen auf ein rothseidenes Kissen und den Kopf in die Hand gestützt, über die eine reiche aschblonde Lockenfülle herabfloß, sah sie uns entgegen, wie wir über die Hecke sprangen, und lächelte freundlich. Ihr zu Häupten, auf einem schottischen Plaid, saß ein alter Mann mit trockenem, vielgefurchtem Gesichte und feinem grauem Haar, der unserem Beginnen ruhig und ohne eine Miene zu verziehen, zusah. Der Gentleman blickte aus seinem ganzen Wesen. Das trockene und wohlrasirte Gesicht war von einem feinen weißen Backenbarte eingefaßt und stak in zwei hohen, blühendweißen Vatermördern. Die ganze Kleidung war schwarz, einfach und streng, die weiße Cravate und die obligaten carrirten Gamaschen ausgenommen. Natürlich trug der Mann auch Handschuhe. Wie conventionell und typisch auch die Erscheinung im Ganzen war, so konnte man auf den ersten Blick doch eine auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge zwischen dem Manne und der jungen Dame erkennen, obwohl diese nichts Gewöhnliches, nichts Allgemeines in ihrem Wesen hatte. Man mußte ihn auf den ersten Blick als ihren Vater

erkennen. Dazu half nicht nur die Aehnlichkeit der Züge — ein stiller Kummer auf dem alten und trockenen Gesichte näherte es dem holden und jungen, das sichtbar von einem Schleier tiefer Melancholie bedeckt war. Der jungen Dame zu Füßen stand regungslos und steif ein dicker, breitschultriger Bedienter, mit einem wohl gefalteten Teppich auf dem Arme. Er sah uns kaum an, sondern starrte unverwandt den Augen seines Herrn zu, um auf jeden Wink bereit zu sein.

Ich hatte Zeit genug, diese Bemerkungen zu machen. Prosper, der auf die Ruhende zugetreten war, stand verlegen vor ihr, und so war denn auch Emil verlegen und wurde durch mehrere Minuten kein Wort gesprochen. Ich betrachtete das Ganze als eine Angelegenheit Prosper's, blieb ruhig und legte mich, nahe dem Vater, ins Gras, um die Entwicklung dieser Scene abzuwarten.

Sie waren es, sagte endlich die Fremde, freundlich lächelnd und mit jener Freiheit, die nur fein erzogenen Engländerinnen Männern gegenüber eigen ist, zu Prosper — Sie waren es, der den Namen aussprach; ich sehe es Ihnen an.

Im Angesichte dieser Herrlichkeit mußte ich sein gedenken, antwortete Prosper und neigte sich wie

magnetisch angezogen zu ihr hinab. Gewiß, fügte er nach einiger Zeit hinzu, gewiß lieben Sie Ihren herrlichen Landsmann.

Ob ich ihn liebe! lispelte sie vor sich hin, und ohne selbst zu wissen, was sie that, in Gedanken vertieft hob sie ihre Hand und streckte sie Prosper wie zum Gruße entgegen. Doch besann sie sich schnell wieder und ließ die Hand sinken. Prosper hatte nicht den Muth, sie auf halbem Wege zu fassen, obwohl er mit sichtbarer innerer Freude die Bewegung bemerkt und sich ihr immer näher zugebeugt hatte.

O Wahnsinn, der sich einer ganzen Welt bemächtigt! murmelte der Vater mit einem Seufzer und leise vor sich hin, so leise, daß ich glaubte, die sonderbaren und räthselhaften Worte allein gehört zu haben. Aber sie waren auch der Tochter nicht entgangen. Sie wandte sich um, streckte dem Vater die Hand entgegen und rief ihm mit einem Tone, der sowohl um Verzeihung zu flehen, als einen Vorwurf zu enthalten schien, ein „Dear father“ zu das ihn schnell entwaffnete. Sein trockenes Gesicht überzog eine milde Freundlichkeit, und mit einem „Well, dear Ellen“ faßte er die dargereichte Hand und drückte sie herzlich. Sein ganzes Wesen war in diesem Augenblicke verwandelt; ein unendlicher Ausdruck tief-

ster Liebe verklärte die ganze strenge, festverschlossene Gestalt. Aber sobald sich Ellen wieder zu Prosper und vom Vater abwendete, verschwand schnell die ganze Freundlichkeit, und von aller Milde blieb der Kummer allein auf diesem verjammerten Gesichte liegen.

Prosper hatte sich indessen mit studentischer Keckheit neben dem ausgebreiteten Shawl, dem Lager Ellen's, ins Gras gesetzt und, ehe man es erwartete, sich mit ihr in ein lebhaftes Gespräch eingelassen. Er erzählte ihr von den Reizen seiner Heimat und des Genfer-See's; sie fragte ihn nach Ouchy, wo Byron den Gefangenen von Chillon geschrieben, und nach dem Schlosse von Chillon selbst, nach der Villa bei Genf, wo der große Dichter mit Shelley so herrliche Tage verlebt. Prosper malte mit den glänzendsten Farben und lud sie endlich ein, diese schöne, von ihrem Lieblingsdichter belebte Welt zu besuchen. Ellen lächelte. Nichts Anderes, sagte sie leise, suche ich ja in Europa als seine Spuren.

In Europa? fragte Prosper erstaunt — zählen Sie Ihr Vaterland nicht zu Europa?

Gewiß nicht, lächelte Ellen — ich bin eine indische Pflanze und komme von den Ufern des Ganges.

Des Ganges? rief Prosper überrascht und sah

ihr stumm und lange in die Augen, als ob er darin alle Geheimnisse einer fernen, wunderbaren Welt zu entdecken suchte. Ich aber, wie ich die zarte, feingewobene Pflanze betrachtete, die mir allerdings nicht für nordische Lüfte geschaffen schien, citirte in Gedanken:

Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Prosper fühlte sich offenbar von einer höheren Gewalt zu der fremden Pflanze hingezogen. Wie man sich zu einer Blume hinabbeugt, um in ihren Kelch zu blicken, so neigte er sich ihr immer mehr und mehr zu, da sie müde den Arm sinken und den Kopf in das Seidenkissen fallen ließ. Er vergaß uns, seine Reisegefährten, den Vater und die ganze Welt ringsum und begann unwillkürlich so leise zu sprechen, daß wir, die wir doch nahe genug saßen, kaum ein Wort des weiteren Gespräches vernahmen.

Indessen fing das Dampfschiff unten im Hafen immer lauter zu brausen an; der Vater sah auf die Uhr und stand auf. Er beugte sich über Ellen und sagte mit sanfter Stimme: Wenn du noch heute über den See willst, müssen wir aufbrechen.

Ellen streckte ihm die Hand entgegen und schlang den Arm um seinen Hals. Zärtlich hob er sie auf

und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Wie sie da auf der Wiese stand, zart und schwächlich gebaut, mit sanft gebeugtem Nacken, mit den blonden Locken, in denen der Wind spielte, dem sie selber kaum widerstehen zu können schien, glich sie noch mehr einer zarten Blume aus den fernen Indien.

Prosper stand vor ihr und betrachtete sie nachdenklich. Der Vater hob den Teppich auf und nahm selbst das Kissen unter den Arm; es schien, als wolle er dem Diener nicht den geringsten Theil des Dienstes bei seinem Kinde überlassen. Während er mit Zusammenpacken beschäftigt war, störte es ihn sichtbar, daß Ellen so lange ohne Stütze und allein stehen mußte, und als er auch, und dieses Mal mit Hülfe des Bedienten, von den Bäumen einen Hamak los band, den wir jetzt bemerkten, forderte er endlich Prosper auf, Miß Ellen den Arm zu geben. Wie schnell kam Prosper dieser Aufforderung nach!

Der Zug setzte sich in Bewegung, abwärts der Stadt entgegen. Prosper und Ellen gingen voraus; ihnen nach der Vater mit dem Bedienten und hinter diesen Emil und ich.

Ellen schien eifrig zu sprechen; der Vater schwieg und beobachtete nur jeden ihrer Schritte, wenn es etwas steiler und schwieriger abwärts ging, immer

bereit, hülfreich beizuspringen. Aber es that nicht noth; Prosper wachte mit mehr als galanter Sorgfalt über seine Schutzbefohlene.

Emil bemerkte es mit wohlgefälligem Lächeln und sagte leise zu mir: Da haben Sie wieder eine Eroberung! Gestern eine Italienerin, heute eine Anglo-Indierin! Es widersteht ihm Keine.

Ich widersprach dem guten Emil nicht, der sich an den Erfolgen seines verehrten Freundes erfreute, obwohl ich die Sache anders auffaßte. Dieses Mal schien mir Prosper an seinem eigenen Netze zu arbeiten. Wir kamen vor unserem Hotel an, wo auch die Engländer wohnten. Wir empfahlen uns und eilten auf unsere Stube, wohin uns Prosper schon mit großen Schritten vorausgeeilt war. Daselbst fanden wir ihn heftig bewegt auf- und niedergehend.

Was ist dir, Prosper? fragte Emil besorgt.

Aber Prosper antwortete nicht sogleich. Endlich sagte er: Wir lassen Como und den Dom und fahren mit dem Dampfschiffe ab.

Dann wandte er sich zu mir und legte, fieberhaft zitternd, beide Hände auf meine Schultern und sah mir mit irren Blicken ins Gesicht. Schrecklich! rief er, schrecklich, wunderbar schön, herrlich und doch

toll, lächerlich, englisch, spleenhaft, wahnsinnig, höchst wahnsinnig!

Emil, der schon im Rücken Prosper's mit Einpacken beschäftigt war, konnte dessen verstörtes und wild geröthetes Gesicht nicht sehen und lachte bei den verwirrten Ausrufungen des Freundes laut auf. Das weckte Prosper aus seinem Paroxysmus; er warf sich auf einen Stuhl und sagte etwas ruhiger zu mir gewendet:

Stellen Sie Sich die Lächerlichkeit vor! Nur englisches Blut ist ihrer fähig, und nur die indische Sonne kann dem grauen Spleen eine so mährchenhaft schöne Farbe geben. Es ist verrückt und zum Verrücktwerden! Die kleine Person liebt, und liebt einen Todten, liebt Lord Byron!

Was liegt daran? sagte ich so ruhig und beruhigend als möglich, da mir die innere Aufregung, mit der diese Worte ausgesprochen wurden, nicht entging: lieben wir ihn nicht auch?

Das ist was Anderes! rief Prosper — sie liebt ihn, liebt ihn wirklich wie einen Lebenden, ist in ihn verliebt, als stände er leibhaftig vor ihr, als wäre jeder seiner Verse ein Liebesbrief an sie. Das ist bei ihr zum Wahnsinn geworden, zur fixen Idee. Ich bin schon Arzt genug, um das zu erkennen. Sie

liebt ihn fieberhaft, und was sie denkt, thut und sagt, dreht sich um diese fixe Idee, die im Innersten ihres Gehirnes sitzt, wie eine Spinne, und um ihre ganze Seele ein giftiges Netz webt. Bedenken Sie, sie ist nur darum nach Europa gekommen, um jede Stelle aufzüsuchen, die sein Fuß berührt, die sein Vers besungen hat. Sie nennt das ihre Pilgrimage und thut es mit allem Glauben und Frömmigkeit. Der Vater, Lord-Oberrichter von ganz Indien, sollte mehr Verstand haben, als er hat; aber er ist ein Narr und weicht seinem Kinde in allen Stücken. Er hat die ganze indische Gerechtigkeit im Stich gelassen um der fixen Idee seines Kindes willen, die, so geschmeichelt nach und nach zum completesten Wahnsinn werden kann. Und so ziehen sie in diesem Welttheile umher, immer den flüchtigen Schatten eines Todten verfolgend und unbekümmert um Leben und Lebende, für die sie keine Augen haben.

Prosper bedeckte beide Augen mit den Händen und schwieg; aber sein ganzer Leib zitterte, und man sah es ihm an, daß er umsonst nach Beruhigung strebte. Ich war betroffen, Emil so erschrocken, daß er die eine Hand im Reisesacke, an dem er mit Einpacken beschäftigt war, stecken ließ und auf dem Boden knieend regungslos und verlegen bald Prosper,

bald mich mit großen Augen anstarrte. Mein Freund, sagte ich, Sie scheinen Sich die Sache zu sehr zu Herzen zu nehmen und zu arg auszumalen. Nehmen Sie das Ganze für das, was es ist: auf der einen Seite eine bizarre, nicht unpoetische Grille einer Engländerin, auf der anderen ein Reise-Abenteuer, das man nach vierundzwanzig Stunden vergißt.

Sehr richtig! rief Emil aufseufzend und wie aus einem bösen Traume erwachend.

Auch Prosper leuchteten meine Worte ein; er stand auf und sagte: Sie haben Recht, obwohl Sie nicht wissen, was ich weiß; denn Sie haben mit Ellen nicht gesprochen und ihr nicht in die Augen gesehen, wie ich. Ich aber habe in diesen Augen den Tod gelesen. Kennen sie diese dunkelblauen, doch durchsichtigen Augen, die einen so überirdischen Schein geben und doch, ach! nur von irdischer Hinfälligkeit, von Hinschwinden und Verklingen zeugen? — Aber Sie haben ein weises Wort gesprochen: — ein Reise-Abenteuer und sonst nichts! — Wir wollen einpacken und mit ihr bis zur Villa Sommariva fahren; dort verlassen wir sie. Ihr versprechet, mir den Alexanderzug und die Hackert'schen Bilder und die Thorwaldsen'schen Basreliefs zu opfern und so-

gleich weiter nach Varenna reisen zu wollen. Wir verlassen Ellen bei Statuen und Bildern und denken ihrer nicht mehr anders, als ob sie selbst eine herrliche Antike, ein liebliches Bild wäre.

Er machte eine Handbewegung gegen die Stirn, als ob er zudringliche Gedanken verscheuchen wollte. Dann lachte er auf: „Was bin ich doch ein Thor!“ und ging hin, um Emil beim Einpacken zu helfen.

Da erscholl die Glocke des Dampfschiffes. Die momentane Ruhe Prosper's war dahin. Man fährt ab! rief er erschrocken, ergriff den Stock und eilte fort, uns und sein Gepäcke zurücklassend. Emil belud sich ruhig, doch kopfschüttelnd, mit seinem und des Freundes Reisesacke, und wir gingen gemächlich nach, wohl wissend, daß wir noch eine halbe Stunde Zeit hatten, bis die Glocke zum dritten Male tönte.

Auf dem Schiffe angekommen, fanden wir Prosper bereits um und für Ellen beschäftigt. Er half dem Vater und dem Diener einen Winkel am hinteren Verdecke als Lager für Ellen zurecht machen und übertraf den ersteren an Sorgfalt bei Zurechtlegung der Teppiche, Shawls und Kissen, die alle ein orientalisches Gepräge trugen. Er legte dabei einen Eifer an den Tag, welcher von der emsigen,

man möchte sagen: ammenhaften Sorgfalt des Vaters unruhig abstach. Das Lager schien ihm immer zu hart, und er legte Teppich auf Teppich, Kissen auf Kissen, sah sich dabei nach der Sonne um und prüfte, nach welcher Seite Ellen am besten liegen könne, ohne von den heißen Strahlen geplagt zu werden. Dabei wandte er sich immer zu ihr, die indessen auf einem Tabouret saß, und entschuldigte sich, daß es so lange währe. Der Vater hingegen ordnete und glättete ruhig und mit Umsicht das Lager und ebnete, was Prosper zu dienstfertig und unbequem angehäuft hatte. Ellen, wie Emil bemerkte, sah dabei mit einem dankenden Lächeln mehr nach dem Vater als nach Prosper. Sobald das Lager bereitet war, reichte ihr der ehemalige Lord-Oberrichter mit einer Art von Höflichkeit den Arm und führte sie dahin, milde die herbeiströmenden Reisenden nach der Seite schiebend, um sich und ihr einen bequemen Weg zu bahnen, während Prosper unbewußt eine Bewegung machte, als ob er sie auf die Arme nehmen und hintragen wollte.

Ellen sah auf ihrem indisch-üppigen Lager in der That reizend aus. Der ruhige Emil selbst, obwohl er, wie ich aus einzelnen Aeußerungen merken konnte, eine Art leisen Aergers und verhaltener Ei-

fersucht gegen sie zu verspüren anfing, gestand es zu und betrachtete sie mit mir lange und aufmerksam.

Was glauben Sie? fragte er: dieses Geschöpf könnte einem wohl sehr gefährlich werden?

Bedeutend!

Prosper, fuhr er fort, wäre im Stande, sich aufs gewaltigste in sie zu verlieben.

Es ist klar, daß dies schon geschehen ist.

Emil erschrak und sah mich an, ob ich das im Ernst meinte. Dann schüttelte er den Kopf und sagte nachdenklich: Es ist wahr, daß er seit einer Stunde wie toll ist, der ruhige, stolze, über Alles lächelnde Prosper! Aber fügte er mit größerer Unruhe hinzu, das ist ja ein Unglück! denn erstens ist sie eine Närrin, zweitens steht sie am Rande des Grabes. Sehen Sie sie nur an! Ist das nicht eine früh verwelkende Blume.

In der That lag sie auf ihrem grünen, golddurchwirkten Teppich wie eine kleine, früh gebrochene Blume da, die der Tod nicht mehr zu pflücken, sondern nur noch aufzulesen brauchte. Die feine, durchsichtige Wangenröthe, die, während sie sprach, schnell kam und verschwand, schien verrätherisch, und die langen und dunkeln Wimpern konnten es nicht genug verbergen, die Augen bestätigten, was die fliegende

Röthe und die ganze zarte Gestalt bezeugten. Wie lieblich sie auch anzusehen war, so kam doch ein Hauch von Wehmuth aus ihrem ganzen Wesen, der sich traurig und hemmend vor die Seele drängte. Emil schien dies weniger zu fühlen; er dachte nur an Prosper, der indessen, unser vergessend, dort am Lager saß und sich eifrig mit Ellen unterhielt.

Das Schiff hatte sich indessen in Bewegung gesetzt. Wir dampften dahin über den herrlichen See, der überall und bei jedem Blicke den neuesten und schönsten Genuß bietet, dahin durch diese vollendete Welt, in der nichts stört, nichts aus süßesten Träumen weckt, die abgeschlossen, edel, klar in sich selber ruht. Emil gab sich offenbar Mühe, traurige Gedanken abzuwehren, um sich ungestört freuen zu können. Bah! rief er, ich bin ein Narr! in drei Viertelstunden verlassen wir die tolle Engländerin und sehen sie vielleicht nie wieder! Mit diesen Worten schien er eine beängstigende Last abgeschüttelt zu haben; er nahm mich unter den Arm und wanderte mit mir auf und ab, um sich keinen Punkt dieser Schönheitsfülle entgehen zu lassen.

Auf unserem Gange kamen wir oft zu Ellen und Prosper zurück; sie führten, wie wir hören konnten, ein lebhaftes Gespräch, dessen Gegenstand oft wech-

selte. Da wir einmal vor ihnen stehen blieben, erzählte Ellen eben von einem indischen See, und sie malte ihn mit so lebendigen Farben, daß nicht nur Prosper, daß auch wir die uns umgebende, zunächst liegende Herrlichkeit vergaßen. Sie liebte es, ihre Beschreibung mit Byron'schen Versen aus Childe Harold, dem Giaur 2c. zu schmücken; wie gut angebracht auch die Citationen waren, so schienen sie Prosper doch zu stören. Bei jedem Byron'schen Verse legte sich seine Stirn in Falten und nahm sein Gesicht, das bis dahin lächelnd und glücklich zugehört hatte, den Ausdruck unterdrückten Aergers, heimlichen Zornes an.

Ein anderes Mal sahen wir ihn schon von fern lebhaft und zornig gesticuliren. Wir näherten uns rasch und hörten, wie er mit bebender Stimme rief: Glauben Sie denn z. B., daß, wenn er lebte, er Sie lieben würde?

Ellen, überrascht vom Tone dieser Worte, wandte sich ihm ganz zu, sah ihm groß in die funkelnden Augen und sagte stolz und fest: Ja, Sir, das glaube ich!

Nein, Miß! rief hart und bitter Prosper dagegen: nein, Miß, ich glaube es nicht! Das Mädchen, das mit nackten Füßen über die schottischen Berge

läuft, zog er allen gebildeten Damen vor, die von Shakespeare, Milton und ihm wußten.

Ellen war erschrocken; sie drückte ein glänzend gebundenes Buch an sich und versuchte, ungläubig zu lächeln. Prosper aber wandte sich von ihr, nahm mich unter den Arm und schloß sich unserer Wanderung an. Bald blieb er stehen und blickte schweigend in die schäumenden Furchen, die das Schaufelrad hinter sich zurückließ. Das Rauschen und Brausen schien ihm wohl zu thun.

Der Lord Oberrichter weckte ihn aus seinem Brüten. Er kam heran und faßte die Hand Prosper's. Junger Mann, sagte er und blickte ihn mit Wohlwollen ins Auge, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen und spreche, trotz der kurzen Bekanntschaft, wie zu einem alten Freunde. Ich bin überzeugt, daß Sie nur der edelsten Gefühle fähig sind und daß nur diese Ihnen die Worte eingegeben, die Sie zu meinem Kinde gesprochen. Sie haben schnell die unheilvolle Einbildung erkannt, die an Miß Ellen zehrt, und suchen mit Wohlwollen ihr entgegen zu wirken. Ich danke Ihnen, aber bitte Sie, sie in ihrem Wahne nicht mehr zu stören, ja, die Kränkung wieder gut zu machen. Handeln Sie darin wie ich selbst. Sie ist ein hinschwinden-

des Wesen; ihres Bleibens ist nicht auf dieser Erde, in diesem heiteren Sonnenlichte. Die wenigen Tage, die ihr zugemessen sind, soll sie von keinem Widerspruche gestört, ganz ihren Träumen lebend, ohne einen Moment des Kummers dahinbringen. Das zu erreichen, habe ich mir zur theuren Aufgabe gemacht; sie ist mein einziges Kind, das einzige Pfand der Liebe, das mir mein früh entrissenes geliebtes Weib zurückgelassen. Sie soll glücklich und ihr kurzes Leben von keinem Wölkchen getrübt sein.

Prosper nickte bejahend und gerührt lächelnd. Dann eilte er zu Ellen zurück. Noch bevor er sprechen konnte, streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte halb bittend, halb vorwurfsvoll: Mr. Prosper, Sie waren den ganzen Morgen so gut gegen mich; warum wurden sie plötzlich so hart und böse?

Verzeihung! lispelte Prosper. Er faßte die dargereichte Hand, von der Ellen den Handschuh gezogen hatte, und drückte einen heißen Kuß darauf. Es entging uns nicht, daß dem Kusse eine volle, schwere Thräne folgte, die auf die weiße Hand fiel. Ellen blickte erstaunt und verlegen. Kein Wort wurde gesprochen, und wir waren der Villa Sommariva, dem Scheidepunkte, schon so nahe. Der schöne Jüngling stand bleich und gebrochen da.

Wenige Männer gibt es, die am Krankenbette eines Freundes oder einer Freundin nicht unbeholfen wären. Meist rennen sie rathlos umher, sind eckig, ungeschickt und stoßen überall an, mit dem besten Willen zu helfen, und während gleichgültige Personen auf Mittel sinnen und sie finden, lassen sie, die ihr Leben hingeben möchten, unthätig die Arme sinken. So stand Emil bei Prosper in jenem Momente, der für ihn sichtbar ein schwerer, ein kummervoller gewesen. Wenn aber der Augenblick höchster Gefahr, des drohendsten Verlustes gekommen, wo die gewöhnliche Pflege nicht mehr ausreicht, dann entwickeln jene Unbeholfenen, Rathlosen, Ungeschickten eine Energie, die überrascht und ans Heldenhafte gränzt. Auch dieser Moment sollte für Emil kommen.

Das Dampfschiff beschrieb schon den Bogen, um an der Landungsbrücke vor der Villa Sommariva anzulegen. Prosper bebte am ganzen Leibe, als er Ellen vom Lager aufhob und sie dem Vater übergab, der ihr den Arm reichte. Schon wurde das Brett auf das Schiff gelegt; neue Reisende kamen in Massen an; die andern suchten nach ihrem Gepäcke. Gedränge und Verwirrung entstand; man forderte die Landenden auf, das Schiff so schnell als

möglich zu verlassen. Prosper mußte den abgehenden Freunden den Weg bahnen; er wußte nicht, was er that, er stieß und drängte die Passagiere, die sich gegen den unartigen Gast vertheidigten, ohne daß er es merkte. An der Brücke reichte uns der Lord Oberrichter, dann Ellen die Hand. Prosper faßte sie zuletzt und küßte sie. Dann sah er ihr noch einmal ins Gesicht; seine Augen öffneten sich weit und schienen durstig ihr Bild für ewige Zeiten fassen zu wollen. Da sie ihm die Hand entzog, seufzte er schwer auf und ließ den Kopf auf die Brust fallen. Aber bald schnellte er wieder empor; er richtete sich auf, und wild vorschreitend, setzte er einen Fuß auf das Landungsbrett. Der ganze Oberleib war vorgebogen; es zog ihn unwiderstehlich vorwärts. Er machte eine Bewegung — da faßte ihn Emil mit einem mächtigen Griff am Arme und schob ihn mit einem Rucke zurück ins Gedränge. Zornesröthe überflog Prosper's Gesicht; er wandte sich entrüstet gegen den Freund. Dieser sah ihm ruhig und fest ins Auge. Prosper ließ die Arme sinken, wandte sich und ging langsamen Schrittes auf das Hinterdeck. Das Schiff zog weiter, ohne daß er sich ein einzig Mal umgesehen. Er sah hinab in die Wellen und schwieg.

Kaum merkte er es, daß das Schiff anlegte und daß wir in Varenna angelangt waren. Mechanisch folgte er uns und wir gingen durch die aufsteigende Gasse des Fleckens, wie man von einem Begräbniß zu gehen pflegt. Auf der Terrasse des Posthotels, in das wir einkehrten, im Angesicht der beiden Arme des herrlichen See's, erwachte er wieder und hielt es für nothwendig, sich seiner Schweigsamkeit wegen zu entschuldigen. Emil zuckte die Achseln. Nach eingenommenem Mahle forderte uns Prosper auf, eine Tour auf dem See zu machen. Wir mietheten einen Kahn und fuhren hinaus. Prosper hatte seine Mappe mitgenommen und zeichnete. Er vertiefte sich in seine Arbeit und führte sie in den kleinsten Einzelheiten mit großer Geschicklichkeit aus. Nicht Eine Nuance der Schönheit von Varenna ging seiner Zeichnung verloren. Als dieser Flecken aufs Papier gebannt war, fuhren wir der gegenüber liegenden Villa Serbelloni zu, und Prosper nahm daselbst seine Arbeit mit demselben angestrengten und gewissenhaften Eifer vor.

So rückte der Abend dieses bewegten Tages heran; bevor wir in Varenna ankamen, war vollständige Nacht herabgesunken. Wir setzten uns auf die Terrasse, und bei duftigen Cigarren und gutem

schwarzen Weine löſ'ten sich bald die Zungen, die seit Stunden in schweigendem Banne gelegen hatten. Die Nacht war schön, der Himmel dunkelblau; die Sterne schienen größer und näher; der Mond kam von Lecco herauf und tauchte den einen Arm des See's in zitternden Silberglanz, während der andere von melancholischen, doch lieblich friedlichen Schatten bedeckt blieb. Aus den Gassen Varenna's scholl von Zeit zu Zeit Gelächter oder die Strophe eines Volksliedes herauf, während uns zu Füßen von einem leisen Nordhauche bewegt, die Wellen nur schüchtern lispelten. Ueber die mondbeglänzte Fläche fuhr ein einsamer Kahn — hinter uns, vom Norden her, blickte ein schneebedeckter Berggipfel, im Mondschein doppelt glänzend, über das friedvolle Bild.

Stunde um Stunde entfloß in Anschauung und behaglichem Gespräche. Ein feierliches Uebereinkommen setzte für alle Zukunft eine systematische Correspondenz fest, auf daß wir einander nicht aus den A gen verlieren und Einer dem Anderen künftig auf seinem Lebenswege folgen könne. Prosper's Plane waren einfach. Er wollte Arzt werden und in seiner Heimat Lausanne als nützlicher Bürger leben. Der Schmuck seines Lebens sollte das Studium der Naturwissenschaften werden, dem er sich

bereits seit Jahren mit Eifer ergeben hatte. Er stützte sein schönes Haupt in die Hand und sagte vor sich hin: Ein Mann kann eigentlich nie unglücklich sein. Das Unglück ist eine Fabel. Man wirkt und vertieft sich; man findet und schafft sich überall Pflichten, die man erfüllt oder zu erfüllen sucht. Die Wissenschaft, das Vaterland, der Freund beschäftigen Geist und Herz so reich und angenehm, daß man glücklicher Weise nicht Zeit hat, an sich selbst zu denken. Und bei allem dem hat die Naturwissenschaft etwas so Beruhigendes, ist sie eine Brücke, die aus dem besonderen, beschränkten Leben in das große und allgemeine führt, in dem man sich gern und mit Hingebung als ein Theil des Ganzen verliert. Das unscheinbarste Resultat ist ein großer Sieg; die kleinste Errungenschaft gibt, wenn auch nur momentan, doch volle Befriedigung. Wie soll man da unglücklich sein?

Während er so sprach, wurde der Ton seiner Stimme immer unsicherer; es war, als spräche etwas in ihm gegen seine eigenen Worte. Er schwieg und versank in trauriges Nachdenken. Emil fürchtete diese Stille und sagte: Es ist spät, wir müssen zu Bette! — Und er rief dem Kellner, um das Nachtlager zu bestellen.

Da sprang Prosper auf. Er legte die Hand auf meine Schulter und rief: Mein Freund! Alles, was ich hier gesagt habe, ist Lug und Trug! Und mit der Hand nach der Villa Sommariva deutend, fügte er aufgeregt hinzu: Dorthin liegt mein Glück!

Aber, Prosper! sagte Emil vorwurfsvoll: du bist heute den ganzen Tag so schwach, wie ich dich nie gesehen habe.

Schwach? fragte Prosper! indem er sich stolz aufrichtete. So erfahre, daß sie zu uns nach Lausanne und an den Genfer-See geht, und daß ich nicht zurückkehre, sondern meine Reise nach dem Lago Maggiore und dann nach dem Norden fortsetze. Du könntest wohl meine Verpflichtung übernehmen und an meiner Statt nach Zofingen gehen — aber ich will es nicht! Ich gehe selber hin; ich kehre nicht nach Lausanne zurück, wo ich noch einige herrliche Tage mit ihr verleben könnte. Ich habe für immer Abschied von ihr genommen, und du nennst mich schwach? Aber diese Schwäche habe ich; ich will heute noch in ihrer Nähe sein, ich will das Haus, in dem sie schläft, noch sehen. Ich fahre nach der Villa Sommariva, und du wirst hoffentlich deinen schwachen Freund begleiten.

Emil sah mich fragend an; ich nickte ihm beja=

hend, und so bezahlte er, welcher der Reise=Cassirer war die Rechnung, und eine Viertelstunde später fuhren wir auf einem gemietheten Kahne, von der mitternächtlichen Brise begünstigt, mit vollem Segel und zwei Ruderern von Varenna über den See hin, der Villa Sommariva zu. Prosper setzte sich ans Steuer und sorgte dafür, daß die Spitze des Kahnes immer dem Lichte zugekehrt blieb, das uns von der Villa entgegenkam. Dabei blickte er heiter und forderte endlich die Schiffer auf, eines ihrer Lieder zu singen, was sie gern thaten. Wir sangen den Rundreim kräftig mit, und die Fahrt, die eine traurige zu werden gedroht hatte, wurde zu einer gemüthlichen, klaren, verschönert durch milden Mondschein und leise Nacht=Zephyre.

Der Villa nahe, bat Prosper die Sänger, das Lied abzubrechen, und wir landeten still wie Schmuggler an der Treppe, die aus dem Garten am Hotel der Sommariva direct in den See führt. Die Schiffer blieben im Kahne; Prosper und Emil nahmen ihre Reisesäcke auf den Rücken und wir stiegen aus. Das ganze Hotel lag in tiefem Schlummer; kein Laut war zu hören.

Wir standen vor der Thür und wußten nicht, was zu thun, immer erwartend, daß Prosper etwas

beginne. Er blieb aber ruhig und sah schweigend zu den Fenstern hinauf. Plötzlich rief er: Und sie soll sich doch meiner und dieses Tages erinnern!

Er griff in die Seitentasche und zog das Album hervor, in das er den ganzen Nachmittag mit so großem Eifer gezeichnet hatte. Aber wie er es hervorzog, fiel das rothe Seidentüchlein heraus, das er Tags zuvor in der Grotte eingesteckt und als Andenken an die braune Lombardin mitgenommen hatte. Ueberrascht hob er es vom Boden auf und betrachtete es beim Lichte des Mondes. Dann lächelte er und reichte es Emil; aber schneller, als er es hingereicht hatte, zog er es wieder zurück und sagte lächelnd: Der Mensch sei nicht undankbar! und steckte es wieder in die Brusttasche. Dann pochte er an die Hausthür; nach einigen Minuten kam ein verschlafener Kellner heraus und fragte, ob man Nachtquartier wolle. Nein! sagte Prosper und reichte ihm das Album und zugleich ein Geldstück. Geben Sie das Album, aber gewiß, an Miß Ellen Grey, die junge englische Dame, die heute Mittags mit einem älteren Herrn und einem Bedienten hier eingekehrt ist. Sie hat es auf dem Schiffe vergessen, und sagen Sie ihr, daß es ihr Reisegefährte gebracht hat.

Soll morgen mit dem Frühesten bestellt werden, versicherte der Kellner.

Wohl! sagte Prosper und kehrte zu uns zurück.

Jetzt schnellen Abschied! rief er und reichte mir die Hand — wir wandern die Nacht durch über diese Berge nach Mendrisio. Leben Sie wohl, mein Freund, und verzeihen Sie mir die Langeweile, die ich Ihnen heute nothwendiger Weise verursacht haben muß. — Er umarmte mich herzlich; so that auch der gute Emil.

Einige Minuten später sah ich nur noch ihre gelben Hüte aus dem Gebüsche des Berges hervorschimmern. Traurig kehrte ich zum Kahne zurück, der mich bald auf den offenen See hinaustrug. Da erschollen von der Höhe des Berges noch grüßende Rufe; ich sah zwei schlanke Schatten; auch sie verschwanden bald.

Am anderen Morgen wanderte ich einsam durch die Galerieen des Comer-See's dem Norden zu, der rauschenden Adda entgegen. Erst in Sondrio fand ich Ruhe genug, die Abenteuer der letzten Tage nachträglich in mein Tagebuch zu schreiben. Bereits erschienen sie mir in so verklärtem Glanze, daß ich, wie ich jetzt, da ich das Tagebuch copire, merke, den Titel „Schöne Tage“ über die drei Seiten schrieb.

Ich verließ, wie schon gesagt, vor den schweizer Bergen bei Madonna S. Tirano angelangt, die tyroler Straße, und drei Wochen später lag der Bernin, das Engadin-Thal, der Albula, ganz Graubünden, Chur Pfäffers hinter mir, und an einem schönen Sonntage fuhr ich über den Wallenstädter-See. Der Felsen-See vergaß sich und seinen düsteren Charakter und lächelte ganz gemüthlich in die Welt hinein; die sieben Kurfirsten oder Kuhfirsten streckten ihre kahlen Häupter ins Sonnengold und blickten uns freundlich und herablassend, wenn auch majestätisch, nach. In Wesen verließen wir das Dampfschiff und bestiegen einen Kahn, um auf den raschen Wellen des Lintcanals, jenes sprechenden Denkmals nutzbringender Bürgertugend, hinabzugleiten in den Schooß des Züricher-See's. Der Kahn schoß dahin wie ein Pfeil, obwohl die Ruderer müßig ruhten. Desto größeres Mitleid erweckten bei der Reise-Gesellschaft die armen Musici, die am Ufer, auf staubigem Wege, in brennender Sonnenhitze gegen Uznach, wo sie diesen Abend aufspielen sollten, dahinkeuchten. Sie trugen ihre Instrumente unter dem Arme auf dem Rücken, wie wandernde Väter und Mütter ihre Kindlein tragen. Unser ganz besonderes Mitleid erweckte der Baßgeigenträger, und wir

stießen ans Land und luden die Träger süßer Töne ein, mit uns auf unsre Kosten die Reise fortzusetzen. Sie stiegen ein, wischten den Schweiß von der Stirn, und dankbar huben sie zu blasen und zu geigen an und spielten schweizerische Heimats-Melodieen. Ein schweizerischer Conditor, der eben aus Rußland nach jahrelanger Abwesenheit mit vollen Säcken heimkehrte, weinte dicke Thränen; die Anderen jauchzten und jodelten. So kamen wir mit Sang und Klang in Uznach an.

Dort bestieg ich wieder das Dampfschiff und fuhr in den Züricher-See hinein. Die lange Brücke von Rapperschwyl öffnete sich; wir flogen durch, und vor uns lag die grüne Insel Ufnau, das heilige Grabdenkmal und Grab des Mannes von Schwert und Feder. Verehrungsvoll richtete ich meine Blicke dahin. Da stieß aus einer kleinen, buschigen Bucht ein Kahn in den See; die Ruderer zogen mächtig an, und er flog auf uns zu. Das Zeichen wurde gegeben, das Dampfschiff hielt, die Treppe wurde niedergelassen. Zwei der Ruderer warfen die Ruder hin und erhoben die Köpfe. Mein Herz jauchzte auf: Prosper und Emil sprangen an Bord und an meine Brust. Ueberraschung, Freude, Frage und

Antwort. Wie glücklich war ich mit meinem Entschlusse, den Rückweg durch die Schweiz anzutreten.

Diesmal genossen wir die Freuden der Seefahrt alle drei gemeinschaftlich; es war keine Ellen da, die uns Prosper hätte entziehen können, und Emil brauchte nicht besorgt zu sein. Prosper meinte, jetzt genieße er erst die Reise recht, denn seit drei Wochen habe es ihm beim Anblicke jeder Naturschönheit unnatürlich geschienen, daß ich nicht dabei gewesen. Emil versicherte dasselbe, und ich glaubte ihnen, denn ich hatte Aehnliches empfunden, und wir drückten einander die Hände.

Prosper und Emil, da sie sich einer Universitätsstadt näherten, hatten, um ihren offiziellen Charakter als Abgeordnete zum zofinger Bunde zu bekunden, dem Brauche gemäß Schärpen mit den Landesfarben angelegt. Das that sogleich bei unserer Ankunft in Zürich seine Wirkung. Alle Studenten, die sich am Hafen befanden oder uns in den Gassen begegneten, begrüßten und begleiteten uns in den großen Zügen in das bescheidene Hotel zum Schwan, dann in den großen Kneipengarten zur Tanne, wo wir mit Liedern und Wein empfangen wurden. Emil fühlte sich im Treiben dieses deutschen Universitäten nachgeahmten Lebens sehr behaglich, und er trank und sang ge-

müthlich mit den Anderen. Prosper war freundlich, aber ernst und still. Wir hatten noch kein Wort von Ellen gesprochen, doch fühlte ich, daß ihn ihr Andenken begleitete. Sein ganzes Wesen war mild, fast melancholisch; seine Stimme zitterte manchmal unwillkürlich, sein ernstes, doch freundliches Gesicht schien immer etwas zu verschweigen. Keinesfalls stimmte es mit dem jugendlichen, etwas rohen Behaben der übrigen Studentenschaft. Zu Hause verhehlte er es nicht, daß er sich für dergleichen lärmende Vergnügungen nicht mehr tauglich fühle, und am Morgen, da uns die Studenten wieder zu holen kamen, ließ er Emil allein fortziehen und schloß sich mir an, da ich mich aufmachte, die Tante Margarethens zu suchen und ihr den Brief zu übergeben. Ich hatte Prosper die Geschichte dieses Briefes erzählt, und er betrachtete den mir gewordenen Auftrag, wie ich selbst, als heilig. Er scheute die Mühe nicht, mit mir alle Gassen zu durchrennen und hundert Mal nach der Adresse der alten Frau zu fragen. Endlich fanden wir sie. Die Tante Margarethens wohnte unweit Zürich in einem einsamen kleinen Hause, am Ufer des Flusses, unfern von dem schattigen Parke, in welchem Geßner's Monument steht. Wir fanden eine gute Alte, die sich in einem be-

scheidenen, wenn auch nicht reich eingerichteten, Hauswesen behaglich fühlte. So wie ich selbst den Brief geschrieben und überbracht, eben so wußte ich ihn selbst lesen, da die Alte, wie sie sagte, ihre Brille nicht finden konnte. Sie war von dem Inhalte sehr gerührt und versicherte, daß sie das Kind lieber heute als morgen zu sich nehmen wolle und daß sie hoffe, es wohl erziehen und endlich als ihre Erbin gut an den Mann bringen zu können. Sie wollte Margarethen alles das gleich selbst sagen, und so setzte ich mich hin und schrieb es in ihrem Namen wieder nach Brusio. Diesmal ging der Brief mit der Post ab. Die Alte ließ sich noch mancherlei erzählen und war sehr zufrieden, daß Margarethe bei den Signori Trippi, den Honoratioren ihres Ortes in Ansehen und Achtung stehe. Zum Dank für so gute Nachrichten setzte sie uns ein gutes Frühstück in Wein und Käse vor, und als wir uns verabschiedeten, nahm ich die Beruhigung mit, daß Margarethens Kind hier gut aufgehoben und geborgen sein werde. Möge der Dichter der Idyllen über Pepita's Jugend gewacht und ihr eine glückliche Ruhe für alle Zeiten ins Herz gehaucht haben!

Prosper war mit seinem Vormittage zufrieden; er wollte sich den guten Eindruck nicht stören lassen,

und wir spazierten allein durch die schattigen Alleen in der Nähe. Auf einer Steinbank ruhten wir aus. Plötzlich zog Prosper einen Brief aus der Tasche und hielt ihn mir unter die Augen. Von Ellen! sagte ich?

So ist es! lächelte er — sie hat ihr Wort gehalten und mir von Lausanne aus geschrieben — ich habe ihr nach Montreux, wo sie jetzt ist, geantwortet.

Und wie schreibt sie? fragte ich.

So, wie Sie es wünschen, antwortete Prosper und versuchte zu lächeln — wie eine „Reise-Bekanntschaft" an eine Reise-Bekanntschaft" schreibt. Ich hoffe, fügte er dann hinzu und drückte mir krampfhaft die Hand — ich hoffe, Sie, auch eine Reise-Bekanntschaft, werden mir wärmer schreiben. In wenigen Tagen verläßt sie den Genfer-See, um noch vor dem Winter Italien zu erreichen; nächstes Jahr geht sie nach Griechenland und in den Orient, immer den Spuren ihres Lords folgend und sich immer mehr und mehr vertiefend in ihren unheilvollen Wahnsinn.

Sein Nacken, der stolz und energisch, wenn auch etwas geneigt, den schönen Kopf zu tragen gewohnt war, beugte sich herab; er legte beide Hände in den

Schooß und betrachtete schweigend den Brief, den er halb zerknittert vor sich hin hielt. Dann sprang er auf und sagte: Wir wollen die kurze Zeit, die wir noch mit einander zu verbringen haben, nicht so eitel verschwenden, sondern heiter leben. Sprechen wir nicht mehr von Como und seinem Abenteuer.

Das thaten wir denn auch nicht. Die zwei Tage wurden nützlich und heiter dahin gelebt; die Collegien waren noch nicht geschlossen, und wir besuchten den belehrenden Professor Löwig und den interessanten Oken.

Als ich weiter wanderte, nahm ich das süße Bewußtsein mit, in den schweizer Bergen zwei gute, warme Freunde zurückgelassen zu haben. — —

Prosper schrieb mir, ich antwortete, und Jahr auf Jahr verging. Prosper hatte schon die Universitäten von Bern und Paris hinter sich und saß bereits als Arzt in seiner Vaterstadt Lausanne, und seine Lebens-Ansichten, die er mir auf der Terrasse von Varenna aus einander gesetzt, schienen, trotzdem er sie selbst als Lug bezeichnet hatte, nach und nach Lebenswirklichkeiten werden zu wollen. Mit Emil ging es nicht so, wie es Prosper gewünscht hatte. Der sah bald ein, daß er nicht für die Wis-

senschaft geboren war, und hatte sich, lange bevor der Freund aus Paris zurückgekommen, als solider und ruhiger Besitzer eines kleinen Gutes am Ufer des Genfer-See's, in der Nähe von Lausanne, eingerichtet und mit bürgerlicher Ruhe unter den Töchtern des Landes gewählt und ein Weib genommen. Prosper schrieb mir oft und mit Freude von des Freundes, wenn auch beschränktem, doch schönem Glücke. Im Ganzen bildeten die Erfahrungen, die er in der Fremde, besonders in Paris, gemacht, den Inhalt seiner lebensvollen und warmen Briefe. Bei den nur wenigen gemeinschaftlichen Erlebnissen war es natürlich, daß er von Zeit zu Zeit auf die Tage vom Comer-See zurückkam und an diesen oder jenen Moment erinnerte. Der Ton, in welchem er von jenen Zeiten sprach, war aus einem melancholischen nach und nach ein ziemlich klarer und endlich ein so ruhiger geworden, daß ich, da ich Anfangs nur mit Vorsicht auf diesen Gegenstand unseres Briefwechsels eingegangen, endlich ohne Rückhalt darüber sprach und ihn zuletzt als einen veralteten und erschöpften ganz fallen ließ. Aber damit verschwand auch der Stoff, der uns ursprünglich an einander geknüpft hatte — unsere Lebenswege nahmen ganz verschiedene Richtungen — Prosper war sehr beschäftigt, und der Brief-

wechsel stockte. Höchstens alle zwei Monate kam mir ein Brief mit dem Poststempel Lausanne zu.

So kam das Jahr 1846 heran. Ich bereis'te Norddeutschland und machte in Hannover einen längeren Halt. Dort erreichte mich ein Brief Prosper's, in welchem wie schon seit lange nur noch von politischen und gesellschaftlichen Zuständen seiner Heimat die Rede war und in welchem der junge Arzt für einige Zeit Abschied von mir nahm, da er, zu einer municipalen Würde erhoben, viel Arbeit vor sich sah. Desto mehr überraschte es mich, als ich schon einige Tage später wieder einen Brief Prosper's in Händen hielt. Dieser war kurz, offenbar in Eile geschrieben und lautete so:

„Mein Freund!

„Stellen Sie Sich meine Ueberraschung vor! Vorgestern ist Miß Ellen Grey mit ihrem Vater hier in Ouchy angekommen. Sie stieg im Anker ab und ließ mich sogleich holen. Ihre Gesundheit ist angegriffen und schwächer als vor vier Jahren, aber sie sieht doch jünger und unendlich schöner aus als damals. Ihr Wahnsinn ist derselbe, nur, wie es scheint, intensiver. Sie hat ganz Italien, Griechenland und einen Theil des Orientes gesehen — oder vielmehr nicht gesehen. Sie

spricht nur von Abydos, Missolunghi &c., nur von den Orten, die Byron berührt hat und die ihr heilig sind. Ich habe den ganzen gestrigen Tag in ihrer Gesellschaft verbracht; heute ging sie in das Lausanne gegenüber liegende Bad Evian ab, und ich bin ihr Arzt. Sie ersehen daraus, daß ich ein gewissenhafter Medicus bin, denn ich selbst habe sie dahin und von Ouchy fortgeschickt. Doch werde ich sie oft besuchen. Emil grüßt Sie. Er ist ein ganzer Philister geworden. Da er von Ellen's Ankunft hörte, schlug er verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen. Er ist ein Narr und hält mich auch dafür. Ich aber bin es seit lange nicht mehr, sondern bin ein ruhiger Bürger und praktischer Mann. Apropos! Meine Familie will mich verheirathen, ich glaube aber nicht, daß etwas aus der Sache wird.

Ihr Prosper."

Diesem Briefe, welcher trotz seiner Schlußsätze meine Besorgniß erweckte und meine Aufmerksamkeit dem Genfer-See zulenkte, folgten rasch und unregelmäßig viele andere, die mir bald bewiesen, daß jene Besorgniß nicht unbegründet gewesen. Ich gebe hier nur Auszüge derjenigen, welche dem Ende zudrängende Einzelheiten enthalten.

„Evian, im August.

„Ich schreibe Ihnen dieses unter den zwei prächtigen Platanen, die den ganzen Hof des Badehauses wie ein großartiges Zelt undurchdringlich beschatten. Im Badehause selbst wohnt Ellen, die jetzt Siesta hält, nachdem wir auf dem See eine kleine Spazirfahrt gemacht. Ich bin nämlich ihr Arzt und habe mir einen schönen, bequemen Kahn bauen lassen, der mich alltäglich von Lausanne hieher bringt. Von Lausanne aus sehe ich mit einem guten Fernrohr über den See, der hier am breitesten ist, aus meinem Fenster gerade in das Fenster Ellen's, und das thue ich oft und verbringe mit dieser kindischen Beschäftigung meine halbe Zeit; hier in Evian hüte ich mich, hinüber nach Lausanne zu sehen, was doch das Hauptvergnügen der hiesigen Gäste auszumachen pflegt. Jeder Blick da hinüber vermehrt meine Gewissensbisse; denn ich vernachlässige meine Kranken, meine Familie, meine Pflichten, meine ganze Zukunft. Sie sehen, ich fange an, mich anzuklagen, ich greife zu dem erbärmlichen Mittel schwacher Seelen, das zu nichts führt, als zur Befestigung in der Schwäche. Anstatt mit einem energischen Ruck ihrem Zustande eine andere Wendung zu geben, erleichtern

sie sich für Momente in Worten. Wenigstens gebe ich mich in dieser Hinsicht keiner Täuschung hin. Die kurze Spanne Zeit, die Ellen noch gegönnt ist, will ich mit allem Glück und Unglück bis auf die Neige auskosten. Sie schwindet dahin und wird den Herbst nicht überleben. Folge dann, was will; mir ist die Zukunft gleichgültig, darum bin ich geizig mit der Gegenwart, mit dem Augenblicke, den ich mit ihr verleben kann. Sollte man nicht meinen, daß diese Augenblicke nur Freude, nur Glück bringen? Mein Freund, sie sind nur eine Reihe der bittersten Kämpfe, der erniedrigendsten Kämpfe gegen Schatten. Ihre Einbildung, ihr Byron zehrt an ihr wie ein Vampyr. Es ist furchtbar sich sagen zu müssen, daß sie ohne diesen Vampyr vielleicht ihrer Krankheit hätte entrissen werden können, und beschämend ist es, sich in einem nutzlosen Kampfe gegen einen unsichtbaren Feind, gegen einen todten Nebenbuhler aufreiben zu müssen. Wo ihn fassen und wo den Muth hernehmen, den schönsten Traum eines geliebten Herzens zerstören zu wollen?

„Trotzdem bin ich nicht ganz elend. Meine Fahrten über den See zu ihr herüber; kleine Ausflüge mit ihr über die herrliche Wasserfläche, durch

Sonnenlicht oder Mondschein; ihr hingebendes Vertrauen; das Glück, sie ungestört, oft allein, abgesondert von aller Welt, betrachten zu können, ihr zuzuhören — alles das webt doch ein Netz von lieblichen Stunden und Gefühlen um mich, dem ich nicht entrinnen möchte. Der Vater überläßt sie meiner Sorgfalt gern, und Emil ist gut. Oft begleitet er mich als Steuermann, wenn ich in der Nacht herüber muß, und läßt nun auch von den Vorwürfen ab, die er mir nach der Ankunft Ellen's schuldig zu sein glaubte. Ja, er sucht mich zu beruhigen, wenn ich mir selbst über Vernachlässigung meiner Stellung Gewissensbisse mache. Warum ist man mit solcher Freundschaft nicht zufrieden?!"

„Evian, vom Ende August.

„— es war einer jener Tage, die man als unvergängliches Stück Jugend, als Zehrpfennig für traurige Zeiten und armes Alter mit sich forträgt durchs Leben. Wir fuhren schon sehr früh von Evian ab. Ellen befand sich wohl und war heiter. Sie lag auf einem weichen Lager mitten im Kahn, der Vater übernahm die Besorgung des Segels und kam als echter Engländer seinen Verpflichtun-

gen trefflich nach. Ich saß zu Häupten Ellen's am Steuer. Ein sanfter Südwestwind trieb uns sacht gegen Chillon, das wir schon seit lange nicht besucht hatten und das eine der heiligen und von Ellen besonders bevorzugten Stätten ist. Wie sehr es mich Anfangs auch empörte, immer den Priester und Helfer ihrem Götzendienste zu spielen, so habe ich mich doch endlich daran gewöhnt, ich denke bei solchen Fahrten mehr an das Vergnügen, mit Ellen zu sein, als an den Zweck der Fahrten. Auf der kleinen, kaum zwei Schritte breiten Insel, auf welcher die drei Bäume stehen, die in dem Gedichte „Der Gefangene von Chillon" erwähnt werden, legten wir zuerst an. Ellen setzte sich am Fuße der Bäume hin und flocht aus Gräsern, Blättern und wilden Blumen, die da wuchsen, einen Kranz, den sie sich dann aufsetzte. Sie sah wie Ophelia aus, und der Eindruck von Frische und Gesundheit, den sie mir am Morgen gemacht, war dahin. Traurig brachte ich sie nach Chillon.

„Eine geschwätzige Pförtnerin fing an, mit großer Suade die Geschichte des alten Schlosses zu erzählen. Ellen gebot ihr Stillschweigen und stieg mit feierlichen Schritten in den Kerker Bonivard's hinab. Wie sie in dem langen, dunklen Säulen-

gange, noch immer den Kranz auf dem Haupte, auf und nieder schritt, schien sie mir bald eine begeisterte Priesterin, bald eine Wahnsinnige. Wie schön sich auch auf dem dunklen Grunde die junge, zarte Gestalt ausnahm, doch ergriff mich ein Gefühl der Entrüstung; es war mir, als ob plötzlich alle Liebe von mir abfiele, und mit schnellen Schritten verließ ich das Gewölbe und ging hinaus, über den öden Hof, und setzte mich aufathmend auf das Geländer der Zugbrücke ans heitere Sonnenlicht. Ich kam mir selber so wahnsinnig vor wie Ellen und bildete mir ein, mit diesem Bewußtsein plötzlich meine Heilung erreicht zu haben. Aber ich fühlte mich so öde; mein ganzes Wesen schien seinen Inhalt verloren zu haben. Ich drückte mein Gesicht in die Hände und suchte in der Erinnerung den Menschen, der noch vor Wochen in mir gelebt hatte; ich fand ihn nicht. — Ich öffnete die Augen und sah nach dem schönen Berge des Dent de Jaman, nach den rauschenden Bäumen rings um mich, nach dem lächelnden See; ich versuchte es, den Liedern der Vögel in den Zweigen zu lauschen — es war mir Alles farb- und tonlos, kalt, gleichgültig.

„Mit diesen Experimenten des Arztes mit einem

Kranken mochten Stunden vergangen sein, denn als Ellen aus dem Schlosse trat, war es bereits ziemlich spät. Sie sah mir erschrocken ins Gesicht, das allerdings zerstört und blaß geblickt haben mochte, und fragte mich theilnahmsvoll, was mir fehle. Der ekstatische Ausdruck, den sie aus dem Kerker mitgebracht, verschwand bei dieser Frage schnell aus ihren Augen und wich dem herzlichsten, innigsten Mitleiden. Seit Wochen gewohnt, in ihrem Gesichte zu lesen, entging mir dieser schnelle Wechsel nicht, und meine Seele jubelte auf in der unterdrückten Frage, ob mir endlich das Phantom zu weichen anfange. Ich beruhigte sie, schützte ein vorübergehendes Kopfweh vor und führte sie in den Kahn.

„Indessen hatte sich das Wetter geändert; der sanfte Südwestwind war in einen ziemlich energischen Südwind umgeschlagen, der gerade von Evian, dem wir zusteuern wollten, stark herwehte. Wir lavirten: der segelkundige Vater that sein Möglichstes; so kamen wir zwar etwas vorwärts, konnten aber vom nördlichen Ufer nur schwer abkommen. Schon senkte sich die Nacht herab, als wir noch zwischen Vevay und Lausanne hin und her fuhren, ohne Hoffnung, bei anhaltendem Winde

das südliche Ufer vor vielen Stunden zu erreichen. Ellen war zwar munter und freute sich am Schaukeln des Kahns und der Verlegenheit ihres Capitäns und Bootsmannes, ich aber besorgte, daß ihr der laue Südwind eine böse Nacht verursachen werde. Aehnliches schien der Vater zu fürchten, denn er fragte mich mit besorgter Miene, ob nicht am nördlichen Ufer wo eine Herberge für diese Nacht zu finden wäre. — Wenn Sie sagte ich, die Fahrt unterbrechen wollen, was ich vollkommen billigen würde, so wüßte ich unfern von Lausanne ein gastliches Haus, das glücklich wäre, Sie zu beherbergen. — Der Vater ging darauf ein, und Ellen war mit der Abwechselung zufrieden. So richtete ich das Schiff gegen Lausanne und Ouchy; dahin ging es rasch, und schon nach einer halben Stunde konnte ich Ellen die Fenster des Hauses zeigen, in dem sie übernachten werde. Eine freundliche Villa, in der gut wohnen sein muß! sagte sie — sie muthet mich gastlich an. So habe ich mir immer meine Villa gedacht, abgewendet vom Lärm der Welt, mit einem Fuße im See und einen Kahn davor. Aber, fügte sie hinzu, werden wir ihrem Eigenthümer auch willkommen sein? — Er wird glücklich sein, sagte ich und küßte ihre

Hand, denn es war mein Landhaus, vor dem wir eben anlangten. Meine Tante hatte es mir gekauft, um der beabsichtigten Heirath mehr Glanz zu geben, und es so comfortabel als möglich eingerichtet. — Ich führte, zitternd vor Freude, Ellen durch meinen Garten, in mein Haus; die Dumpfheit, die sich vor Chillon meines Wesens bemächtigt, verschwand und machte ganz dem süßesten Gefühle Platz, der holden Illusion, als ob ich Ellen für immer und ewig in meinen Lebenskreis einführte. Jedes Wort des Wohlgefallens, daß sie auf dem Wege durch den Garten über die freundliche Besitzung aussprach, fiel mir warm ins Herz, und das verwunderte Gesicht meiner Wirthschafterin, als ich über die Schwelle trat, machte mich glücklich lächeln. Ich führte Ellen und den Vater in den untern Salon. Bei wem sind wir? fragte jener. — Seien Sie mir in meinem Hause herzlich willkommen! antwortete ich. Der Vater schlug herzlich in meine Hand, und Ellen war freudig überrascht; auch sie faßte meine Hand und drückte sie warm. Sie schien etwas aufgeregt und war schweigsam, dann reichte sie mir die Stirn zum Kusse. Der Vater verließ uns, um mancherlei aus dem Kahne zu holen, und ich war

allein, in meiner Stube allein mit Ellen. Wir waren beide stumm. Schweigend führte ich sie an einen großen Fauteuil; sie sah sich in der Stube um und lächelte, dann sagte sie: Lieber, theurer Freund, ich fühle mich so wohl und glücklich unter Ihrem Dache! Wäre die alte Wirthschafterin nicht mit der Lampe gekommen, ich wäre ihr zu Füßen gesunken, ich hätte ihr gesagt, daß ich sie unendlich liebe. — Bald saßen wir gemüthlich um den Tisch, auf welchem die Theemaschine sang. Wir plauderten, wir scherzten, wir lachten, wie wir es noch nie gethan hatten; es herrschte eine klare Heiterkeit, deren ich uns drei nicht für fähig gehalten hätte. Der Vater wurde ganz und gar zum behaglichen, englischen Hausvater, und er gestand es zu, indem er versicherte, daß er sich nicht so comfortabel gefühlt habe, seit er seinen Theetisch in Calcutta verlassen. Ellen stimmte mit ein in das Lob meines Hauswesens und machte die Hausfrau. Sie hatte sich den Schrank gemerkt, aus dem die Alte die Utensilien genommen, und sie holte manches Fehlende und ging lieblich waltend, bestellend und besorgend hin und her. Mein lieber, ferner Freund! muß ich es Ihnen erst sagen, welche Gedanken und Wünsche mir während

dieser Stunden lieblich schwärmend durch den Sinn zogen?

„Es wurde spät, und ich mußte mich zurückziehen, um meine Gäste der Ruhe zu überlassen. Ich nahm Abschied, versprach, mit dem Frühesten zu kommen, und wanderte gegen Lausanne, da ich es nicht für gut gehalten haben würde, in dem Landhause zu übernachten, selbst wenn es des Raumes genug gehabt hätte. Schon hatten die Frau Basen von Lausanne ohnedies viel zu sprechen von der „tollen Engländerin", mit der ich umherziehe, für die ich meine Kranken vernachlässige, meine Carriere ruinire und eine sehr vortheilhafte Heirath vereitele. Langsamen Schrittes ging ich den Hügel hinauf der Stadt zu, immer in Gedanken bei dem Bilde häuslichen Glückes verweilend, das ich eben verlassen hatte. Ich malte es mir immer schöner und schöner aus, ich suchte es zu festigen für ewige Zeiten, und mitten unter diesen Gedanken mußte ich mich daran erinnern, daß Ellen jetzt in dem Bette schlafe, das meine Tante der mir bestimmten Braut zugedacht hatte, Ich erschrak, als ich mich plötzlich vor meinem Hause in der Stadt fand; ich wollte pochen, es war mir nicht möglich. Es schien

mir hart, das einsame Haus am See so allein und unbewacht zu lassen, und ohne zu wissen, was ich that, wandte ich meine Schritte und wanderte wieder der Villa zu. Es war eine schöne Nacht, und Alles lachte mir freundlich, nur die Häuser, in denen über mein Treiben so viel geplaudert worden, schienen mich dumm und neidisch anzuglotzen, und ich zuckte verächtlich die Achseln. Freudiger Lebensmuth überkam mich, ich hob den Kopf und schritt frisch und munter, den Sternen in die Augen sehend, mit großen Schritten die Berge hinab. Leise schlich ich durch den Garten und sah zu der Stube hinauf, in der Ellen schlief. Good night! sagte ich leise und setzte mich auf die Treppe vor dem Hause. Ich sah über den See, der Bahn entgegen, auf der ich morgen mit Ellen wieder fahren sollte, und ich entdeckte noch Lichter in Evian, dem Bade, das ihr ihre Gesundheit wiedergeben sollte. Erschrocken schlug ich die Hände zusammen, und mein ganzes Glück schien zerrinnen zu wollen. Seufzend ließ ich den Kopf fallen; all mein ärztliches Wissen kam in wilde, chaotische Bewegung. Ich wühlte es auf und suchte nach Mitteln, dieses theure Leben zu retten. Mit ungeheurer Anstrengung combinirte ich, verglich ich,

suchte ich mich an alles zu erinnern, was ich je gehört, gelesen, gelernt hatte. Oft warf ich mich entmuthigt auf die Steintreppe hin und küßte verzweifelt und doch wie Trost und Muth suchend, die Schwelle, die ihr Fuß berührt hatte. Dann fielen mir wieder die häufigen Täuschungen der Aerzte, die plötzlichen Rettungen ein, und ich schöpfte Athem und klammerte mich an diesen Halm. Ihre wahnsinnige Byrons-Idee, sagte ich mir, die keine Befriedigung finden konnte, mag der einzige zehrende Wurm ihres Lebens sein. Gottlob! sie scheint sie verlassen zu wollen, und wie viele Wahnsinnige, die während des Wahnsinnes hinsiechen, mit der Heilung des Geistes auch die des Körpers erlangen, so kann auch sie wieder aufblühen, wenn sie zur Wirklichkeit erwacht — wenn sie liebt, wenn sie mich liebt! Der Gedanke war zu schön, als daß ich ihn hätte lassen können; ich spann daran weiter, und ich glaubte, daß Ellen seit diesem Abend die Schönheit des wirklichen, liebenden Lebens erkannt habe. — Nicht vom Rauschen der Bäume, vom Lispeln des See's wollte ich gestört sein, und ich drückte die Ohren in die Hände und schloß die Augen und träumte von den Abenden in dieser Stube

hinter mir. Schnell vergehen die Stunden mit solchen Träumen. Als ich die Augen wieder aufschlug, war es Tag, und ich wußte nicht, ob ich wachend oder schlafend geträumt hatte. — Ich stieg in den Kahn und bereitete Alles zur Abfahrt und trug Kissen und Teppiche hinein. Dann setzte ich mich in die Stube, dem Fauteuil gegenüber, welcher gestern Ellen umarmt hatte. Das ganze Haus schien mir so freundlich, daß ich mir vornahm, es künftig ausschließlich zu bewohnen. Die Tante hatte es mit großer Bequemlichkeit eingerichtet, aber es sollte doch Manches verändert werden, Manches hinzukommen, was ihm einen mehr englischen Anstrich und einen edleren Anhauch geben sollte. Ich war ganz in Wirthschafts-Gedanken vertieft, als meine Gäste eintraten. Ellen sah man nicht, wie sonst, die Müdigkeit von der gestrigen Reise an; sie blühte wie eine junge Rose, und sie schrieb das der süßen Ruhe in meinem Hause zu. Ich gab ihr den Arm, um ihr noch den Garten und die schöne Aussicht zu zeigen. Am Kahne bemerkte sie die Vorbereitungen zur Abfahrt. Wollen Sie uns so schnell los werden, lieber Prosper? fragte sie vorwurfsvoll scherzend — das ist schade; denn ich hoffte, Sie würden

uns noch wenigstens den Tag hindurch beherbigen wollen. Ich fühle mich hier so wohl wie nirgends, wie seit lange nicht! — Jubelnd sprang ich in den Kahn und warf Kissen und Teppiche rücksichtslos zurück in den Garten und auf das nasse Gras. — Theure Ellen! rief ich und faßte ihre beiden Hände — schon der gestrige Abend hat mir dieses Haus fürs ganze Leben theuer gemacht! — Sie ließ ihre Hände in den meinigen ruhen und sah mich schweigend an; dann wie aus einem Traume erwachend, sagte sie: Ja, es war eine schöne Einkehr! Und um sich blickend, fügte sie hinzu: Es ist so schön hier, so schön ist der ganze See, so schön ist Alles! die Berge, die Sonne, die Bäume, die Blumen hier. Es ist mir, als ob ich das alles, als ob ich Sie, lieber Prosper, Sie, den guten, alten, theilnehmenden Freund, zum ersten Male sähe. — Ellen! rief ich entzückt, halten Sie dieses Gefühl fest! Gehören Sie Ihrem Vater, Ihrem Freunde! Lassen Sie nicht wieder den undurchdringlichen Nebel aufsteigen, der sie von ihnen trennt! Halten Sie diese theuren Augen offen für Sonne, Bäume und Blumen und das Herz offen für die, die Sie lieben! Ellen rief ich endlich mit gebietender Stimme, Ellen, werden Sie gesund!

„Sie fuhr sich mit beiden Händen über Stirn und Wangen und blickte gedankenvoll vor sich hin. Dann ließ sie den Kopf sinken und sagte beschämt, aber lächelnd: Glauben Sie mir, mein Freund, ich sehe klar.

„Sie hängte sich an meinen Arm, und wir gingen schweigend durch den Garten auf und nieder. Wie sie manchmal stehen blieb und die Stirn in die Hand stützte, schien sie Gedanken zu suchen und zu sondern, und ich wollte sie nicht stören; nur lächelte ich ihr manchmal Ermuthigung zu. Doch wollte ich sie nicht in Brüten versinken lassen, sie im Gegentheil in der schönen Welt, die sie erkannt hatte, festhalten, und so führte ich sie auf eine Terrasse am See und deutete hinaus auf das herrliche Schauspiel, das sich vor uns aufthat. Sie nickte mit dem Kopfe und folgte meiner Handbewegung, dann aber wandte sie sich mir zu und hatte die Augen voll Thränen. Ja, mein Freund, rief sie, ich sehe und erkenne Alles! und mit diesen Worten fiel sie an meine Brust, und ich drückte einen glückseligen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich habe diesen Brief mit der Absicht angefangen, Ihnen den Tag auf meiner Villa zu beschreiben; ich werde es nicht thun, ich kann es

nicht. Es war der schönste, glücklichste, reichste Tag. Genug! Ich glaube an Glück, ich hatte eine Offenbarung des Glückes. — Ellen war den Tag hindurch die Hausfrau in meinem Hause — der Vater war der glückliche Zuschauer eines glücklichen Schauspiels. Er sprach wenig, er ließ uns gewähren. Nachmittags kam Emil herüber und fühlte sich bei der Engländerin sehr wohl und behaglich. Abends begleitete er uns hinüber nach Evian und kehrte heute Morgen zurück auf meinem Kahne. So bin ich glücklich abgeschnitten und muß hier bleiben, bis er mich holt. Ellen kommt. Leben Sie wohl. — Ich mußte von meinem Glück sprechen, ich mußte es weit in die Welt hinaus und in das vertraute Herz eines Freundes verkünden. Leben Sie wohl.

„Ihr Prosper."

Wochen, Monate, verflossen — es kam mir nach diesem Briefe vom Genfer See keine Nachricht zu, wie sehr ich auch drängte, wie sehr ich Prosper mit Fragen bestürmte. Endlich gegen Ende des Jahres erreichte mich in Prag ein Brief, der den Poststempel Lausanne trug und dessen Schrift mir fast ganz unbekannt war. Er war von Emil und sagte nach

einer traurigen Einleitung und unter Anderem ungefähr Folgendes:

„Vor vierzehn Tagen haben wir sie begraben, und zwar hier auf lausanner Grund; denn sie starb in Prosper's Hause, ihn liebend und drei Tage vor ihrem Tode mit ihm vermählt. Der Lord Oberrichter von Indien ist vorgestern mit seinem Schwiegersohn Prosper auf seinen Posten in Calcutta zurückgekehrt. Er hat es zwar von Prosper nicht verlangt, daß er Europa mit ihm verlassen solle, aber dieser hat, ohne ein Wort darüber zu sagen, seine Sachen gepackt und ist mit in den Wagen gestiegen. So fuhren sie beide ab. Ein Mann wie Prosper kann seinen Kummer nicht erliegen; ein Mann wie Prosper rafft sich auf. In wenigen Jahren werden wir von ihm hören und von den Diensten, die er, seinen Aufenthalt in Indien benutzend, den Naturwissenschaften geleistet haben wird. So wird sein Schicksal, ich hoffe es mit ganzer Seele, noch eine günstige Wendung nehmen und er sich ein Leben schaffen, das seines edlen Geistes würdig ist. Hier, wo alle seine Verhältnisse gelös't waren, wäre ohnehin nicht länger seines Bleibens gewesen. Ich aber bin nun allein. Von Alexandria versprach er mir und

Ihnen zum ersten Male zu schreiben. Könnten wir es für die Zukunft nicht so einrichten, daß wir die empfangenen Briefe eintauschten und uns so der Correspondenz mit dem fernen Freunde doppelt freuten? Schreiben Sie mir und kommen Sie doch, sobald es ihre Verhältnisse erlauben, nach Lausanne — wie Vieles hätten wir zu besprechen! Ihr ergebenster Emil."

Zweites Buch.

Zweites Buch.

1.

Eine indo-germanische Geschichte.

Miß Ellen Grey, die in Lausanne begraben liegt, war nicht die einzige Blume aus Hindostan, die der Wind des Zufalls über meine Lebenswege trug. Noch einem zweiten Gruß schickte mir das fabelhafte Hindostan in Gestalt Aureng's, den ich auch eine Blume nenne, obwohl ich ihn nur in Schmutz und Gassenkoth blühen sah. Denn seit ich Sakuntala gelesen, erscheinen sie mir alle als Blumen und Pflanzen, diese Kalidasa'schen Menschen, alle als schöner Uebergang vom Lotos zum redenden Geschlechte, und dieser Aureng war ein echter, wirklicher und wahrhaftiger Nachsprosse jener Sakuntala'schen Wesen, ein wirklicher und wahrhaftiger Sohn der uralten Hindus vom heiligen Ufer des Ganges.

Spring Street ist nur durch Newroad von jenem Theile Londons getrennt, den man gewöhnlich allein unter dem Namen Westend begreift — aber welche zwei verschiedene Welten in Westend und in Spring Street! Westend, die Welt der Grooms, Jockey's, Kammerjungfern, die Welt der Renten, der Eitelkeit, des Glanzes, mit Einem Worte „Vanity Faire" — Spring Street eine ökononomische Gasse zimmervermiethender Wittwen und arbeitender Gentlemen, die von der Gentry wohl eingeladen, aber nie besucht werden, die ein Bedroom ohne Salon und höchstens zu Fünfen einen Parlour haben. Im Mai 1850 war diese ökonomische Gasse von Flüchtlingen aller geschlagenen Nationen bewohnt, und in einem kleinen Hause, das einen Parlour, gar keinen Salon und viele Bedrooms besaß, wohnte ich.

Um ins Lese-Cabinet, oder zu Freunden, oder in die City zu gelangen, mußte ich alltäglich an Stanhope Place vorbei, der vom Westend dem Hyde Park zu ausmündet. Als ich den Weg zum ersten Mal machte, um ihn in Zukunft mit Regelmäßigkeit zur selben Stunde zu wiederholen, blieb ich an der Ausmündung dieser Westend-Gasse überrascht stehen.

Es war ein unangenehmer Tag. Durch den dicken Nebel blickte die Sonne strahlenlos und hing

todt und braun wie eine Leber am Himmel; ein feiner Regen rieselte unaufhörlich herab und erweichte den Mac-Adam, der unter den Rädern der eleganten Cabs aufspritzte und die Kleider plebejischer Wanderer besprenkelte. Mit großen Sprüngen suchte man von einer Seite der Gasse auf die andere zu gelangen. An der Mündung von Stanhope Place, Hyde Park gegenüber, wurden die Sprünge überflüssig, denn da führte ein reingefegter Steg hinüber. Der Mann aber, der mit seinem Besen in der Hand an diesem Stege stand und dem man diesen bequemen Uebergang verdankte, er war es, vor dem ich verwundert stehen blieb. Es war der erste Hindu, den ich im Leben gesehen. Sein Kopf war von einem schneeweißen Tuche turbanartig umwunden; die tiefschwarzen und dichten Locken, die hervorquollen und auf den nackten Hals fielen, und das braune, bronzene Gesicht, ohne die geringste Farben-Nuance, stachen so deutlich von der weißen Kopfbinde ab, und wieder von dem braunen Gesichte, ohne geringsten Farben-Uebergang traten die dunkelglühenden, großen Augen mit langen schwarzen Wimpern und breitgewölbten, feinen Brauen auffallend hervor, fast eben so auffallend wie die weißen und kleinen Zähne, die aus dem halbgeöffneten Munde glänzten. So

war dieser Kopf mit gutem Gewissen schön, jedenfalls interessant zu nennen. Daß die Nase nur klein war und fast weibisch geformt, vergaß man über dem feinen Schnitt und über den heißen Nüstern. Am Leibe trug der Hindu einen weißen, eng anliegenden Kittel von dünner Baumwolle, als ob er noch in den warmen Palmenwäldern von Benares wandelte, und um den Gürtel einen breiten Shawl, der zwar von Alter ausgefranzt war, aber so, unabsichtlich, zum malerischen Schmuck wurde. Die ganze Gestalt war schwächlich, zart und trotz einer gewissen Trägheit, die sich in der Haltung aussprach, leicht beweglich und anmuthig. Das Alter war einem ungeübten Auge schwer zu bestimmen; aber bei näherer Betrachtung glaubte man noch an Jugend, wenn auch an eine früh verwelkte. Wie er da stand, den Kopf nach der einen Seite neigte, mit großen Augen die Vorübergehenden ansah und stumm den Lohn für seine Arbeit verlangte, bedeckt von nordischen Nebeln und zitternd in der dünnen Kleidung, hatte die ganze Erscheinung etwas so Rührendes, so traurig Schönes, daß sie trotz der schmutzigen Beschäftigung, trotz des niedrigen Amtes und des Besens nichts von der Romantik verlor, die ein Leser der Sakuntala bei der ersten Begegnung mit einem Hindu

zu finden wünscht. Diese Romantik bekam nur noch einen tragischen Anstrich.

Er bemerkte bald, daß ich darum nur so lange nach dem Penny in der Tasche suchte, um ihn desto länger betrachten zu können, und schüchtern ließ er den Kopf noch tiefer sinken. Erst als ich merkte, daß mancher Vorübergehende, meinen Aufenthalt benutzend, hinter meinem Rücken vorübereilte, ohne den Obolus zu bezahlen, ging ich weiter. Der Hindu erkannte meine Absicht, wie er mein anfängliches Erstaunen bemerkt hatte, und er lächelte mir dankbar nach.

So erkannte er mich denn auch sogleich wieder, als ich am nächsten Tage vorüberkam, und schon nach einer Woche waren wir gute Bekannte. Immer wurde ich mit einem „good morning, Sir!“ empfangen und einem „thank you, Sir“ entlassen. Denn das Mitleid, das mir der überpflanzte Hindu eingeflößt, ließ mich nie ohne die Steuer eines Penny an ihm vorübergehen. War er mir von Anfang an interessant, da uns alles, in dessen Gesellschaft wir nicht aufgewachsen und das wir erst später kennen lernten, ewig fremdartig und romantisch bleibt, so wurde er mir von Tag zu Tage noch interessanter, je öfter ich in dieses melancholische Auge blickte, je

schreiender und schmerzlicher mir der Contrast zwischen dem zarten Leibe, dem sanften Ausdrucke des Gesichtes und der niedrigen Beschäftigung erschien. Eine Beobachtung rührte mich ganz besonders. Ich hatte bald bemerkt, daß er, der aus dem Sonnenlande kam, an sonnigen Tagen, die ihn meiner Berechnung nach hätten erheitern sollen, besonders betrübt und traurig dastand, während er an regnerischen ein zwar durchfrösteltes, aber doch zufriedenes Gesicht zeigte. Anfangs wollte ich mir das so erklären, als ob die Sonne in seinem Gemüth Heimweh weckte — bald aber sah ich ein, daß seine Trübseligkeit einen prosaischen Grund hatte. Die sonnigen Tage waren für ihn die unfruchtbarsten. Der Engländer ist so geartet, daß er wohl geleistete Dienste gern bezahlt; für eingebildete aber hat er kein Auge und keinen Lohn. So mochte denn der Hindu an trockenen Tagen den Weg über die Straße mit seinem Kehrbesen noch so „evident" machen — der vorübergehende Engländer sagte sich, daß diese seine Bemühung eine nutzlose sei, und ließ den Penny in seiner Tasche ruhen. Mir aber ward der Hindu ein guter Bekannter und eine interessante Erscheinung, so gehörte denn der Penny zu meinen täglichen Ausgaben. Und er war mir dankbar für diese Rücksichtslosigkeit dem

Wetter und dem Mac=Adam gegenüber, und aus dem „good morning, Sir!“ wurde mit der Zeit ein freundlich lächelnder Gruß, der sich auf seinem Gesichte schon vorbereitete, wenn er mich aus weiter Ferne kommen sah. Wer merkt es nicht bald, daß er einen Freund gewonnen? So wußte ich auch, daß der Gassenkehrer mir wohl wollte.

Und so fragte ich einmal, da ich ihm seinen Penny in die Hand drückte: Wie heißt du?

Aureng, Sir.

Guten Morgen, Aureng!

Guten Morgen, Sir! erwiderte er noch freundlicher als je.

Guten Morgen, Aureng! war nun meine tägliche Begrüßungs-Formel, und sie wurde von Tag zu Tage mit größter Freundlichkeit entgegen genommen. Wir waren bereits so gute Freunde, daß es mir unnatürlich erschien, täglich mit dem bloßen Gruße an ihm vorüber zu gehen. So blieb ich eines Tages wieder vor ihm stehen.

Woher bist du, Aureng?

Aus Gomeah, Sir!

Aus Gomeah? — wo liegt Gomeah? am Ganges?

Nein, Sir! am Dammhudöur, den die Europäer

Downa nennen. Gomeah liegt zwischen Roganatpour und Benares, nicht sehr weit vom Ganges, dem heiligen, im heiligen Lande selbst, mitten unter schönen Palmen.

Du bist also ein wirklicher Hindu? bist in Hindostan geboren?

Ich bin ein Brahmane, Sir!

Ein Brahmane! Der Name gab mir so viel nachzudenken, daß ich nichts weiter zu fragen wußte und ging. Ein Brahmane! Ich habe einen Freund, der sich mit Sanskrit beschäftigt; ich hielt es für meine Pflicht, Aureng näher kennen zu lernen.

Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Ich hatte in Oxford Street Bücher gekauft, und es war nicht „gentlemanlike“, das Paket selbst nach Hause zu tragen. So fragte ich Aureng, ob er mir nicht den Dienst leisten wollte, da er, des schönen Tages wegen, nicht viel einzubüßen hatte. Sofort stellte er, freudig zu dem Dienste bereit, sein ewiges Attribut, den Besen, in einen Winkel und holte mit mir die Bücher. Auf meiner Stube legte er das Paket hin und wollte sich sogleich wieder entfernen.

Nichts da, Aureng! — rief ich — so gute Freunde wie wir zwei dürfen einander nicht so verlassen. Du mußt erst ein Glas Sherry mit mir leeren.

Aureng war sehr verlegen, und nur mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er sich an den Tisch setzte, eine Cigarre und das Gläschen Wein annahm. So oft das Dienstmädchen eintrat, stand er auf und verneigte sich tief. Erst nachdem ich ihm durch Zureden zwei bis drei Gläser guten Sherry's beigebracht, wurde er gesprächig, heiter und frei. Hinter dem Braun der Wangen zeigte sich eine feine Röthe, die dem Gesichte einen ganz anderen Charakter gab, man möchte sagen: einen mehr occidentalischen als orientalischen. Die Augen glühten doppelt heiß, und doch schwammen sie milde wie in Nebeln.

Sein Gespräch begann mit der Erklärung, daß er mich heiß liebe; sofort aber knüpfte er eine Entschuldigung daran und bat um Verzeihung für diese Kühnheit. Aber mit all dem war mir nicht gedient; ich wollte, daß er mir die Räthsel und Mysterien Hindostans aufschließe, und stellte ihm alle möglichen Fragen über indische Kasten, über indische Religion rc. Er wußte von allem dem nichts; er wußte nur, daß sein Gott Brahma hieß. Aber an die Natur seines Landes, an die Schönheit seiner Heimath erinnerte er sich lebhaft und schilderte sie beredt, denn er sprach trefflich Englisch, und mit den glühendsten Farben. Er erwärmte sich so sehr dabei, daß er im Feuer der

Beschreibung die Binde vom Kopfe riß und die dicken, schwarzen Lockenwellen frei auf den Nacken herabfallen ließ. Dann klagte er, daß ihn sein Schicksal aus den Palmenwäldern Gomeahs entführt habe.

Auf welche Weise geschah das, mein Freund?

Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, erzählte er, als eines Tages ein großer Zug von Pferden und Elephanten und vielen Dienern in Gomeah ankam. Auf einem der Elephanten unter einem Palankin saß ein „Sir" und las in einem Buche. Seine Diener schlugen vor Gomeah Zelte auf und leerten vor dem Sir, der sich auf einem Teppich setzte, aus Säcken und Blechbüchsen eine große Menge von Blumen und Kräutern aus, die der Sir sofort zu ordnen und zwischen Papiere zu legen anfing. Nach einer Stunde kamen alle Gentlemen aus Gomeah heraus, die Gentlemen vom Gericht und vom Heere, und begrüßten den fremden Sir, stellten ihm Sachen vor die Zelte, und ihre Frauen machten ihm Thee. Ich wußte später, daß der Sir, der Mr. W. hieß, ein sehr weiser und sehr vielwissender Mann war, und als ich mit ihm reis'te, bekam er von einem Kaiser in Multan den Titel: Sonne der Weisheit, Meer der Wissenschaft und Abgrund des Verstandes.

Alles Volk von Gomeah stand um das Lager des Mr. W. umher und bewunderte die Pracht und den Reichthum. Er war nicht lange da, so verließ er alle Gentlemen und ging mit seinen Dienern in die Wälder und suchte Pflanzen. Wir Kinder liefen alle mit. Ich merkte bald, welche Kräuter dem alten Herrn die größte Freude machten; aber er wußte sie nicht zu suchen, und ich kannte genau alle Blumen und Pflanzen, die auf Stunden rings um Gomeah wuchsen. So winkte ich ihm und führte ihn durch den Wald auf einen Platz, wo seine Lieblingspflanzen in großer Fülle wuchsen. Er war sehr erfreut, klopfte mir auf die Schulter und gab mir ein Goldstück. Nachdem er einen gehörigen Vorrath dieser Pflanzen abgepflückt, sah er sich nach anderen um, die er nicht finden konnte. Er nahm einen Stift und Papier, zeichnete die Pflanze und zeigte sie mir. Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu der Blume, die er suchte. Der alte Herr schlug vor Freude die Hände zusammen, dann griff er wieder in die Tasche und gab wir wieder ein Goldstück, und das that er, bis es Abend war, vielleicht zehnmal. Wie wir wieder im Lager ankamen, wollte ich mit meinen Goldstücken zu meinem Vater laufen; da aber packten mich zwei Wachen und setz-

ten mich in ein Zelt und stellten sich davor, daß ich nicht entwischen konnte. Ich weinte die ganze Nacht. Am Morgen kam mein Vater, nahm mir das Geld ab und sagte mir, daß ich mit dem Sir abreisen müßte, daß es der Gouverneur so wolle und daß mich der Sir zu seinem „Blumensucher" von Gomeah bis Kaschmir ernannt habe. Ich weinte sehr, und mein Vater weinte auch; aber er tröstete mich und sagte, daß ich als reicher Mann nach Gomeah zurückkehren werde. Darauf setzte man mich auf ein Pferd, das Lager wurde abgebrochen, und wir zogen fort. Ich ritt neben Mr. W., der von Zeit zu Zeit eine Blume zeichnete und sie mir zeigte; dann sprang ich vom Pferde und holte sie. Mr. W. war ein guter Mann, und mit jeder Blume, die ich ihn brachte, gewann er mich lieber; ich mußte zuletzt in seinem Zelte schlafen und reis'te so bequem wie er selber. In Mirzapur kaufte er mir neue Kleider und in Bandah ein schönes Pferd. Er sprach immer mit mir, und ich lernte schnell seine Sprache, die ich schon in Gomeah zum Theil gekannt hatte. Er aber machte im Hindostanischen nur geringe Forschritte; er kümmerte sich bloß um die hindostanischen Namen der Pflanzen und unserer Götter. Beide liebte er gar sehr und sagte, sie seien mit einander verwandt. In

Delhi mußte ich ihm versprechen, daß ich nie auf die englischen Missionare hören und nie meinen Gott Brahma verlassen wolle. So reis'te ich lange und lange mit ihm, bis nach Kaschmir, durch die schrecklichen Berge des Himalaya, durch Schnee und Eis, bis wir nach Ladak kamen, wo uns die Chinesen mit Wurfgeschossen zurücktrieben. Erst nach drei Jahren kamen wir nach Calcutta zurück. Die Reisen und das Klima hatten meinen armen Master arg mitgenommen, und kaum war die letzte Blume gepreßt und zwischen zwei Pappendeckel gelegt, als er selbst, wie eine gepreßte Blume ohne Saft und ohne Kraft, zusammenbrach. Er war von jeher dünn und mager gewesen, nun aber sah er erst recht wie ein blätterloser, dünner Stengel aus. So blieb ich noch bei ihm, obwohl ich alle meine angesammelten Habseligkeiten bei meinem Vater in Gomeah gelassen hatte, wohin ich bei der Abreise Mr. W.'s zurückkehren sollte. Diese Abreise erfolgte bald, da die Aerzte sagten, die hindostanische Sonne würde ihn wie das Feuer einen Strohhalm verzehren, wenn er sich nicht bald davon machte. So trug man all die ungeheuren Päcke getrockneter Pflanzen auf das Dampfschiff, und nach den getrockneten Pflanzen meinen guten Master W. — Ich selbst trug an der Sänfte

mit, in der er traurig und weinend saß; denn er liebte Hindostan mit seiner Sonne, mit seinen Palmen, mit seinen Menschen, und er klagte, daß er in das nebelige England zurück solle. Auch ich weinte, weil es mir weh that, ihn in einem solchen Zustande zu verlassen. Wir setzten ihn zwischen seine trockenen Pflanzen nieder, und ich küßte ihm die Hand zum Abschied. — Aureng, sagte er vorwurfsvoll, das ist alles, was ich von Hindostan mitnehmen soll? — Du willst mich verlassen; mit diesen trocknen Blumen aber werde ich nicht von den Palmenwäldern von Benares, von den Felsen des Himalaya, vom Tempel zu Delhi, von den Thälern von Kaschmir sprechen können — das alles könnte ich mit dir!

Ich weinte bitterlich, wie er so sprach, aber es that mir zu weh, das Land zu verlassen. Ich küßte ihm noch einmal die Hand und sprang vom Schiffe. Wie ich aber wieder umsah, saß er bei seinen Päcken so verlassen da. O, hätte ich nicht wieder zurückgesehen! in der Rohrhütte von Gomeah am Ufer des Dammhudöur säße ich jetzt und sähe hinaus auf die goldenen Wellen, durch die zurückgeschlagenen Vorhänge, die ich aus Kaschmir und Multan mitgebracht habe — und Gretchen säße neben mir, und ich schnitte in die Ananas und gäbe ihr die Hälfte, oder

preßte saftige Früchte aus und reichte ihr den süß berauschenden Saft in einer Cocosschale oder auch in einer Porcellanschale aus China.

Aureng schob beide Hände in die Locken, daß sie in dem dichten Walde verschwanden, und er stützte den Kopf darauf, schloß die Augen, schwieg und fing an zu träumen. War es die Erinnerung an seine schöne Heimath, war es der Sherry, der während seiner Erzählung zu wirken anfing — genug, er schien mir berauscht. Jedenfalls klang es höchst unzusammenhängend, wenn er von einem Gretchen in einer Rohrhütte am Dammhudöur sprach. Ich fürchtete die Wirkungen meines Sherry's, der allerdings etwas stark mit Rum versetzt war, schüttelte Aureng und sagte: Nimm dich zusammen! was plauderst du da von einem Gretchen am Dammhudöur? Ich glaube, du bist berauscht.

Aureng schlug wieder die Augen auf und sah mich lächelnd an, obwohl sein Blick in Thränen schwamm. Nein, Sir, sagte er, ich bin nicht berauscht, obwohl es freilich dumm ist, von Gretchen und von Dammhudöur zusammen zu sprechen; denn wäre ich am Dammhudöur geblieben, ich hätte Gretchen nie gekannt. Sie sollen Alles wissen, Sir. Aber, fügte er hinzu, indem er durch das Fenster der un-

tergehenden Sonne nachsah, es ist so schön draußen, könnten wir nicht in den Garten hinabsteigen? dort unten könnte ich Ihnen das Uebrige besser erzählen.

Ich nahm die Flasche und mein Glas, er das seine, und wir stiegen in den Garten, d. i. in einen mit wenigen Bäumen und etlichen Blumen besetzten Hof hinab, in dessen einem Winkel unter einem breiten Aste ein Tisch stand. Dahin setzten wir uns, und Aureng nahm seine Erzählung sofort wieder auf:

Ich sah mich also noch einmal nach meinem Master um. Da stand er auf und streckte beide Arme dem Lande entgegen, und ich sah die Thränen, die ihm über die trockenen Wangen liefen, und ich stand ihm so gegenüber, daß ich geradezu in die ausgebreiteten Arme hätte springen können. Er wollte wohl sein geliebtes Hindostan umarmen, aber ich nahm es für mich. Das Schiff setzte sich in Bewegung, die Officiere schrieen, die Schaufeln rauschten, die Kanonen auf dem Lande donnerten, denn es war ein Kriegsschiff, die Kanonen an Bord antworteten, das Volk im Hafen schrie: Glückliche Reise! — ich schrie mit, ich war betäubt und that einen großen Sprung, und wie ich erwachte, lag ich in den Armen meines Masters und fuhr zum Hafen hinaus. Es war mir, als ob ich Master W. nun noch viel mehr liebte, als

sonst, und ich mußte ihn wärmer lieben, da ich sonst Niemanden mehr zu lieben hatte. Er beschäftigte sich auch aufs väterlichste mit mir und benutzte die langen Tage auf der See, um mich in allerlei, besonders in der englischen Sprache zu unterrichten, die ich schon auf der Landreise ziemlich gut erlernt hatte und die ich nun vollkommen in meine Gewalt bekam, so vollkommen, daß ich die Gespräche und Zänkereien ganz verstand, die zwischen meinem Herrn und einem Clergyman, der an Bord war, tagtäglich Statt fanden. Der Clergyman wollte meinem Herrn täglich beweisen, daß er ein Heide wäre, und sagte ihm vielerlei über Religion; mein Herr deutete jedesmal nach den getrockneten Pflanzen und antwortete nur: Aus diesen Büchern könnte ich Ihnen das Gegentheil beweisen. Aber endlich hörten diese Streitigkeiten auf; mein Herr wurde von Tag zu Tage schwächer und konnte am Ende kaum mehr sprechen. Ich wollte vor Schmerz mit ihm sterben, da ich sah, daß es mit ihm vorbei sei; er aber wurde gegen Ende immer heiterer, und es machte ihm ein besonderes Vergnügen, den Clergyman zu ärgern; er nahm den letzten Rest seiner Stimme zusammen, um ihm Dinge zu sagen, die ihn in Wuth und Verzweiflung brachten. Eines Tages, nach einem solchen Ausbruche, rief mich

mein Master an den Hamak, in dem er sich auf dem Verdecke wiegte, und sagte mir mit gebrochener Stimme, doch mit Lächeln, ins Ohr: Aureng, mein lieber Junge, in wenigen Tagen werde ich gestorben sein. Sogleich nach meinem Tode wird sich der Clergyman an dich machen und wird versuchen, dich zu bekehren; es liegt ihm viel daran, denn er ist Missionar und kehrt nach England zurück, ohne Eine Seele gefischt zu haben. Aureng, mein lieber Junge, thu ihm nicht den Gefallen. Dein Gott Brahma ist ein ganz anständiger Gott und ist der älteste Gott, den es heute gibt; es wäre nicht schön, ihn in seinen alten Tagen zu verlassen. Versprich's mir, mein Aureng! — Ich versprach ihm, um was er mich bat, der gute Herr. — Nach wenigen Tagen senkte man ihn auf der Höhe der azorischen Inseln ins Meer. Der Clergyman weigerte sich, ihm einen Segen nachzusagen, ich aber schickte ihm der Thränen viele nach. O, wie einsam war ich nun auf dem weiten Meere und wie traurig!

Mein guter Herr hatte gut prophezeit; kaum war er hinabgesenkt, als schon der Missionar mir zu predigen anfing; ich aber antwortete ihm, wie mein weiser und guter Master es mich gelehrt hatte, und sagte: Mein Gott Brahma ist ein ganz anständiger

Gott, und ist der älteste Gott, den es heute gibt; es wäre nicht schön, ihn in seinen alten Tagen zu verlassen. — Der Missionar lachte laut auf, und mit ihm alle Officiere und die ganze Schiffsmannschaft. „Das ist eine Thorheit," sagte der Missionar, „die leicht zu besiegen sein und bald der Wahrheit weichen wird." Er irrte sich aber. Täglich erneuerte er seine Predigten, und täglich antwortete ich ihm dasselbe. Da drohte er mir und stellte mir vor, daß ich in England mit dem Gotte Brahma unmöglich leben könne und daß ich schon auf Erden alle Pein werde auszustehen haben, oder auch redete er mir sanft zu und versprach mir, daß ich in einem schönen Hause zu London wohnen, schöne Kleider tragen, gute Kost essen solle, wenn ich nur den alten Gott Brahma verlassen wolle. Ich that es nicht, weil ich es dem guten alten Herrn versprochen hatte; auch wurde ich in meiner Standhaftigkeit von den Officieren des Schiffes bestärkt. Diese unterhielt es nämlich, die vergeblichen Anstrengungen des Missionars mit anzusehen und seine Predigten anzuhören und seinen immer mehr und mehr wachsenden Aerger zu beobachten. Dieser sein Aerger verwandelte sich in wahre Wuth und Raserei, je mehr wir uns der englischen Küste näherten, und wurde durch die Sticheleien der

Officiere immer wilder und wilder. Als wir aber nur noch wenige Tage Seefahrt vor uns hatten, verließen mich auch die Officiere; denn sie meinten, nun sei des Spaßes genug, und es wäre billig, daß ich die Küsten Englands als bekehrter Christ beträte. Der Schiffs-Capitän, ein alter Officier, der zum letzten Male commandirte und nach England zurückkehrte, um sich gänzlich vom Dienste zurück zu ziehen, war mir, von allen Officieren der einzige, von Anfang an meiner Widerspenstigkeit wegen aufsässig gewesen; denn er war ein frommer Christ und wünschte meine Bekehrung eben so eifrig als der Missionar. Oft mischte er sich in dessen Predigten und sagte Bibelsprüche und behauptete, daß, wenn ich sein Matrose wäre, er noch andere Mittel besäße, mich rasch zu bekehren. Auch wandte sich der Missionar an ihn mit seinen Klagen, und ich sah, wie sie sich oft mit einander besprachen. Eines Tages, da wir nun schon in den Canal einlaufen sollten, mit frühesten Morgen begann der Missionar seine Predigten aufs Neue, und zwar mit größerem Eifer als je. Er wurde blaß, er zitterte am ganzen Leibe, seine Stimme donnerte. Die ganze Schiffsmannschaft versammelte sich um ihn und hörte andächtig zu; Aller Augen richteten sich auf mich, und man erwartete, daß ich um

die Taufe bitten werde. Da das nicht geschah, brach theilweises Murren aus, und dadurch aufgemuntert, packte mich der Missionar am Kleide, warf mich zu Boden und rief mit vor Wuth bebender Stimme: Verfluchter Heide, bete an! — Dann zum Schiffs-Capitän gewendet, fügte er hinzu: Ich weiß von den Inseln her, wie man die Heiden behandeln muß; nur mit Gewalt kann man sie in den Himmel leiten! — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Capitän winkte und schon ein Matrose mit der Peitsche bereit stand. Ich lag auf dem Boden und sah mich nach Hülfe um und sagte mir, daß ich trotz Allem meinem todten Master Wort halten werde. — Die Officiere murrten und waren mit dem Verfahren des Capitäns und des Missionars unzufrieden; ich sah sie hülfeflehend an, sie aber standen unentschlossen; da kam mir von anderer Seite unverhoffte Hülfe.

Aureng athmete schwer auf, und ich mit ihm. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, und so that ich.

Da war, fuhr er nach einigem Stillschweigen fort — da war auf unserem Schiffe ein alter Mann, der mit seiner Tochter nach Europa zurückkehrte. Gewöhnlich kümmerte er sich wenig um alles, was am Bord vorging, sondern saß immer bei seiner hold-

seligen, kranken Tochter, der er vorlas, die er pflegte, wie eine liebende Wärterin ein kleines Kind. Es war Mylord Grey, Cheaf-Justice von Indien, und seine Tochter hieß Miß Ellen.

Du hast Mylord Grey und Miß Ellen gekannt? rief ich überrascht aus und faßte seine beiden Hände.

Ja gewiß, Sir, — Mylord Grey war mein Retter. Warum sind Sie so überrascht und aufgeregt? fragte Aureng erstaunt.

Es ist nichts — ein anderes Mal davon; erzähle weiter.

Also Mylord Grey, wie er sah, was vorging, und wie er den Mann mit der Peitsche erblickte, drängte sich durch den Kreis, trat auf mich zu und hob mich vom Boden auf. Bist du ein Unterthan Ihrer Majestät der Königin Victoria? fragte er.

Ja, Sir! das bin ich.

So erkläre das laut und rufe den Schutz der englischen Gesetze an.

So that ich denn, und ich rief: Ich bin ein Unterthan Ihrer Majestät der Königin Victoria und rufe den Schutz der englischen Gesetze an!

Alle Umstehenden neigten die Köpfe; der Capitän winkte, und der Mann mit der Peitsche verschwand; er selbst zog sich schweigend auf seine Ga-

lerie zurück. Der Lord Cheaf-Justice nahm mich am Arme und führte mich aus dem Kreise. Jedermann ging auf seinen Posten und der Missionar in seine Cajüte zurück und kam erst zum Vorschein, als wir in Southampton landeten. So kam ich in England an.

Mr. W. hatte mir vor seinem Tode als einziges Vermächtniß einen Brief an seine Verwandten übergeben. Der gute Mann konnte nicht mehr für mich thun, da seine Reise und die Krankheit sein ganzes Vermögen aufgezehrt hatten. Die Anverwandten, meinte er, würden für mich sorgen und mich um seinetwillen nicht darben lassen, da er ihnen aus Hindostan so große Schätze nämlich die Pflanzen-Sammlungen, mitbringe, an denen ich so bedeutenden Theil habe. In Southampton verlor ich der Kästen und Päcke wegen bei der Mauth mehrere Tage und konnte erst später als die anderen Reisenden in London ankommen. Hier begab ich mich sogleich zu den Verwandten Mr. W.'s, wurde aber nicht so gut empfangen, als ich nach den Worten des todten Herrn erwartet hatte. Die Schätze aus Hindostan wurden von ihnen nur sehr gering geachtet, und mich überhäuffe man mit Vorwürfen, daß ich sie nicht in den Mauth-Niederlagen habe liegen

lassen, da man nicht wußte, wo sie im Hause unterzubringen. Einigen Besuchern, die bei meiner Ankunft zugegen waren, wurde ich, so zu sagen, als der „Sclave" Mr. W.'s gezeigt, und über den guten todten Herrn machte man sich als über einen alten Narren lustig, der im reichen Indien keine anderen Schätze als getrocknete Kräuter und Blumen zu sammeln verstanden. — Man ließ mich einen Tag lang, ohne mich weiter zu beachten, im Hause umhergehen und nach Winkeln suchen, wo ich die Sammlungen Mr. W.'s unterbringen könnte. Ein junger Mann meinte endlich, man müsse doch daran denken, was mit mir anzufangen; aber die alte Dame des Hauses erwiederte, sie wolle nichts von mir wissen, so lange ich in meiner heidnischen Verstocktheit verharre. Es wurde mir nicht verhehlt, daß der Missionar schon da gewesen sei und mich als ein Kind böser Geister dargestellt habe, das durch Noth und Elend auf den Weg der wahren Religion geführt werden müsse. So verließ ich das Haus, ohne daß mir Jemand gesagt hätte, ich solle wieder kommen. Das Haus der Verwandten W.'s lag auf einem Square, und in der Trauer meines Herzens wollte ich mich unter die Bäume auf den Rasen lagern und nachdenken, was ich nun anzufangen hätte. Aber

kaum war ich in den Garten getreten, als die darin spielenden Kinder zu schreieen anfingen und ein Bedienter mich als nicht hinein gehörig wieder hinaus wies. So wanderte ich trostlos und traurig durch die langen, unendlichen Gassen. In Gedanken vertieft, wie ich war, kam ich jeden Augenblick in Gefahr, von den unzähligen Wagen überfahren zu werden, und wurde rechts und links von den eilenden, hastigen Menschen in die Rippen gestoßen. Ich kam mir vor wie ein gehetztes Wild. Wie die Nacht kam und mit ihr ein mächtiger Regen, wußte ich nicht, ob dieser meine Wangen so naß gemacht, oder die Thränen, die in starken Strömen aus meinen Augen flossen. In den menschenleeren Gassen fühlte ich mich noch trauriger als zuvor, und ich sehnte mich nach den rasselnden Wagen und den Rippenstößen, die mich nicht hatten zur Besinnung kommen lassen.

Ich flüchtete mich in eine Schenke und machte da die Bekanntschaft eines Irländers, der mich für einen Sixpence zu einer Frau führte, welche Dachstuben vermiethete. Auf einer Stube, die ich mit einigen Irländern theilte, verbrachte ich mehrere Tage, ohne auszugehen, denn ich hatte Angst vor den Gassen und den Menschen. Noch hatte ich Geld genug, um mir das nothwendige Essen holen zu lassen. Als

aber der Sonntag kam, fragte mich die Hauswirthin, warum ich nicht in die Kirche gehe. Ich antwortete ihr, daß ich nicht an den Christengott glaube. Sie erschrak und sagte mir, daß ich morgen ihr Haus verlassen müsse; es sei genug, daß sie Irländer beherberge, sie müsse nicht noch Heiden unter ihrem Dache dulden. So ging es mir in mehreren Häusern, und endlich entschloß ich mich, jeden Sonntag früh Morgens auszugehen, um der Frage der Hauswirthin auszuweichen, und so gelang es mir, einige Zeit in einem Hause der Frederic Street auszuhalten.

Aber diese Heuchelei half mir nicht lange. Das letzte Geld, das mir von den Geschenken Mr. W.'s übrig geblieben, war ausgegeben und ich nahe daran, auch aus diesem letzten Aufenthaltsorte gejagt zu werden. Der Hunger hatte sich schon eingestellt, und nun sollte auch bald die Obdachlosigkeit hinzukommen. Ach, wie sehnte ich mich da nach der blühenden Heimat von Gomeah zurück! — Um das Elend voll zu machen, ließ mich der Zufall zu jener Zeit in New Road mit dem Missionar zusammen stoßen. Er hatte sogleich bemerkt, daß ich in Kummer war, und fing mit milder Stimme an: Warum so traurig, mein Sohn? — Ich war so erschrocken, daß ich nicht ant-

wortete; trotzdem fuhr er zu reden fort und erneuerte mit großer Milde seine Bekehrungs-Versuche. Ich antwortete ihm immer nur, daß ich meinem todten Master mein Wort halten wolle. So kamen wir vor meiner Wohnung an, und er trat mit mir ein. Aber er ließ mich allein auf meine Stube gehen und verlangte, die Hausfrau zu sprechen. An dem Tage sah ich ihn nicht mehr, aber wohl in der darauf folgenden Zeit, denn er besuchte mich von nun an öfter. Ich merkte bald, daß er mich nur darum begleitet hatte, um meine Wohnung zu kennen, und ich fühlte auch die Wirkungen seines Gespräches mit der Hauswirthin. Sie ließ mich ruhig in meiner Stube, obwohl ich nicht die Miethe zahlen konnte, und das wohl nur darum, damit mich der Missionar nicht wieder aus den Augen verliere — aber dieser hatte auch mein Geheimniß verrathen, und kein Mensch im Hause oder in der Nachbarschaft richtete mehr ein Wort an mich, und wenn ich Jemanden anredete, antwortete er nicht. Sie wichen mir aus, als wäre ich mit einer bösen Krankheit behaftet gewesen. Am meisten schmerzte mich das von einem jungen Mädchen der Nachbarschaft, das bis dahin gern meinen Erzählungen aus Hindostan gehorcht hatte, und das, wie es sagte, gern in meine schwarzen Augen sah,

jetzt aber, wenn ich es anredete, mich mit der Hand fortwinkte und ängstlich ins Haus floh.

Dieses Leben in der Einsamkeit mitten unter Menschen wurde mir unerträglich, und ich ging aus dem Hause und kehrte nicht wieder. Anstatt aller Bezahlung ließ ich einen Shawl zurück, den ich um den Leib getragen und der meiner Wirthin immer gefallen hatte. Nun aber irrte ich obdachlos viele Tage in der weiten Stadt umher, ohne zu wissen, wie mir ein Bissen Brod zu verschaffen. Da sah ich in der Nähe der Bank einen Neger, der den Straßenkoth zwischen den Gassen wegkehrte und dafür von den Vorübergehenden bezahlt wurde. Sogleich tauschte ich für meinen letzten indischen Shawl einen Besen ein und suchte eine Stelle wo ich mir auf dieselbe Weise mein Brod verdienen konnte. Der Ausgang von Stanhope Place gefiel mir, weil ich dort den schönen Hyde Park vor Augen hatte; dort stellte ich mich hin und stehe noch heute dort. Gleich am ersten Abend hatte ich so viel gewonnen, daß ich mir eine Wohnung zu suchen wagte. Mit den Hausleuten kam ich so wenig als möglich zusammen, um ihnen nicht Gelegenheit geben, mich nach meiner Religion zu fragen; der Missionar hatte mich aus den Augen verloren, und so lebte ich in Ruhe. Mein Gewerbe

brachte mir so viel ein, daß ich schon daran zu denken anfing, wie ich sparen wollte, um mit der Zeit die Ueberfahrt nach Indien bezahlen und ins Vaterland zurückkehren zu können. Da geschah etwas, das mir London so lieb machte wie mein Vaterland.

Aureng sprach diese letzten Worte mit einem gewissen glücklichen Lächeln aus, das sein ganzes Angesicht verklärte. Doch hielt er in seiner Erzählung inne und sah mich prüfend an, als wollte er noch einmal erforschen, ob ich seines ganzen Vertrauens würdig sei. Ich ahnte, daß nun vorerwähntes Gretchen auf die Scene treten sollte; denn jenes glückliche Lächeln war ein Lächeln voll Liebe, und jener Mädchenname der einzige, der in seiner Erzählung vorgekommen. Um ihm über seinen Zweifel hinweg zu helfen, sagte ich so zutraulich als möglich, wie seine Erzählung fortsetzend: Da lernte ich Gretchen kennen.

So ist es! rief er, indem er aufsprang und über meinen Divinationsgeist verwundert die Hände zusammenschlug — so ist es, wiederholte er, da lernte ich Gretchen kennen! — Aber wie lernte ich sie kennen! fügte er mit melancholischem Gesichte hinzu. An einem kalten regnerischen Abend, nach einem gewinnreichen Tage kehrte ich von meinem Posten in

meine Wohnung zurück. Der Regen floß in Strömen herab, und ich eilte, so schnell ich konnte, über Glocester Terrace, um mich zu Hause an einer Tasse Thee zu erwärmen. Denn so weit hatte ich es gebracht, daß ich mir auf meiner Stube schon ziemlich gütlich thun konnte. Da zog vor einem der lieblichen und reichen Cottages auf Glocester Terrace ein Klagen und Wimmern meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich näherte mich und fand ein junges Mädchen, das zitternd in Fieber und bis auf die Haut durchnäßt vor einer der Gartenthüren lag Neben ihr im Gassenkothe fand ich einen geschnitzten Staubwedel, wie ihn die hessischen Mädchen in Händen tragen, um ihrer Bettelei den Schein des Handels zu geben. Auch war das arme Geschöpf ein hessisches Mädchen. Ich drehte ihr Gesicht der Laterne zu; es war lieblich und hold, aber bleich und krank. Trotz der Kälte glühte es in Fieber und war dabei traurig und schön anzusehen. Ich nahm sie auf die Arme und trug die leichte Last wie ein Kind eine Stunde weit in meine Wohnung. Ich legte sie aufs Bett, hüllte sie in eine warme Decke und bereitete ihr eine gute Tasse Thee. Sie ließ Alles mit sich geschehen, ohne nur ein Wort zu sagen. Am anderen Morgen erzählte sie mir, daß ihr Master — den alle diese

hessischen Mädchen sind an einen Master verkauft — ihr mit Prügeln gedroht habe, wenn sie an diesem Tage nicht wenigstens zwei Shilling nach Hause brächte, da sie schon durch mehrere Tage nicht einmal einen Sixpence habe zusammenbringen können. Sie aber war krank, blieb in der Gasse liegen und hatte nicht die Kraft, die Vorübergehenden um ein Almosen anzuflehen. So hatte sie an jenem Abend nicht den Muth, wieder zu ihrem Master zurück zu kehren, da sie schon die Mißhandlungen kannte, welche sie erwarteten wenn sie nicht die bestimmte Summe mitbrachte. Auf Glocester Terrace hatte das Fieber sie so heftig ergriffen, daß sie nicht weiter konnte und daselbst liegen blieb, wartend, bis ein Constabler kommen und sie unter Dach bringen werde. O Sir! wie traurig klang die Geschichte von diesem süßen Munde, von diesen blauen Augen erzählt, und wie freundlich sah dabei doch meine Stube aus, da ich sie mit diesem blonden Mädchen theilte! Ich beruhigte sie, indem ich ihr versicherte, daß sie bei mir bleiben könne, so lange sie wolle, und daß ihr Master sie hier nicht suchen werde. Dann ging ich aus, um Arzneien für sie zu holen. Mein Geschäft habe ich in jenen Tagen sehr vernachlässigt; erst als Gretchen besser wurde, stellte ich mich wieder an

Stanhope Place auf, und Schnee und Regen thaten mir nicht weh, wenn ich daran dachte, daß ich Abends Gretchen zu Hause finden solle. Ach, Sir, sie war bald mein Alles und ersetzte mir Gomeah und Vater und Mutter und Blumen und Palmen Hindostans.

Es thut mir noch heute leid, daß ich bei diesen Worten Aureng's Gesicht kaum mehr sehen konnte; denn es war indessen spät und dunkel geworden. Doch leuchteten seine Augen durch die Dunkelheit. Während er, bewegt, in seiner Erzählung innehielt, schien er das Heranbrechen der Nacht zum ersten Male zu bemerken, und erschrocken sprang er von seinem Sitze auf. Ach, rief er, es ist so spät — Gretchen wird nicht wissen, was mit mir geschehen, und um mich besorgt sein!

Aber ich drückte ihn wieder auf seinen Sitz zurück. — Gretchen ist also noch bei dir? Ich lasse dich nicht eher fort, als bis du mir Alles erzählt hast.

Ob Gretchen noch bei mir ist? fragte Aureng — glauben Sie, Sir, daß ich das kranke Kind von mir, daß ich sie wieder zu ihrem harten Brodherrn zurückgelassen hätte, selbst wenn sie gern gegangen wäre? Aber sie wollte nicht wieder von mir. Sie blieb und liebte mich; sie blieb, und ich liebte sie.

Sie war ein vierzehnjähriges Kind, als ich sie krank und elend in der Gasse fand, und ich bildete mir gern ein, daß ich ihr Vater wäre, und ich lebte in dieser Einbildung, bis sie sechszehn Jahre alt und eine holdselig blühende Jungfrau war.

Aureng hielt wieder inne. — Nun, und dann? fragte ich.

Dann, sagte Aureng kurz und kräftig — dann wurde sie mein Weib, und seit vier Jahren ist sie die Mutter meines Kindes.

Ihr seid verheirathet?

Sie ist die Mutter meines Kindes, wiederholte Aureng. Wo hätte ich einen Priester finden können, der dem Heiden seinen Segen gegeben hätte? Gretchen aber ist aus einem anderen Lande und erschrak nicht vor meiner Religion.

Aureng sprang wieder auf. Seine anfängliche Schüchternheit war ganz verschwunden; freundschaftlich faßte er meine Hand und sagte mit einem Tone voll Innigkeit: Sie sind der erste Mensch, der die Geschichte meines Elends und meines Glückes erfahren und mit Güte angehört hat. Ich danke Ihnen. Es ist mir so wohl! es thut so gut, von seinen Leiden und seinen Freuden nach jahrelangem Schweigen erzählen zu können!

Dann wandte er sich, um zu gehen. Aber er hatte mir noch etwas zu sagen, doch zögerte er. Nach einigem Ueberlegen brach er hervor: Sie müssen sie sehen!

Wen?

Gretchen, o Sir.

Sehr gern!

Und wann?

Sogleich, wenn du willst!

Nach einigen Minuten waren wir auf dem Wege. Aureng war sehr aufgeregt und immer um einige Schritte voraus. Er rieb sich die Hände vor Freude und betheuerte ein Mal übers andere, daß ich sein Wohlthäter. Nie noch, seit Gretchen bei ihm war, hat er ihr einen Gast zugeführt, und nun brachte er ihr einen Gast und Landsmann zugleich. Wir wanderten durch jenes prachtvolle Viertel von Westborn-Terrace, durch die grünen Gassen, die sich daran schließen, wo sich ein Cottage neben dem anderen aus Bäumen und Blumen wie aus Blumenkörbchen erhebt, und kamen endlich, ungefähr nach einer Stunde, in eine jener londoner Gegenden, die sich unfehlbar immer an die reichen Stadttheile anschließen und die aus einförmigen, angerauchten Backsteinhäusern be-

stehen. Da wohnt das Elend, das den Reichthum jener Terrace und Cottages bedient.

In einem dieser Häuser wohnte Aureng. Gretchen erwartete ihn vor der Thür und war sehr erstaunt, ihn in Gesellschaft eines Fremden kommen zu sehen. Aber die Landsmannschaft half ihr schnell über alle Verlegenheit weg, und mit sichtbarer Freude suchte sie ihre halbvergessene Muttersprache hervor, um mich mit den möglichst herzlichen Worten zu empfangen und in die Stube zu führen. Gretchen war ein schönes Weib von ungefähr dreiundzwanzig Jahren. Man sah es ihr wohl an, daß sie ihre Jugend in Mühsal und Entbehrungen dahingebracht, doch war ihre Blüthe nicht gebrochen. Das blasse Gesicht färbte sanfte Röthe, die dunkelblauen Augen blickten frisch und jugendlich, der schmächtige, schlanke Leib bewegte sich behend und elastisch. Schöner noch wurde sie durch das Kind, das sie auf dem Arme trug: — eine sonderbare Pflanze, zu deren Schönheit germanischer Norden und hindostanischer Süden gleich viel beigetragen hatten. Wie sonderbar und doch wie schön blickten des kleinen Jungen blaue Augen hinter den schon dichten und schwarzen Locken aus dem dunkelbraunen Gesichte hervor und wie eigenthümlich klangen von den hindostanisch vollen Lippen die deutschen

Laute, die er seiner Mutter nachstammelte. Wie wunderlich zusammengewürfelt auch diese Gesellschaft, die bald um den Tisch zusammensaß, auf den ersten Blick erscheinen möge, so herrschte doch bald große Gemüthlichkeit und harmonisches Leben in der Stube. Dazu trug freilich die Stube selbst das Ihrige bei. Sie war so schön aufgeputzt, als nur sinnige Armuth mit langem Sparen und mit Gemüth ihren Aufenthalt aufzuputzen im Stande ist. In einer Nische stand das Bett, von dunklen baumwollenen Vorhängen bedeckt, die in zierlichen Falten bis fast auf den Boden herabfielen. Das einzige Fenster hatte auch die seinigen, aber diese waren blühend weiß und von rosenrothen Bändern und zierlichen Schleifen zusammengehalten. Den Tisch bedeckte ein rother Teppich, der freilich hier und da geflickt, aber mit Sorgfalt geflickt war. Ein alter, geschnitzter Schrank, der noch Reste von Vergoldung ahnen ließ und der einstens in größeren und glänzenderen Räumen geprangt haben mochte, warf einen großen Schimmer über die arme Bescheidenheit der anderen Einrichtung. In Allem erkannte man das Walten einer sorglichen Hausfrau, die mit dem Wenigsten eine vergnügliche Heimlichkeit zu schaffen versteht. Der Thee, den Gretchen bereitete, machte den Aufenthalt bald noch mehr

gemüthlich, und Aureng war offenbar erfreut, daß ich mich in seinem Haushalte heimisch fühlte und dem Walten seines Weibes mit Aufmerksamkeit zusah. Gretchen hatte ihr Deutsch, wie gesagt, zur Hälfte vergessen und mischte englische Worte in ihr Gespräch — doch freute es sie, ihre Muttersprache zu hören, und wir plauderten bis gegen Mitternacht. Es war ganz idyllisch in der kleinen Stube des armen hindostanischen Gassenkehrers, und wie ich wieder heimkehrte, schien mir die meinige nicht so einladend und lächelnd wie jene der Verstoßenen.

Am nächsten Tage gab ich meinem Gastfreund Aureng den hergebrachten Penny nur mit einiger Verlegenheit, und er nahm ihn nicht ohne Zaudern. Das änderte doch nichts an unserer Freundschaft. Wir fuhren fort, uns täglich an Stanhope Place zu sehen, und von Zeit zu Zeit besuchte ich ihn des Abends in seiner Häuslichkeit und verbrachte daselbst manche angenehme Stunde.

Aber das Schicksal hatte mich auch bestimmt, in Aureng's Häuslichkeit nach der Idylle ein Ereigniß voll Aufregungen, ein im Leben des armen Hindu epochemachendes Ereigniß mit anzusehen. Der Leser wird sich vielleicht einer Anekdote erinnern, die im Juni des Jahres 1850 erst durch alle englischen, dann

durch die meisten deutschen Zeitungen lief und manches weiche Herz rührte. Die große Gesandtschaft des Königs von Nepaul, an deren Spitze ein Fürst gestanden, machte mehr der Diamanten wegen, welche die achtzig Gesandtschafts-Beamten bedeckten, als der Fremdartigkeit halber großes Aufsehen. Die londoner Zeitungen verfolgten den Fürsten von Nepaul auf Schritt und Tritt und wußten vom täglichen Leben der achtzig nepaulischen Gentlemen genaue Rechenschaft zu geben. Eines Tages erzählten sie: Der Fürst von Nepaul in Begleitung mehrerer in Diamanten gekleideten hindostanischen Hoheiten fuhr gestern durch die Gassen Londons; an einer Straßenecke bemerkte er mit Ueberraschung einen hindostanischen Landsmann, der das niedrige Geschäft des Gassenkehrens verrichtete. Sogleich ließ der Fürst den Wagen halten, rief den armen Hindu heran, wechselte einige Worte mit ihm, und nach wenigen Minuten sah man, wie der Gassenkehrer seinen Besen hinwarf, in den Wagen stieg und mit den hindostanischen Hoheiten davonfuhr.

Ich hatte die Zeitungen noch nicht gelesen, als ich am Morgen jenes Tages an Stanhope Place vorüberkam. Ich wunderte mich, Aureng nicht auf seinem Posten zu finden.

Ich nahm mir vor, ihn am Abend aufzusuchen, um die Ursache seines Ausbleibens zu erfahren. Aber Aureng kam mir zuvor. Denn als ich des Nachmittags zu Hause saß, stand er plötzlich, prachtvoll angethan, vor mir und freute sich über meine Verwunderung, über das Staunen, das mir die feinen Shawls, die sich ihm um Schulter, Gürtel und Stirn schlangen, und die diamantne Agraffe an seinem Turban einflößten. Kindisch reichte er mir den Zipfel der Shawls hin, daß ich anfühlen und sehen möge, wie feine Gewebe aus Hindostan kommen.

Ich bewunderte Alles, wie sich's gebührte, das Gewebe, den Edelstein und Aureng selbst, der allerdings in der prächtigen Tracht gar stolz und schön anzusehen war. Er lächelte zufrieden und etwas selbstgefällig; dennoch konnte ich bald bemerken, daß hinter seinem Lächeln sich eine gewisse Trauer verbarg. Er erzählte mir, wie er in diese Tracht gekommen war, wie ihn der Fürst von Nepaul in seinen Palast gebracht, wie er ihn, gerührt durch die Erzählung seiner bisherigen Schicksale, zu einem Würdenträger und zwar, weil er einer hohen Kaste entstammt, zu einem hohen Würdenträger in seinem Gefolge ernannt habe, und wie ihn der gute Prinz wieder in seine Heimat zurückbringen wolle.

Nun mußt du doch ganz glücklich sein, Aureng! sagte ich.

O, Sir, ich bin es nicht! Wie ich gestern so angethan vor Gretchen trat und von ihr mit Jubel empfangen zu werden hoffte, ach, Sir, da erschrak sie vor mir. Sie fing zu schreien an und sagte, ich werde sie nun verlassen. Dann nahm sie das Kind, drückte es in ihre Arme und schrie, daß sie sich es nicht werde rauben lassen. O, Sir, sie will nicht mit mir fort.

Er ließ traurig den Kopf hangen, und eine dicke Thräne rollte über die braune Wange. — Kommen Sie mit mir, Sir, sagte er nach einigen Augenblicken, und helfen Sie mir mein Weib beruhigen.

In der That fand ich Gretchen in großer Aufregung. Sie lief mit dem Kinde auf dem Arm in der Stube auf und ab; ihre sonst so milden und klar blickenden Augen waren verweint und blickten fieberisch, fast wild. — Nicht wahr, mein Countryman, Sie rathen mir nicht, Europa zu verlassen? — rief sie mir gleich beim Eintritt entgegen.

Es kommt darauf an — sagte ich unschlüssig und zögernd.

Nein, gewiß, Sie rathen mir nicht dazu — ich würde ja alle Hoffnung verlieren, meine Heimat je

wieder zu sehen — rief sie mit einiger Hitze —; lieber will ich noch viele Jahre allein als Bettlerin durch die Straßen Londons irren, bis ich irgend eine Gelegenheit finde, mit meinem Kinde in den Odenwald zurück zu kehren.

Sie glaubt, ich werde sie verlassen! sagte Aureng traurig, doch mit Lächeln die Achseln zuckend, während er sich auf einen Schemel setzte und den Kopf in die Hand stützte.

Mein Dorf im Odenwalde muß ich wieder sehen, fuhr Gretchen fort. Ich war noch sehr klein, als ich es verließ, aber ich habe es nicht vergessen. O, es ist so schön da, wenn auch die Häuser nur mit Stroh bedeckt sind. In der Mitte ist ein grüner Hügel, auf dem Hügel steht die Kirche, und hinter der Kirche ein großer, herrlicher Lindenbaum. Und um das Dorf herum zieht sich der Wald so groß und breit.

In Gomeah ist es auch schön — sagte Aureng, ohne aufzusehen. — Vorn stehen die großen steinernen Häuser der englischen Gentlemen, aber hinter den steinernen Häusern stehen die Hütten aus Rohr, die sehen aus wie Gold. Sie sind überdacht von blüthenvollen Mangozweigen und umstellt von Jasminbüschchen mit weißen Blumen. Die ganze Erde ist roth von der Blume Kisuka, und aus dem Walde

leuchten die feurigen Parijatas. Ueberall aber wiegen sich bunte Vögel, und versteckt singt die Nachtigall. Hinter Gomeah ist eine Bucht im Flusse, da wiegen sich tausend und tausend herrliche Wasserblumen, die wachsen aus der Tiefe empor, und wenn es Herbst wird, heben sie ihre Wurzel auf und schwimmen immer blühend weiter und ziehen auf dem Flusse fort wie hier die Wandervögel. Dort würdest du am Abend gehen, o Gretchen, eingehüllt in goldfarbiges Seidengewand und in cocusgelbe Schleier.

Das alles sagte er, obwohl scheinbar monoton, doch mit einer gewissen milden und melancholischen Melodie, daß es den Eindruck machte, als ob er aus dem Stegreif dichtete und sänge, und während er so redete, wickelte er den weißen Bund mit der Agraffe vom Kopf und legte ihn neben sich auf den Boden.

Gretchen sah ihn erschrocken an, erschrocken, theils über die Trauer, die sich in dem Tone verrieth, theils weil sie aus seinen Worten den festen Entschluß, in die Heimat zurück zu kehren, heraushörte. Sie schlang die Arme noch fester um das Kind und rief: Aber mein Kind wirst du mir doch nicht nehmen?!

Aureng zuckte wieder die Achseln und löſ'te schweigend den prächtigen Gürtel ab und band die Shawls von den Schultern und legte sie zu der

Kopfbinde auf den Boden. Jetzt erst verstand ihn Gretchen; sie stellte das Kind auf den Boden, warf sich vor ihn hin, schlang die Arme um seinen Leib und rief: Mein Geliebter, nein, ich folge dir — wann reisen wir ab?

Aureng schüttelte den Kopf, während er seinem Weibe mit Zärtlichkeit die Scheitel streichelte und ihr die Thränen zu verbergen suchte, die ihm aus den Augen sprangen. Aber sie blieben ihr nicht verborgen, und bald mischten sich die ihren mit den seinigen. Ich hatte indessen das Kind zu beruhigen, das, vom lauten Schluchzen der Eltern erschreckt, Miene machte, ebenfalls in Weinen auszubrechen.

Niemals wieder werde ich Hindostan sehen! sagte endlich Aureng mit ergebener und fester Stimme. Er stand auf, band das prächtige Gewand in ein Bündel und ging aus der Stube, um dem Prinzen von Nepaul Gewand und Würden zurück zu stellen.

Am anderen Tage sah ich ihn wieder an Stanhope Place stehen, den Besen in der Hand, gekleidet wie vorgestern, aber etwas trauriger lächelnd als ehemals.

Wenige Tage darauf verließ ich London und England. Im Juni des Jahres 1853, da ich die Weltstadt auf einige Tage besuchte, habe ich meinen

Freund Aureng wiedergesehen, und um einen Zeugen für diese wahrhaftige Geschichte zu haben, habe ich ihn, da wir zusammen an Stanhope Place vorüber fuhren, um auf Glocester Terrace eine berühmte Sängerin zu besuchen, meinem Freunde, dem kölnischen Capellmeister Ferdinand Hiller, vorgestellt. Aureng ist in diesen drei Jahren ziemlich gealtert; die Kinder seines Stammes verwelken eben so schnell, als sie aufblühen. Aber sein gutmüthiges Lächeln that noch immer wohl, seine Augen glühten wie einst, und sein germanisches Weib liebte er so warm wie ehemals, und wärmer vielleicht, da er ihr ein großes Opfer gebracht hat.

2.

Gloria und eine Sage von Johannes Parricida.

Nur wenig Raum bedarf das Glück. In der Fremde, auf den schmalen Fleck, den ihnen Armuth, Gesetz, Vorurtheil übrig gelassen, hat sich das Paar, von dem ich so eben erzählt, sein Glück angebaut,

und es trug der Blüthen genug, um mit ihnen manches schmerzbringende Kräutlein zu verhüllen und zu überwuchern. Unter schönerem Himmel aber sah ich, was traurig macht — unter dem blauen Himmel der Provence erkannte ich die Strenge der Sitte, die stärker ist als das Unglück der Heimatlosen, stärker als Armuth, Gesetz und Vorurtheil. Ich sah, wie ein Geschöpf, das die Natur mit besonderer Liebe zum Glücke geschaffen, für einen einzigen Fehltritt jahrelanger Büßung hingegeben worden und ohne eine günstige Wendung des Geschickes der erbarmungslosen Sitte fast erlegen wäre.

In den Ruinen des Klosters Mont-Major und seiner Umgebung geht es noch heute so lustig her, wie damals, als gelehrte und frohe Benedictiner in seinen kolossalen Mauern haus'ten und von Zeit zu Zeit den Papst von Avignon oder seinen Legaten bei sich bewirtheten. Heut zu Tage wohnen reiche Gutsbesitzer in diesem zerstörten Kloster und in seiner Nachbarschaft, am Abhange des letzten Auslaufes der Alpinen, und führen bei gutem provençalischem oder languedoker Weine ein vergnügliches Leben. Bei einem derselben war ich zu Gaste gewesen, und voll des süßen Weines von Lunel und des männlichen, würdevollen von Langlade, kehrte ich lustig und gu-

ter Dinge nach meiner Lieblingsstadt Arles zurück, von der das Kloster kaum eine halbe Stunde entfernt ist. Es war an einem Abend des Monats Mai, des provençalischen Monats Mai. In allen Büschen am Wege sangen schön die Nachtigallen; Pfirsich- und Mandelbäume standen in voller weißer und rosenrother Blüthe; der Granatbaum ließ schon seine Gluthen durch die Nacht leuchten; die Cypressen schnitten sich dunkel und würdig am mondhellen Nachthimmel ab, und da und dort schickte eine breite Pinie, sanft vom Abendwinde bewegt, ein leises Säuseln über die Ebene hin. Mir war so wohl, daß ich deutsche Lieder in diese südliche, mondbeglänzte Zaubernacht hineinsang; nichts fehlte mir als ein Freund, ein Wandergenosse, mit dem ich ein Wörtchen hätte reden können. Auch das sollte mir werden.

Schon sah ich deutlich die maurischen Thürme der römischen Arena zu Arles am Himmel emporsteigen, als ich plötzlich Mossjou, Mossjou! hinter mir rufen hörte. Aus dem Gebüsche am Wege sprang mit großer Behendigkeit ein flinker Bursche, der nach Art der Männer aus dem Volke eine breite, runde Baskenmütze auf dem Kopfe und eine dicke Wollschärpe, die in Fransen herabfiel, um den Leib trug. Er sprang mit einem großen Satze auf mich

zu, faßte meine Hand und drückte sie herzlich. Erst nachdem ich ihn gegen den Mond gewendet, erkannte ich meinen alten Freund Jaques, und ich erwiederte seinen Gruß freudig überrascht.

Ich brauchte nicht den Mond, um Sie zu erkennen, sagte er scherzend, ich habe Sie an dem Liede erkannt. Sie sangen es immer, wenn das Meer ruhig war und Sie des Abends vor meiner Cabane saßen.

Richtig, mein Freund, es ist dasselbe Lied. Was macht unsere Cabane, was macht die Camargue und das Meer?

Es ist Alles beim Alten, antwortete Jaques mit guter Laune; das Meer ist noch blau, die Camargue noch immer sumpfig, und meine Hütte, seit Sie mich verlassen haben, einsamer als je.

Jaques war nämlich mein Gastfreund gewesen, als ich das große Sumpfland, das den größeren Theil Nieder-Languedocs ausmacht, durchstreifte. Es erstreckt sich mehr oder weniger breit von der linken Rhone-Mündung bis über Montpellier hinaus gegen Cette, und ist von Menschen nur sparsam bewohnt. Seine weiten, mit hohem Gras und Rohr bewachsenen Flächen sind der fast ausschließliche Aufenthalt von Pferden und Rindern, die hier wild aufwachsen,

um in einem gewissen Alter, jene vor den Pflug gespannt, diese zur Schlachtbank oder zu den Stierhetzen geführt zu werden. Neben ihnen gedeiht ein riesiges Geschlecht von Hunden, welche von den Hirten und Wächtern, die einzeln in erbärmlichen Hütten zerstreut wohnen, hierher verpflanzt wurden und verwilderten, ohne ganz ihre natürliche Gutmüthigkeit zu verlieren. Die Fieber, die sich hier gern erzeugen, haben die Menschen fast ganz vertrieben; nur am Ufer des mittelländischen Meeres stehen hier und da einsame Fischerhütten, aber auch diese werden im September, aus Furcht vor den Krankheiten, verlassen. Die Camargue oder das Rhone-Delta bildet einen durch die Rhone-Mündungen abgesonderten Theil dieses, wenn auch traurigen, doch interessanten Landstriches. Daß dieser nicht immer so verlassen gewesen, beweisen die da und dort aus Sumpf, Schilf und mannshohem Grase auftauchenden Ruinen ehemaliger Menschenwohnungen. Befestigte Thürme, Kloster-Ruinen und dergleichen haben der Zeit am längsten widerstanden und bieten in dem einförmigen Lande manchen malerischen Anblick und manche Belehrung über die Baukunst des Mittelalters. Sie waren es vorzugsweise, die mich in diese Gegenden gelockt und mich hier zurückgehalten haben. Meine

Ausflüge gingen meistens von Jaques einsamer Fischerhütte aus. Dort war ich an einem regnerischen Tage nach langer Wanderung einmal gastlich aufgenommen worden, und dorthin kehrte ich immer wieder gern zurück und verbrachte mehrere Tage mit dem einsamen Fischer in seiner Hütte, wohl auch in seinem Kahne mit ihm auf hoher See. In unserer Einsamkeit hatte sich bald eine Art freundschaftlichen Verhältnisses gebildet, und ich wußte, daß Jaques ein Stadtkind aus Arles sei, daß er des einsamen, mühevollen und undankbaren Fischerlebens nicht bedürfe, um bequem zu leben, daß er in der Stadt ein ziemliches Vermögen besitze, aber es doch vorziehe, in dieser ererbten Fischerhütte zu hausen, weil er in Arles der Ursache manches Schmerzes auszuweichen habe. Soweit ging das freundschaftliche Verhältniß Jaques' gegen Fremde nicht, daß er mir auch diese „Ursache manches Schmerzes“ vertraut hätte, und ich fragte nicht. Daß diese aber in der That vorhanden war, merkte ich an der Trauer, die oft das ganze Wesen des sonst heiteren jungen Mannes beherrschte. Vor drei Wochen erst hatte ich Abschied von ihm genommen, ohne Hoffnung auf Wiedersehen, da ich nicht wieder in die Camargue zurückkehren und er in seiner gut gelegenen Hütte immer zu blei-

ben die Absicht hatte. Desto größer war die Ueberraschung, als wir uns unter den Mauern von Arles wieder fanden. Jaques hatte, wie er sagte, Geschäfte, die ihn in die Stadt geführt haben.

Im Freien durch die schöne Nacht zurückgehalten, schlenderten wir um die Stadtmauern. Ich forderte Jaques auf, als geborner Arleser meinen Cicerone zu machen, und er führte mich, da er, wie er sagte, meine Neigungen für alte Reste von Steinmetz- und Mauerwerk kannte, in die so genannten Eliscamps, auf jenen merkwürdigen alten Begräbnißplatz aus der ersten christlichen Zeit von Arles. Im Mondschein nehmen sich die riesigen Stein-Sarkophage, die in freier Luft stehen, meist offen, großentheils verstümmelt sind, unheimlich schön und groß aus. Wir wanderten zwischen den unendlichen Reihen auf und ab, und mein Führer theilte mir mit, was er über diese Todtenstadt aus alten Sagen und Legenden wußte. Wir standen eben vor jenem kolossalen Grab-Denkmale, das sich über dem Sarge barock in Gestalt eines geschweiften Blattes, von Inschriften bedeckt, hoch in die Luft erhebt, als Jaques mit Einem Male erschrocken und am ganzen Leben bebend: Diou, Diou! (Gott, Gott!) ausrief, erst einen Moment nach dem Eingange des Friedhofes starrte

und dann, mich am Arm fassend, mit mir in den Schatten des Monumentes flüchtete. Er duckte sich tief, bat mich, ein Gleiches zu thun und um Gottes willen ja stille zu sein, daß uns die beiden Frauen, die dort herankommen, nicht bemerken.

Die lange Allee von Särgen herab schritten leise und langsam, wie mit Geistertritten, zwei weibliche Gestalten. Es war so still, daß wir jedes ihrer Worte hören konnten.

Maire (Mutter) sagte die Eine, indem sie sich furchtsam umsah, hast du nicht Geräusch und Stimmen gehört?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete die Mutter ungeduldig, und noch ungeduldiger fügte sie hinzu: Diese Frage wiederholst du, seit wir aus dem Hause gegangen, schon zum dritten Male.

Jaques seufzte leise.

Sei nicht böse, Mütterchen! bat die jüngere der beiden Nachtwandlerinnen.

Schon gut, sagte die Mutter, ich setze mich hieher auf den Sarg; geh du indessen auf und ab; du brauchst Bewegung. Es sind nun bald zwei Monate, daß wir nicht draußen gewesen sind.

Jaques seufzte wieder und drückte mir krampfhaft den Arm. Die Jüngere schob den schwarzen

Schleier zurück, der von ihrem Arleser-Häubchen dicht und in vielen Falten niederfiel, und ich sah beim Licht des Mondes ein Gesicht, wie man es nur in dem mit Frauenschönheit gesegneten Arles zu sehen bekommt. Ueberrascht und fragend wandte ich mich zu Jaques. Nicht wahr, sie ist ben poulita (sehr schön)? fragte er schmerzlich lächelnd. Und wie schön war sie! Ich konnte es jetzt erst beurtheilen, da sie wahrhaft majestätisch, hart vor uns auf und ab zu wandeln anfing. Ich habe die Schönheit der Arleserinnen an einem anderen Orte beschrieben und will mich dieses Mal von dem undankbaren Geschäfte der Beschreibung nicht aufhalten lassen. Es genüge, wenn ich sage, daß ich selbst in Arles noch kein Gesicht, noch keine Gestalt gesehen hatte, die sich mit dem Gesichte, der Gestalt der einsamen Wandlerin hätten messen können. Jaques weidete sich Anfangs an meinem Erstaunen, dann aber folgte er ihr unverwandt mit den Augen auf Schritt und Tritt. Mit sichtbarer Anstrengung starrte er ihr nach, als ob er keine Bewegung verlieren wollte; seine Blicke klebten an ihren Fersen, sein Athem stockte, sein Herz pochte hörbar. — Dem Mädchen schien die Bewegung und die milde klare Nacht wohl zu thun. Langsam, fast traurig war sie hereingetreten; nach

und nach wurde sie heiterer; sie scherzte mit der Mutter, sie pflückte die Blumen, die da wie aus Gartenbeeten aus den Särgen wild herauswuchsen; sie sprang flink wie ein Reh von einem Trumm zum andern und ließ mich den Wohllaut ihrer Stimme, die Anmuth ihrer Bewegungen, den herrlichen schlanken Bau ihres Leibes bewundern.

Treten Sie hervor! sprechen Sie die Frauen an! suchen Sie ihre Bekanntschaft zu machen; lispelte mir endlich Jaques ins Ohr. Er sprach die Worte so dringend, so bittend, als ob er einen höchst wichtigen Freundschaftsdienst von mir verlangte, und ich mußte ihm gehorchen.

Guten Abend, Madame! eine schöne Nacht;

Die Mutter fuhr bei dieser meiner Anrede erschrocken zusammen; bald aber faßte sie sich und erwiederte meinen Gruß mit jener Grazie, die in Arles den Frauen aus dem Volke in so hohem Grade eigen ist. Die Tochter blieb einige Schritte vor mir still stehen, wie versteinert, nachdem sie mechanisch, aber hastig den Schleier vors Gesicht gezogen hatte.

Welche merkwürdige Dinge man in Ihrer Stadt sieht! fuhr ich fort.

Ja, antwortete die Mutter, die Fremden finden das. Sie sind wohl auch ein Fremder?

Ja, Madame, ich komme aus weiter Ferne, ich komme aus Böhmen.

Denke, mein Kind! rief die Mutter der Tochter mit besonderem Nachdrucke zu, der Herr kommt bis aus Böhmen!

Die Tochter näherte sich und begrüßte mich.

Ich fing wieder von der nächsten Umgebung Arles, von seinen Schönheiten zu sprechen an. Die Mutter ging gern auf mein Gespräch ein und entwickelte jenes Conversations-Talent, das neben der Schönheit an den Frauen von Arles berühmt ist. Ja, es schien ihr sogar Herzens-Bedürfniß, sich auszusprechen; sie fragte und erzählte, theilte mir Manches über Volkssitten und Bräuche mit und hörte aufmerksam zu, wenn ich ihr dagegen etwas über fremde Länder sagte. Mehr noch aber schien es ihr am Herzen zu liegen, ihre Tochter, die schweigsam neben mir saß, ins Gespräch zu ziehen. Oft that sie, als ob sie sich an Das und Jenes nicht erinnern könnte, und wandte sich mit allerlei Fragen an sie. Diese antwortete immer mit Anmuth, aber kurz und abwehrend, als ob sie Angst vor dem Gespräch hätte. Diese Sonderbarkeit machte mir die beiden Frauen, abgesehen von der Schönheit der Einen, noch interessanter, und ich beschloß, Jaques' Auftrage so weit

als möglich nachzukommen und die nähere Bekanntschaft der Spaziergängerinnen zu machen. Mit jener Zudringlichkeit, die der Reisende, pochend auf das Gastrecht, sich manchmal erlaubt, bat ich sie, als sie sich erhoben, mich, da ich die Wege nicht kenne, in die Stadt mitzunehmen. Man nahm diese Bitte mit vieler Güte auf; ich reichte den beiden Frauen die Arme, nnd so wanderten wir in stiller Nacht der Stadt entgegen. Arm in Arm wird man schneller vertraut. Wir plauderten gemüthlich; selbst die schweigsame Tochter wurde beredt und machte mich im Vorübergehen auf Dies und Jenes, auf die Ruinen des Carmaliter-Klosters, auf das römische Thor rc., aufmerksam. Ihre Stimme war so milde, ihre Aussprache so edel, daß es wohl that, sie anzuhören. Sichtlich vergnügt horchte ihr auch die Mutter zu. So kamen wir vor ihrem Hause in einer der vielen engen Straßen Arles' an. Die Mutter fragte, wann ich abreisen wolle, und es fuhr mir durch den Kopf, daß ich nicht die ganze Wahrheit sagen müsse. Wahrscheinlich schon morgen, Madame! Sie bedauerte das, da sie sonst gewünscht hätte, mich noch bei sich zu sehen. Die Antwort hatte ich gehofft. So hatte ich die Einladung, die, wie ich ahnete, mir sonst nicht zu Theil geworden wäre. Wir

begrüßten einander, die Frauen verschwanden im Innern des alten Hauses, und ich eilte zurück, um Jaques aufzusuchen, ihm das Ergebniß meiner Bekanntschaft mitzutheilen und Auskunft über manches Räthselhafte zu verlangen.

Wie ich um die Ecke bog, stand er vor mir. Er fing mich in seinen Armen auf und rief: Herrlich, vortrefflich haben Sie es gemacht!

Was ist's mit dieser ganzen Geschichte? fragte ich.

Stille, sagte er, indem er mich fortzog, hier können wir noch gesehen werden! Kommen Sie!

Er zog mich durch eine dunkele Gasse auf jenen Platz, wo einstens das griechische Theater gestanden und wo noch heute einzelne Sitzreihen und zwei prachtvolle Säulen der Scene zu sehen sind. Am Fuße der Säulen setzte er sich hin, und mich ebenfalls niederziehend, rief er: O, Mossjou, wüßten Sie, was in mir vorgeht, wüßten Sie, was ich diesen Abend gelitten habe! —

Er drückte das Gesicht in beide Hände und schwieg.

Sapristi! schrie ich ungeduldig, jetzt bin ich der Räthsel und Geheimnisse satt. Wer sind diese Weiber? wer ist dieses prächtige Mädchen?

Einen Namen werde ich Ihnen nennen, sagte

Jacques, bitter lächelnd, und sie werden Alles wissen, denn Sie kennen ja Arles und seine Merkwürdigkeiten. Dieses Mädchen, das Sie nach Hause begleitet haben, ist Gloria.

Jaques hatte Recht: der Name Gloria erzählte mir eine ganze Geschichte, eine Geschichte, die mich schon gerührt hatte, ehe ich ihre Heldin gekannt habe. Die mit Recht hochberühmte Schönheit der Arleserinnen bildet neben griechischen, römischen und romanischen Antiquitäten einen Hauptbestandtheil in den Mittheilungen bezahlter Cicerones oder gastfreundlicher Führer. Sie analysiren sie, sie weisen ihren griechischen Ursprung nach, sie bezeichnen die Hauptmerkmale, welche arlesische Schönheit von der Schönheit anderer Frauen unterscheiden. Um ihrer Theorie mit lebenden Beispielen größeren Nachdruck zu verschaffen, machen sie den Fremden, durch die Gassen wandelnd, auf diese und jene Schöne aufmerksam, führen sie ihn vor Schaufenster und lassen ihn hier eine schöne Bäckerin, dort eine Gewürzkrämerin, hier eine Haubenmacherin, dort eine Wäscherin bewundern, wenn sie ihn nicht gar in die Kirche führen, um am heiligen Orte mit der weltlichen Schönheit ihrer Landsmänninnen zu prahlen. Das gethan, halten sie es für Pflicht, im Fremden jeden Verdacht zu

unterdrücken, der sich beim Anrühmen der hohen Gaben leicht gegen arlesische Tugend erheben könnte. Sie erzählen von der strengen Sitte, die sich wie ein diamantner und unnahbarer Schild zwischen die Schönheit und die Verführung stellt, und von der Unbarmherzigkeit dieser Sitte. Und um auch das mit einem Beispiele zu belegen, zeigte mir mein Gastfreund und Führer ein verhängtes Fenster *), hinter welchem eine ehemalige Königin der Schönheit, die eigentlich Marion heißt, die man aber, weil sie den Ruhm von Arles ausmachte, Gloria getauft hat, seit acht Jahren in tiefer Einsamkeit ein bußvolles Leben vertrauert. In der Blüthe ihres Ruhmes hat die Liebe sie der Schmach in die Arme geworfen. Gloria war zu ihrer Zeit als die Schönste unter den Schönen anerkannt und bei einem Volksfeste mit einer gewissen Feierlichkeit als solche ausgerufen worden. Ihr Ruf drang in die weite Ferne. Ihr Bild wurde von einer pariser illustrirten Zeitung veröffentlicht, und ein anderes hing in den Schaufenstern des Boulevard des Italiens. Kein Maler reis'te durch Arles, ohne eine Zeichnung ihres vollendeten Profils mitzunehmen, und von der Diana im arleser Museum,

*) Siehe M. Hartmann's Tagebuch aus Provence und Languedoc. Erster Theil.

jenem Meisterstücke hellenischer Kunst, sagte man: wenn sie eine Nase hätte, wäre sie fast so schön wie Gloria. Ein junger Maler, den wir Paul nennen wollen und der heute zu den jungen Berühmtheiten Frankreichs gehört, reis'te, preisgekrönt und von der Regierung geschickt, durch Arles nach Rom. Es war gewisser Maßen Pflicht, das Bürgermädchen Gloria zu malen, und er fand leicht Eintritt in das Haus, wo man, an solche schmeichelhafte Besuche schon gewohnt, sie mit Anmuth und einer gewissen sicheren Würde empfing. Paul war jung, lebhaft, geistvoll, schön, voll Hoffnungen und verschönerndem Ehrgeiz — er verzögerte seine Abreise — er malte ein großes Bild — er verbrachte ganze Tage und Wochen im Hause Gloria's — er ging endlich an ihrer Seite durch die Stadt und auf die Promenaden; warum sollte ein zukünftiger großer Maler nicht das Ideal der Schönheit heirathen? Gloria war seine erklärte Geliebte. Endlich mußte Paul denn doch seine Reise nach Rom fortsetzen; sein Ruhm, seine künftige Stellung hingen von dieser Reise ab, und Ruhm und Stellung mußte er erwerben, um der Geliebten ein ihrer würdiges Leben zu bereiten und das zu thun, was bereits zur doppelten Pflicht geworden. Die Liebenden trennten sich nicht ohne Schmerzen und

mit der Hoffnung, auf ein freudiges Wiedersehen. Paul reis'te und kam nicht wieder; ja, er schrieb endlich nicht mehr, trotz aller Bitten Gloria's, sie von Arles fortzunehmen, wo sie die Schande, die über ihrem Haupte hing, nicht werde ertragen können. Zur Zeit, da Gloria Mutter wurde, reis'te Paul mit der in Frankreich ebenfalls wegen ihrer Schönheit berühmten Herzogin v. P... von Rom nach Griechenland.

Wir wollen die Martyrologie, die begann, sobald Gloria's Schicksal bekannt wurde, nicht weiter ausführen. Man kennt die mittelalterlichen Bräuche, die sich überall Alles gegen Jugendfehler erlaubt glaubten, und in Arles lebt noch ein groß Stück Mittelalter. Ganz Arles wähnte sich in seiner Ehre gekränkt, und ganz Arles hielt sich für berechtigt, seine gekränkte Ehre zu rächen. Verschmähte Liebhaber und neidische Schönheits-Rivalinnen übernahmen es, den Chor anzuführen — und die Stolze, die Gekränkte, die Martyrerin ihrer Liebe und Schönheit zog sich in ihre Einsamkeit zurück, in der sie zur Zeit, da ich nach Arles kam, bereits acht volle Jahre in Gesellschaft einer trauernden Mutter verlebt hatte. Nur selten, und nur in der Nacht und verschleiert, verließ sie das einsame Haus, dessen Fenster dicht verhängt war, dessen Thor, immer geschlossen, jeglichen Besuch ab-

wies. Die erste Wuth der Tugendhaften hatte sich gelegt, und selbst ehemalige Nebenbuhlerinnen und zurückgewiesene Anbeter sahen mit Theilnahme zu dem verhüllten Fenster hinauf, und wenn man der einsam Wandelnden in der Nacht begegnete, that man, als ob man sie, die nicht gesehen sein wollte, wirklich nicht sähe. Uebrigens war sie nur sehr selten sichtbar und zu einer Art von Mythus geworden. Auf einem solchen Spaziergange in den Eliscamps war es, wo ich ihre Bekanntschaft machte, jetzt, und als Jaques ihren Namen nannte, erinnerte ich mich an ihre ganze Geschichte und deutete ich mir das zurückhaltende Wesen der einen Nachtwandlerin und das einladende, zuvorkommende der Mutter, die offenbar ihr Kind wieder an menschlichen Umgang gewöhnen wollte und das mit einem Fremden vielleicht leichter glaubte thun zu können.

Während ich am Fuße der Säulen des griechischen Theaters so da saß und mir schweigend und nachdenklich das Schicksal Gloria's ins Gedächtniß zurückrief, war das Benehmen meines Freundes Jaques ein höchst sonderbares. Er sah mich unruhig an; er schien zufrieden, daß er nicht genöthigt war, mir des Mädchens Geschichte zu erzählen, und wieder schien er über die Berühmtheit dieser Geschichte

höchst gekränkt, ja, unglücklich. In Blick und Geberden drückte sich eine fieberhafte Unruhe aus, und endlich warf er sich auf die Marmor-Trümmer der Scene hin. Seine rothe Fischermütze fiel ihm vom Haupte, die dichten und dunklen Locken rollten am Steine herab, und so lag er da wie ein tragisches Opfer.

Was ist dir, Jaques? fragte ich besorgt.

Mossjou! erwiederte er aufgeregt, ohne sich zu erheben, ich will es Ihnen in wenigen Worten sagen. Ich habe Gloria vor ihrem Unglück geliebt, ich habe sie nachher geliebt, ich liebe sie noch heute.

Dann richtete er sich auf und fuhr so schnell fort, als ob er fürchtete, in wenigen Minuten wieder den Muth zu dieser Mittheilung zu verlieren. Ja, ich liebe sie! Darum habe ich die Stadt verlassen und mich in die einsame Fischerhütte zurückgezogen; ich konnte es in ihrer Nähe nicht länger ertragen. Sie war in ihrer glücklichen Zeit meine Freundin, ich bin mit ihr aufgewachsen, mich hat sie allen Anderen vorgezogen — wenn sie mich auch manchmal, wie die Anderen, ihren Stolz hat fühlen lassen. Mein wäre sie geworden ohne die Ankunft des Parisers. Was konnte ich gegen einen schönen Pariser, der so schön malte und seine Worte so schön zu stel-

len verstand? Wie das Unglück herauskam, floh ich zum ersten Male in die Camargue; ich hörte, was sie litt, und kam zurück, um sie zu vertheidigen, und ließ mich für sie verhöhnen. Ich floh wieder und kehrte nach Jahren abermals zurück, ich drang in ihr Haus, ich liebte sie wie zuvor. Ich fürchtete die Schande nicht und wollte sie heirathen, ich wollte das noch vor wenigen Tagen, aber sie ist stolz und will ihr Leid allein tragen; auch weiß ich nicht, ob sie mich liebt, wohl aber weiß ich, daß sie den Pariser nicht mehr liebt. Ihren Fehler hat sie abgebüßt. — o Gott, acht Jahre hat sie gelitten, in der Einsamkeit, in Schande, in der Blüthe ihres Lebens! Mochten die Leute sagen, was sie wollten, ich wollte sie in meine Hütte am Meere führen, fern von den Menschen. Ist das schändlich, Herr? Ist das ehrlos? Sagen Sie mir das ohne Rückhalt, daß ich es wisse; denn mir scheint es nicht so, und wenn es mir auch so schiene, ich könnte an mir nichts ändern.

Ich reichte ihm die Hand, und ruhiger fuhr er fort: Ich will Ihnen nun auch sagen, warum ich dieses Mal in die Stadt gekommen bin. Gloria's Schicksal soll sich bald entscheiden — es geht etwas vor, und das habe ich so erfahren: Es lebt ein sonderbarer guter Mann in Nimes, der heißt Laurent

und macht Bilder und schreibt Bücher. Aber alle seine Bücher sprechen von Arles und alle seine Bilder stellen Arleserinnen vor; denn er liebt Arles wie seinen Augapfel; er kommt jede Woche in die Stadt, ist von jedem Kinde gekannt und kennt jedes Kind, und weiß eines Jeden Geschichte. Von ihm ist das Bild Gloria's gemacht, das bis nach Paris gekommen ist; er liebte sie, der gute, alte Mann, er betete sie an, er nannte sie sein Ideal, und er hat mit ihr gelitten. Der kannte auch den pariser Maler und war froh darüber, daß Gloria einen Künstler heirathen sollte. Seit sie von ihm verlassen worden, hat er ihn nicht aus den Augen verloren, und vor Kurzem schrieb man ihm aus Paris, wo er auch alle Welt kennt, daß Paul aus Griechenland zurückgekehrt sei und eine reiche Bourgeoise heirathen solle. Aber der Bourgeois, ihr Vater will, daß er sich, wie er sagt, erst in Arles als honnetter Mann benehmen solle, bevor er heirathet. Paul hat an Gloria geschrieben, und Gloria soll ihm kurz geantwortet haben, er müsse hieher kommen nach Arles. Das alles hat mir Herr Laurent erzählt, wie er durch die Paluden gekommen; der gute Mann hat eigens einen Umweg darum gemacht, und ich eilte hieher, um zuzusehen, wie das alles ablaufen wird, um wo möglich zu erfahren, ob

Gloria's alte Liebe bei Paul's Anblick wieder erwacht, oder ob sie für immer Abschied von ihm nimmt. Auf jeden Fall will ich in der Nähe sein, wenn Gloria einen Freund braucht, der für sie eintritt. Herr, ich habe in der Arena manchen Stier bei den Hörnern gepackt und auf den Rücken gelegt, ich werde auch mit einem Pariser fertig werden.

Lag Jacques früher wie ein tragisches Opfer da, so stand er bei diesen letzten Worten mit strammen Armen und geballten Fäusten, mit glühenden Augen und zurückfallenden Locken wie ein Kämpfer, ein Held auf der griechischen Scene.

Auch ich stand auf und sagte: Jacques, morgen besuche ich Gloria, und wenn es mir möglich, warte ich hier die Entwicklung dieser ganzen Geschichte ab. Vergiß nicht, daß du mein Gastfreund bist und ich dein Freund bin.

Er drückte mir die Hand aufs herzlichste und begleitete mich ins Hotel du Forum zurück, das auf dem alten Forum oder dem Platze der Männer liegt.

Um eilf Uhr des anderen Morgens pochte ich an die Thür Gloria's. Die Mutter öffnete nur halb, wie sie aber den Fremdling von gestern Abends erkannte, that sie die Thür ganz auf und hieß mich herzlich willkommen. Ich sagte ihr, daß ich meine

Abreise um einen oder zwei Tage verschoben und daß ich mir die Freiheit nehme, der Einladung zu folgen, auf die sie mich in ihren Abschiedsworten gestern Abends hatte hoffen lassen. Die Mutter lobte das und führte mich in die Stube, die das ganze untere Geschoß einnahm und deren Thür, nach der Bauart des Südens, unmittelbar auf die Straße führte. Die hohe und geräumige Stube, deren Boden mit bunten Ziegeln gepflastert war, während die Decke Holzsculpturen alter Art bedeckten, war von milder Dämmerung und sanfter Kühle erfüllt, obwohl im Kamine, der die Küche ersetzen muß, eine goldene, von Weinreben genährte Flamme prasselte. Die Fenster gegen die Gasse waren geschlossen, aber die gegenüberstehende Wand war fast ganz geöffnet; ein breiter; wehender Vorhang schied sie vom Hofe, auf dem die Sonne lag. Ein kolossaler Tisch, breite Stühle, die eine Wand entlang eine breite Bank, Alles aus altem, geschnitztem Eichenholz, standen, würdig und zierlich zugleich, als Urväter-Hausrath wohl geordnet umher. Die Einfassung des hohen und geschweiften Spiegels über dem Kamine sowohl, wie die Stuckverzierungen, welche die Wände entlang und herab liefen und sie in große regelmäßige Felder eintheilten, deuteten auf ein hohes Alter-

thum des Hauses, und der Eindruck, den das Ganze machte, wäre ein höchst ernster gewesen, wenn ihn die Kinderköpfchen und Rosen- und Blätterwindungen an den Stuckverzierungen nicht gemildert hätten. Ein Blick in die Stube und ein zweiter durch den wehenden Vorhang auf den Hof sagten mir, daß ich mich in einem jener Häuser der südlichen Städte befinde, die meistens größere Pracht gesehen, üppigeren Bewohnern, Prälaten oder Patriziern, gehört haben und im Laufe der Zeiten in den Besitz kleiner Bürger oder mit ihren glänzenden Besitzern herabgekommen sind. Da ich der Mutter an den Vorhang folgte und den ganzen Hof überblicken konnte, wurde mir das noch klarer. Der große, viereckige Raum war auf der einen Seite ganz von einem schönen, man möchte sagen: niedlichen Porticus in romanischem Style eingenommen, und den Wänden der anderen zwei Seiten sah man es an, daß er ehemals die Längen und die eine Breite des ganzen Hofes geziert hatte. Man sah noch die Spuren der Bogen und inneren Pfeiler. Der Gang war offenbar eine Nachahmung jenes Meisterwerkes romanischen Styls, das man in Arles den Klosterhof von St. Trophyme nennt. Es war in Arles wie überall: Ein einziges großes Kunstwerk reicht hin, mit der Zeit eine ganze

Stadt, eine ganze Gegend zu verschönern und ihr einen Charakter zu geben. Der reiche Mann ahmt es nach, wenn auch in kleinerem Maßstabe; Stadt- und Landhäuser und kleinere Kirchen werden nach seinem Muster gebaut; sein Einfluß dehnt sich bis auf die Hauseinrichtung, bis auf den Styl des Schrankes, der Spiegelverzierung, des Kamines, der Hausthür aus. Das Kunstwerk überlebt den ersten Besitzer und kommt im Laufe der Zeit, oft durch das Alter verschönert, bis an den Armen und hat so nach und nach alle Stände erfreut. Die Säulchen des Porticus im Hofe, der vor mir lag, waren aus dunklem Marmor und trugen reich verzierte, mit Blätterwindungen und allerlei Stein-Arabesken bedeckte Capitäle. Zwar waren sie hier und da beschädigt, aber die Schlingpflanzen, die sich dicht an ihnen hinangezogen und weiße, rothe, blaue Glocken hangen ließen, verdeckten die Wunden und verdichteten die Dämmerung, die den kühlen, eben im Schatten liegenden Gang erfüllte.

Es war eine schöne, blühende, duftige Welt, die sich in diesem Hofe vor meinen Augen aufthat. Nur in der Mitte war ein Stück des alten Pflasters übrig geblieben, der ganze übrige Hof war von der herrlichsten Vegetation besetzt. Neben den zwei großen

Platanen, die in gleicher Entfernung von den Seitenmauern standen und aus alten Zeiten stammten, blühten in reicher Fülle die Centifolie, die braune provençalische Rose. Sie bildeten ganze Gebüsche, die hoch und breit genug waren, den halben Hof zu überschatten. An den Wänden stand der Oleander oder, wie man ihn hier nennt, der Rosenlorbeer und deckte sie mit seiner sanften Gluth, während in den Ecken hoch und schlank Granatbäume aufragten und ihre glühenden Kelche der glühenden Sonne trotzig entgegen hielten. Zu Füßen dieser Bäume und Büsche liefen aufgerodete Beete hin, bevölkert vom Geschlechte zarterer Gattung, von Lilien, Cinerarien, Pelargonien in buntem Gemisch. Frisch und jugendlich stach diese Bevölkerung gegen das alte Gemäuer rings umher ab; ein sanfter Friede war über sie ausgegossen, und eine liebende Hand, eine zarte Pflege war überall sichtbar. Es war die Welt, die sich Gloria in ihrer Einsamkeit geschaffen, es war die Gesellschaft, welche ihr die der Menschen ersetzen sollte.

Sie saß, als ich in den Hof trat, in einem schattigen Winkel der Galerie, trat mir aber, auf den Ruf der Mutter, die den Herrn von gestern ankündigte, sogleich mit einiger Befangenheit zwar, aber doch freundlich entgegen. Ich setzte mich zu ihr in

den schattigen Winkel und dachte, etwas verlegen, nach, wie ich das Gespräch in Gang bringen wollte. Das war aber leichter, als ich gedacht hatte, und die schöne Blumenwelt, die sie geschaffen, gab für den Anfang Stoff genug. Ich hatte gefürchtet, sie zurückhaltend und verschlossen zu finden; aber schon nach den ersten Worten gab sich ihr ganzes Wesen in voller Unbefangenheit kund, wenn auch mit einer gewissen ernsten Würde, die allerdings mit ihrer ganzen Gestalt, mit dem edel geschnittenen Cameengesichte harmonirte. Wie das edle Gesicht, die edle Gestalt, so war jede ihrer Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, jedes Wort, jeder Ausdruck voll Maß. Wer die herrlichsten hellenischen Marmorgebilde kalt nennt und nicht die Wärme der Empfindung unter dem Goldglanz antiken Marmors erkennt, der hätte Gloria, obwohl schön, doch auch kalt genannt. Vielleicht, daß ihn das blaue Auge und der Wohllaut ihrer Stimme die Strenge der Form hätte vergessen lassen. Bei mir that das nicht noth, und ich gab mich mit vollem Genusse dem Anschauen dieses herrlichen Geschöpfes hin, und ich hätte über das Anschauen alles Andere vergessen, wenn nicht gewisse zitternde Modulationen ihrer Stimme von Zeit zu

Zeit, selbst im heitersten Gespräche, an ihr trauriges Schicksal gemahnt hätten.

Ich gab mir Mühe, das Gespräch so zu halten, daß sie meine Bekanntschaft mit diesem ihrem Schicksal nicht merke, oder daß sie sich nicht aufgefordert fühle, bei Gelegenheit darauf anzuspielen — aber ihr weiblicher Tact errieth aus diesem Benehmen eben, was ich ihr verbergen wollte, und wie um jeden Zwang zwischen uns zu entfernen, sprach sie selber, wo die Gelegenheit es verlangte, von ihrer Zurückgezogenheit, von dem Bittern und Süßen der Einsamkeit, und das kam unserem ganzen Gespräche und vorzugsweise dem Anfang meiner Bekanntschaft zu Gute.

Die Mutter war in der Stube beschäftigt und kam nur manchmal heraus, um auch etwas vom Fremdling zu erfahren, und so verplauderten wir, theils in der Galerie sitzend, theils den schattigen Theil des Gartens durchwandelnd, mehrere Stunden. Auf ein wiederholtes Lob ihres Aufenthaltes lud mich Gloria ein, des Abends wieder zu kommen, da sie mir ihre Terrasse zeigen wollte, wo sie ihre Abende zubringe, und die jetzt der Hitze wegen ungenießbar sei. Auch die Mutter, offenbar erfreut, daß Gloria einige Stunden in Gesellschaft zugebracht, forderte

mich auf, während meines kurzen Aufenthaltes so oft, als es mir meine Zeit erlaube, wieder zu kommen. Und so kam ich denn, nachdem ich an Jacques Bericht erstattet hatte, schon des Abends wieder.

Gloria führte mich sogleich über zwei Treppen auf ihre Terrasse. Da empfing mich eine zweite Blumenwelt, umgeben von grünen Wänden, welche aus Schlingpflanzen gebaut waren. Gegen Süden öffnete sich eine weite Aussicht über die gesegnete Ebene hinweg bis auf Rochelle und Saint-Martin, und gegen Morgen bis an die Alpinen, deren Häupter noch in Abendroth getaucht waren. Es war so still da oben. Der Lärm der Stadt und der Spaziergänger vor den Thoren, denen wir hinter Laubgewinden unsichtbar blieben, hallte nur sanft gedämpft herauf; aber wohl vernehmlich war der Gesang der Nachtigall, die sich in Gloria's Garten unten, in einem Oleander-Busche, ihr Nest gebaut hatte. Die Mutter brachte provençalischen Wein und voraussichtig und echt gastlich eine Cigarre. Wie behaglich fühlte ich mich bei den Ausgestoßenen, und doch wieder mit welcher Wehmuth erfüllte mich der Gedanke an das Bestreben Gloria's, ihre Welt so viel als möglich auszudehnen, sich schöne Abwechselung zu schaffen und von den Reizen der ihr verschlossenen verstohlen etwas zu er-

haschen! Auch an Jacques dachte ich und an das Glück, das er empfinden würde, wenn er hier neben mir säße. Ich nahm mir vor, bei der ersten Gelegenheit, die sich bieten würde, von ihm zu sprechen. Nach der Aufnahme, die ich von den Frauen erfuhr, glaubte ich etwas wagen zu können, und die Mutter schien mir eine gute Bundesgenossin. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

Gloria sprach viel von ihren Schöpfungen, ich meine von ihren Gärten und Blumen, und wußte manches Liebliche von deren Entstehung zu erzählen, wohl auch manches, was traurig an ihre Lage erinnerte. In dem Jahre, sagte sie, da mein Rosenlorbeer zum ersten Mal die Höhe der Mauer erreichte und mit seinen Blumen hinüber sah in die Gasse, fand ich diese eines Morgens sämmtlich abgepflückt und zerrissen am Fuße der Sträucher. Die That ward in der Nacht ausgeführt und sollte mir sagen, fügte sie schmerzlich lächelnd hinzu, daß ich kein Recht auf Blumen habe; denn hier in Arles tragen nur Mädchen, deren Ruf rein ist, Blumen — im Haar und auf der Brust, am Hochzeitstage als Kranz, und selbst im Tode wird die Jungfrau, von Blumen bedeckt, ohne Sarg, zu Grabe getragen.

Es trat eine peinliche Pause ein; wahrscheinlich

um diese zu endigen, sagte die Mutter: Du mußt nicht ungerecht sein, mein Kind; zur selben Zeit hast du doch jeden Morgen vor der Thür einen schönen Strauß gefunden.

Es ist wahr, sagte Gloria — ich habe so eben auch daran gedacht.

Und diese Blumen kamen von Jaques! fügte ich schnell hinzu.

Mutter und Tochter sahen mich erstaunt an. Sie kennen Jaques? Sie wissen ...? riefen sie wie aus Einem Munde.

Unzählige Male, fuhr ich fort, habe ich im Laufe dieses Tages und dieses Abends schon an ihn gedacht, und wie glücklich er sich fühlen würde, an meiner Stelle zu sein, der gute Jaques.

Ja wohl, der gute Jaques! wiederholte die Mutter; wie freue ich mich, daß Sie ihn kennen! Was macht er, wie geht es ihm? — wir hören nichts von allem, was draußen vorgeht.

Der gute Jaques! wiederholte auch Gloria — er war eigentlich mein einziger Freund.

Sie sehen das ein, fragte ich, und haben ihn und seine Freundschaft doch so unbarmherzig von Sich gewiesen, und haben Sich doch gegen ihn wie gegen alle Anderen abgeschlossen?

Ich that es gewiß nicht, erwiderte Gloria, weil ich sein gutes, edles Herz, seinen Muth und seine Treue verkannte — aber seine Gegenwart wäre mir am peinlichsten gewesen. Nachdem ich ihn in der Zeit meines Glückes oft stolz und hoffärtig behandelt und oft die Freundschaft vergessen hatte, die mit uns aufgewachsen ist, nachdem ich ihn für einen Anderen (und — mein Gott, für welchen Menschen!) vergessen gekonnt, hätte ich den Muth haben sollen, ihm unter die Augen zu treten, oder gar die Frechheit, das edle Gefühl, das er mir bewahrt, erwiedern zu wollen? Ich wollte, daß er mich vergesse, und nicht, daß er durch seine Ausdauer den Hohn der Mitbürger auf sich lade, oder gar, wenn ich in einem schwachen Augenblicke seinen Anträgen Gehör gegeben hätte, meine Schande fürs ganze Leben auf seine Schultern nehme. Nein! — rief sie mit Kraft — wie weh es mir auch gethan hat, einem Freunde im Unglück die Thür zu schließen, so bin ich doch froh, daß ich es gethan habe! Jetzt habe ich seit lange nichts von ihm gehört, kein Zeichen der Theilnahme von ihm empfangen, und ich hoffe, daß mein Zweck erreicht ist und daß er mich vergessen hat.

Sie irren, sagte ich, Jaques liebt Sie so treu, als er Sie je geliebt hat, und es hat nicht den An-

schein, als ob er eine so tief eingewurzelte Liebe jemals aus seinem Herzen werde reißen können. Sie haben nichts von ihm gehört, weil er als Fischer in den Paluden der Camargue lebt, und er hat sich dahin geflüchtet, um einsam zu leben wie Sie, und weil er es nicht ertragen konnte, in Ihrer Nähe zu sein, ohne Sie zu sehen.

Mein armer Freund! seufzte Gloria.

Ermuthigt fuhr ich fort: Er ist noch heute bereit und mit Freuden bereit, für Sie die Meinung der Leute zu verachten und Sie — nicht seinet-, sondern Ihrethalben — in die Einsamkeit seiner Fischerhütte zu führen. Ein freies, edles und liebendes Herz, das man nicht verschmähen soll, meine Freundin!

Gloria verdeckte die Augen mit der Hand; aber ich sah die großen Thränen, die hervorquollen.

Mein lieber Herr! sagte sie endlich nach langer Pause — ich war ihm einmal gut; ohne den Mann, der mein Lebensglück vernichtet hat, wäre ich gewiß keines anderen Mannes Weib geworden. — Nun ich jene wahnsinnige Leidenschaft ganz in mir unterdrückt habe, erwacht, ich gestehe es offen, wieder die innige Freundschaft in mir, die ich vorher für Jaques gefühlt habe. Aber ich will zu meinem Fehltritte nicht noch ein Verbrechen hinzufügen und über ein edles, männliches Herz Schande bringen. Niemals!

Nach diesem Gespräche war auf ein Aufkommen der früheren Heiterkeit nicht mehr zu hoffen, und da es mich drängte, Jaques Mittheilungen zu machen, so grüßte ich die Frauen und ging.

Jaques schienen die Worte Gloria's nicht so hoffnungversprechend wie mir; er meinte, ich kenne nicht, wie er, ihre Festigkeit und Ausdauer bei dem einmal gefaßten Entschlusse. Dennoch konnte er ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken, als ich ihm darauf erwiderte, daß ich nunmehr Arles nicht früher verlasse, als bis ich ihn bei Gloria eingeführt und ihm ihre Thür für immer geöffnet habe. Schon mit diesem Glücke, sagte er, wolle er sich begnügen und ihr mit seiner Liebe und mit Werbungen nicht lästig fallen.

Um Jaques mein Versprechen halten zu können, mußte ich noch mehrere Tage in Arles bleiben und die neue Freundschaft mit den Frauen so weit befestigen, bis ich etwas von ihnen verlangen oder einen Schritt zu Gunsten Jaques wagen durfte. Antiquitäten und Geschichte der Stadt, die mit Troja und Trier an der Mosel wetteiferte, als Konstantin sich eine neue Residenz erwählen wollte, wären gänzlich vernachlässigt worden, wenn mir nicht die Gespräche mit den Frauen, besonders mit der mittheil-

samen Mutter, die Studien einiger Maßen ersetzt hätten. Die Mutter war ein wahres Chronikenbuch von Stadt und Umgebung und ein Wunderhorn voll der schönsten provençalischen Lieder, längst verklungener wie noch lebender Gesänge, die sie mehr declamatorisch als singend, aber mit Sinnigkeit, vorzutragen verstand. Bei den wenigen Anknüpfungspuncten, die wir hatten, halfen Lieder und Sagen aus, von Zeit zu Zeit auch eine Anspielung auf Jaques. Auffallend war es mir, daß im Laufe der Tage, die ich fast nur in Gesellschaft der Frauen verbrachte, nie von dem Kinde Paul's und Gloria's die Rede war und daß ich dieses nie zu sehen bekam. Dieses Räthsel aber sollte mir bald gelös't werden.

Eines Nachmittags, als ich mit Gloria, die mit einer Arbeit beschäftigt war, in der Galerie saß, pochte es sanft an die Thür, und bald darauf kündigte die Mutter, halb erschrocken, Mossjou lou Cura, d. i. den Herrn Pfarrer des Viertels, an.

Was kann er wollen? fragte Gloria.

Er wird Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie nicht in die Kirche gehen, sagte ich.

Vielleicht, sagte sie, kommt er im Auftrage der Büßerinnen von der heiligen Magdalena, die mich schon einmal auffordern ließen, in ihren Orden zu

treten. Als ob man nur im Kloster und unter den Schleier büßen könnte! fügte sie traurig hinzu.

Ich flüchtete mich durch die Galerie in die Stube, während der Geistliche durch den Vorhang in den Garten trat. Gloria ging ihm ehrerbietig entgegen und führte ihn an den Platz, den ich eben verlassen hatte.

Gott sei mit dir, meine Tochter! sagte der Priester, indem er seinen breiten Hut abnahm und die andere Hand wie segnend ausstreckte. Er schien, wie ich von der Stube aus bemerken konnte, von der Heimlichkeit des Ortes, von der holden Welt Gloria's überrascht, ja, gerührt. Sein altes, faltenreiches Gesicht nahm einen milden Ausdruck wahrhafter Theilnahme an. — Beruhigt zog ich mich ganz in die Stube zurück; nicht so ruhig war die Mutter, die bei mir geblieben war. Was kann er wollen? wiederholte sie von Zeit zu Zeit — vielleicht will er ihr die Beichte abnehmen, da sie schon seit langer Zeit nicht zur Kirche gegangen ist. Das arme Kind! was kann sie sündigen unter ihren Blumen? Sie hat echt christlich selbst ihren Feinden und Schuldigern vergeben. Aber der Herr Coura ist ein guter Mann, und er wird ihr nichts Schmerzliches sagen, und die Beichte kann ihr vielleicht wohl thun. — So sprach

die gute Mutter vor sich hin; dann, wie um sich zu zerstreuen, wandte sie sich zu mir und sagte: Wir haben eine schöne Geschichte von einem großen Sünder und von einer Beichte. — Tiens! rief sie dann, die Geschichte muß Sie interessiren, denn der Sünder ist Ihr Landsmann und heißt Johannes Parricida.

In der That interessirte es mich, in der Provence eine Parricida-Sage zu entdecken, und theils darum, theils um die besorgte Mutter zu zerstreuen, bat ich sie, mir die Geschichte zu erzählen.

Sie wissen wohl, begann die Mutter, daß die Päpste mehrere Hundert Jahre in der Provence residirten; in Avignon steht noch ihr Palast, und ein Theil des Landes war noch vor sechzig Jahren in ihrem Besitze. Aber sie wohnten nicht immer in diesem Palaste zu Avignon. Ein Papst, der Clemens hieß, schlug seine Residenz in dem alten und schwarzen Kloster der Prediger-Brüder auf, das bei Vaucluse stand und dessen Stelle heute große Eisengießereien einnehmen. Zu jener Zeit einmal sah man eine sonderbare Gruppe von Reisenden, die in der Gegend des Klosters umherirrten. Ein Mann mit langem Barte führte ein Eselein am Zügel; auf dem Eselein saß ein junges Weib, und das junge Weib

trug ein Knäblein auf dem Arme. Aus der Ferne hätte man glauben können, es sei die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten; auch in der Nähe sah die traurige Mutter auf dem Eselein wie die heilige Jungfrau aus, so schön und lieblich und voll Schmerzen war sie, und sah das lächelnde Kind auf ihrem Arm wie das Christkindlein aus; aber der Mann, der das Eselein am Zügel führte, sah nicht aus wie der heilige Joseph. Sein Bart war wild und struppig, seine Haare vor der Zeit gebleicht, sein ganzes Gesicht war so düster, als ob eine Wolke darauf läge; die Augen hatten sich tief in den Kopf zurückgezogen, als hätten sie Angst, in die Welt oder in ein menschliches Gesicht zu sehen, und die ihn in der Nähe betrachteten, glaubten auf seiner bleichen Stirn ein blutiges, dunkles Zeichen zu bemerken. Seine Füße waren wund und angeschwollen, Kleider und Leib von Dornen und Gestrüpp zerrissen. So irrte er, immer das Eselein am Zügel führend, Tage lang rings um das Kloster umher; aber er hatte nicht den Muth, sich der Schwelle zu nähern, und wenn die Nacht kam, verschwand er im Walde, um des Morgens wieder hervorzukommen. Nur manchmal wandte er sich zum Kinde und streichelte ihm die blonden Locken: das that auch die

Mutter; dann lächelte das Kind, und der Vater faßte frischen Muth und näherte sich wieder dem Kloster, um wieder zaghaft in den Wald zu fliehen. Eines Tages, da das Kind gar lieblich lächelte, wagte er sich doch bis an die Schwelle des Klosters; aber es übernahm ihn wieder die Angst, und schon wollte er die Schritte wenden, als sich das Thor öffnete und der Papst heraustrat. Der fremde Mann warf sich ihm zu Füßen und rief: Ich bin Johann von Oesterreich, der seinen Ohm und Vormund erschlagen hat. Seit Monden irre ich mit Weib und Kind durch die Wildniß; Wurzeln und wilde Pflanzen waren unsere Kost, Höhlen unser Aufenhalt, die Thiere des Waldes unsere Gefährten, und der Geist meines Ohms und die Seelen derer, die um meiner Sünden willen unschuldig erschlagen worden, verfolgen mich. Heiliger Vater, du kannst ja binden und lösen — erlöse mich von meiner Sünde und von der tiefen Herzensangst! — Vatermörder! rief der Papst entsetzt und erhob seine Hand, als ob er ihn verstoßen wollte; aber da sah er die weinende bleiche Frau und das lächelnde Kind, und er sagte: Um dieser willen! — Und er schickte ihn in ein einsames Kloster, das in den wüsten Alpinen lag, mit einem Briefe, in welchen den Mönchen verboten war, nach

des Büßenden Namen zu fragen*). Dort starb er nach zwei Jahren, und sein treues Weib folgte ihm bald.

Während der Erzählung hatte die Mutter zu wiederholten Malen unruhig nach der Galerie hinübergesehen. Sie schien besorgt, daß der Priester ihrem Kinde doch etwas sagen könnte, was es kränkte. Kaum hatte sie geendet, als sie schon unruhig aufsprang und dem Vorhang zueilte, den sie bei Seite schob. Sie ist ja nicht im Beichtstuhl! sagte sie, sich entschuldigend gegen mich gewendet, dann bog sie sich hinaus, um zu lauschen. Der Priester sprach milde doch laut genug zu Gloria, daß wir jedes seiner Worte hören konnten; ich wollte mich entfernen, aber die Mutter winkte mir, zu bleiben.

Meine Tochter, sagte der Priester, ich bin über den Zustand deines Gemüths beruhigt. Mit Freuden sehe ich, daß in deinem Herzen kein Stachel geblieben ist, daß du dein Leid mit Ergebung getragen und den Feinden vergeben hast. Deine Fehler werden dir vergeben.

*) Man weiß, daß Johannes Parricida in einem Kloster zu Pisa starb; wir geben die Sage, wie sie im südlichen Frankreich lebt. — Eine österreichische Chronik erzählt, daß Parricida's Sohn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als blinder bettelnder Greis in Wien gestorben.

Der Priester schwieg einen Augenblick; Gloria sah ruhig vor sich hin, der Mutter fiel eine Thräne aus dem Auge.

Nach einigem Zaudern, als ob er die rechten Worte suchte, fuhr der Priester fort: Bei deinen löblichen und gottgefälligen Gesinnungen zweifle ich nicht, daß du deinem Kinde eine christliche Erziehung zu geben gedenkst.

Gloria wurde blaß, ihre Lippen zitterten, ihr ganzer schöner Leib erbebte.

Armes Kind! seufzte die Mutter.

Der Geistliche bemerkte den aufgeregten Zustand des Mädchens nicht, denn er stand mit niedergeschlagenen Augen da, und er sprach mit Milde weiter: Dein Kind muß nun in dem Alter sein, daß man ihm schon vom Worte Gottes sprechen und es mit den Segnungen der Religion bekannt machen kann. Das ist nun der Zweck meines Besuches, dich zu fragen, meine Tochter, ob du selbst, denn du vermagst es, deinem Kinde die Heiligkeit der Religion offenbaren oder ob du es wie die anderen guten Mütter meiner Pflege anvertrauen willst?

Statt aller Antwort nahm Gloria den milden und wohlwollenden Mann sanft am Arme, führte ihn aus der Galerie in den Garten und deutete

stumm mit ausgestreckter Hand auf einen Hügel, der oben mit Rosen, rings umher mit Cinerarien bepflanzt war. Erschrocken hob der Priester beide Hände auf und sah Gloria ins Gesicht; ihre Blässe sagte ihm und mir das Uebrige. Daß Gloria's Kind in ungeweihter Erde ruhte, schien den Priester nicht zu überraschen; es ist im südlichen Frankreich nichts Seltenes, daß man geliebte Todte in der Nähe des Hauses, auf einem Felde, im schattigen Hofe oder im Garten begräbt. Der Brauch schreibt sich aus der Zeit her, da man den Protestanten ehrliches Begräbniß verweigerte, und er theilte sich hier und da den Katholiken mit. Der Priester streckte seine Hand segnend über das blumenbepflanzte Grab aus; dann sagte er: Ich werde in den nächsten Tagen kommen und diesen Boden weihen, auf daß das schuldlose Wesen in geweihter Erde ruhe.

Gran mercis, Mossjou lou Coura! rief die fromme Mutter, der die Thränen in Strömen über die Wangen liefen. Der Priester verneigte sich und ging, von der Mutter bis vor die Thür begleitet. Wie sie wieder zurückkam, eilte sie ihrer Tochter zu, die ihr weinend in die Arme sank.

Der Zufall, der mich diese aufregende Scene mit erleben ließ, trug nicht wenig zum schnellen

Wachsthum unserer Freundschaft, zur rascheren Entwicklung rückhaltslosen Vertrauens bei. So wagte ich es nun öfter, von Jaques zu sprechen, von Zeit zu Zeit seiner treuen Liebe und seiner Absichten zu erwähnen. Meine Mittheilungen wurden ruhig, doch mit einiger Wehmuth aufgenommen; das Gute hatten sie, daß sie Gloria an glückliche Zeiten erinnerten, die sie in früher Jugend schön, rein und ungetrübt mit Jaques verlebt hatte. Die Liebe, oder wie sie das Gefühl nannte, die Freundschaft zu Jaques, die mit ihr aufgewachsen war, kam in mancher Aeußerung, in manchem bedauernden Wort zum Vorschein, und bald glaubte ich an ihr das Phänomen beobachten zu können, das ich im Leben schon oft beobachtet habe: wie nämlich eine schöne Jugendliebe, die man begraben wähnt, nach Jahren und Jahren unter der Decke von Leidenschaften, Unglück und traurigen Erfahrungen aufs Neue sich zu regen beginnt, neue Keime treibt und endlich mächtig durch alle Schichten, die sich über sie gelagert haben, siegreich durchbricht. So weit war es wohl bei Gloria noch nicht gekommen; aber ich hoffte für Jaques, und da es mir schien, als ob Alles zu einer Entwicklung dränge, da mich meine eigene, häufige Anwesenheit in Gloria's Hause das Ende ihres einsa-

men Lebens däuchte, so beschloß ich, Jaques vor meiner bevorstehenden zeitweiligen Abwesenheit von Arles ins Haus zu führen und das Uebrige ihm und seiner Liebe zu überlassen.

So ließ ich noch einige Tage nach dem Besuche des Pfarrers vorübergehen, besuchte Gloria oft, stattete an Jaques, der mich allabendlich im Hotel erwartete, treuen Bericht ab, und lud ihn endlich ein, mich, anstatt spät Abends, einmal sogleich nach Einbruch der Dämmerung zu besuchen, um mit mir einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Er kam, und wir gingen. Mißtrauisch sah er mich an, da ich ihn, anstatt dem Stadtthore, der Gasse Gloria's zuführte. Je mehr wir uns näherten, desto langsamer wurde sein Schritt, und als er endlich über den Zweck unseres Ganges nicht mehr zweifeln konnte, begann er am ganzen Leibe zu zittern. Ich nahm ihn unter den Arm und führte ihn weiter. Was wird sie sagen? fragte er beklommen.

Du bist ein Poltron, Freund Jaques! sagte ich und zog ihn weiter.

An der Thür Gloria's raffte er sich zusammen und stellte sich straff und stolz hin. So ist's recht! sagte ich, so muß der Mann auftreten! und ich pochte. Die Thür ging auf, ich schob Jaques in

die Stube, zog die Thür wieder zu und eilte ins Hotel zurück.

Am andern Morgen früh verließ ich Arles; ich besuchte die wunderbare Felsenstadt Les Baux in den Alpinen, die Triumphbögen und das Mausoleum zu St. Remy, der Vaterstadt des großen Propheten Nostradamus, und kehrte erst nach mehreren Tagen nach Arles zurück. Ich fand Jaques bei Gloria, aber diese nachdenklicher, jenen trauriger. Ich fragte nicht, ich mischte mich in nichts, ich ließ mir von der Mutter Geschichten erzählen. Ich kam und ging und kam wieder. Jaques' Verhältniß zu Gloria schien immer dasselbe und er immer trauriger. Mehrere Male sprach er von baldiger Rückkehr in seine Fischerhütte und verwünschte sich und seine Schwäche, daß er sie noch nicht bewerkstelligt habe.

Seine Klagen schienen mir denn auch gerechtfertigt, als ich einmal, von Marseille zurückgekommen, Gloria besuchte und bei ihr nicht Jaques, den Fischer aus der Camargue, sondern einen eleganten, schönen jungen Mann fand, der, wie es schien, schon seit mehreren Tagen anwesend war. Er saß bei Gloria in der Galerie und machte ein erstauntes, fast eifersüchtiges Gesicht, wie er mich eintreten und als Freund begrüßt sah. Es war Paul, der berühmte

Maler aus Paris, der, wie es Jaques vorausgesagt und wie es Gloria verlangt hatte, indessen angekommen war. Beim ersten Anblick mußte ich mir zugestehen, daß der Mann, gegen den ich doch im Vorhinein eingenommen war, alle Eigenschaften besaß, die das Herz eines Weibes gewinnen können. Gestalt und Züge des Gesichts war schön zu nennen; Stirn und Wangen hatten von den Reisen in Italien und Griechenland eine braune Farbe mitgebracht, die ihnen etwas Männliches gab, neben dem sich die Weichheit der blauen Augen und des feinen Mundes gut ausnahm. Das Ganze sprach für künstlerische Empfänglichkeit, für ein Gemüth, das allen Eindrücken leicht offen steht. Unterstützt von gefälligen Manieren, nahm das ganze Wesen dieses Mannes bald für sich ein, und ich sagte mir, daß Jaques seit seiner Ankunft sehr elend sein müsse. So war es auch. Ich erschrak, als ich ihn des Abends wieder sah. Seine Augen blitzten, seine Stimme zitterte beim Sprechen und schien rauher geworden zu sein. Er erzählte mir, daß Gloria ganze Tage mit dem Maler zubringe, daß sie ihn ohne die geringsten Vorwürfe, ja, mit Freundlichkeit empfangen habe; kurz, daß sie alle Unbill vergessen zu haben scheine und sich ganz unwürdig benehme. Letzteres schien beson-

ders auf Jaques zu lasten; in seinen Anklagen klang immer das Leid der Enttäuschung hervor, das Unglück, eine geliebte Person verachten zu müssen.

Ich widersprach mit Heftigkeit und behauptete, daß Gloria den Mann, der sie der Schande Preis gegeben und im Unglück unbarmherzig verlassen, ganz und gar aufgeben und daß sie sich, stolz, wie ich sie kenne, nicht verläugnen werde.

Aber auch ich wurde in meinem Glauben an Gloria erschüttert, als mir Jaques darauf erzählte, was in den letzten Wochen vorgegangen war. Eben die projectirte pariser Heirath Paul's und die Forderung, die an ihn gestellt wurde, seine Angelegenheiten in Arles zu ordnen, hatten ihn an seine Jugendliebe erinnert, die durch den Aufenthalt in Rom, durch die Reisen in Italien und Griechenland, durch die Reize einer verführerischen hochgestellten Frau in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Briefwechsel mit Gloria, zu dem er gezwungen war, trug noch dazu bei, alte Gefühle neu in ihm aufzuregen. Schon halb erschüttert und zweifelhaft über das, was zu thun, hatte er Paris verlassen, und in Arles angekommen, wo er zum ersten Male das ganze Unglück erkannte, das er über Gloria gebracht, wo er von ihrer achtjährigen Einsamkeit gehört, wo er end-

lich wieder in dieses herrliche, ehemals nur schöne, nunmehr durch Unglück veredelte Gesicht gesehen, — in Arles erlag sein leichtbewegliches, künstlerisches Gemüth all diesen Eindrücken und den Vorwürfen seines Gewissens. Er bat Gloria um Vergebung, er erbot sich, alles wieder gut zu machen, was er verbrochen hatte — und wird, fragte Jaques am Ende seiner Erzählung, wird Gloria einer Jugendliebe widerstehen und der Hoffnung, ihre Ehre wieder hergestellt zu sehen?

Sie wird! sagte ich, obwohl ich selbst nicht ganz überzeugt war.

Sie wird nicht! sagte Jaques traurig, und wenn ich wirklich ihr Freund bin, darf ich es wünschen? fügte er noch trauriger hinzu.

Schon der nächste Tag schien den armen Jaques Recht geben zu wollen. Den Morgen hatte ich auf meiner Stube im Hotel du Forum zugebracht; als ich gegen Abend ausging, rief mir die Wirthin, selber auch eine schöne Arleserin, aus der Küche zu: Mossjou! wissen Sie schon die große Neuigkeit? Gloria ist ausgegangen am hellen, lichten Mittag; am Arme des Herrn Paul aus Paris ist sie ausgegangen! — Der Wirth rief mir aus der Salle à manger dasselbe entgegen, und dasselbe wiederholte

der Lohnbediente, der vor der Thür lungerte. Wie ich weiter durch die Gassen ging, konnte ich bemerken, daß ganz Arles in förmlicher Aufregung war. Ueberall standen Gruppen zusammen und erzählten einander, daß Gloria ausgegangen. Ein Ladenmädchen rief dem anderen über die Gasse die große Neuigkeit zu. Hast du sie gesehen? Sie ist noch schöner geworden. — Ja, aber sie ist blaß. — Nein, ich finde sie gealtert. — Sie wird nun eine große Dame und kommt nach Paris. — Der Art abgebrochene Sätze klangen mir rechts und links ans Ohr. Ich schüttelte den Kopf und wußte nicht, wie mir die Sache zu deuten. Bei St. Trophyme kam mir Jaques entgegen. Nun, Herr? fragte er bitter lächelnd. Leben Sie wohl, ich gehe in die Camargue! damit drückte er mir die Hand und eilte fort, ohne meinen Abschiedsgruß abzuwarten.

Den Rest des Tages hindurch war in ganz Arles von nichts Anderem als von Gloria's Ausgang die Rede. Verstimmt, weil ich Freund Jaques so traurig gesehen und weil mich das Benehmen Gloria's, das ich mir nicht zu deuten verstand, in Zweifel stürzte, zog ich mich früh auf meine Stube zurück. Da fiel mir ein kleines Büchlein ins Auge, das auf dem Tische lag und welches mir Gloria vor einigen

Tagen mit Lächeln gegeben hatte. Ein sonderbares Büchlein, das auf sonderbare Weise entstanden ist und welches der Aufzeichner dieser Begebenheiten eines Tages in Uebersetzung dem deutschen Publikum mitzutheilen gedenkt. Vor zwei Frühlingen nämlich hatten sich die provençalischen Nachtigallen, ich meine die zahlreichen provençalischen Dichter, so wie sie es zu thun gewohnt sind, in Arles versammelt, um einander ihre provençalischen Dichtungen vorzulesen und einige Tage gemeinschaftlich in Freuden zuzubringen. Bei einem Glase Wein kamen sie, wie natürlich, auf arleser Schönheit, die sie seit Tagen entzückte, zu sprechen, und einer der Dichter bemerkte, wie die Gabe der Götter, die Schönheit immer mit großen und traurigen Schicksalen verbunden sei. Man erzählte einander die Geschichten einzelner berühmter Schönheits-Königinnen aus Arles und beschloß endlich, diese Geschichten in kleinen Dramen poetisch darzustellen. Die Stoffe wurden gewählt und vertheilt und jedem Dichter aufgetragen, sein kleines Drama binnen einer gewissen Zeit zu liefern. Das geschah, man ließ die Sachen in Carpentras drucken, und so entstand das kleine, höchst interessante Büchlein, das mir Gloria gegeben hatte. Ihr eigenes Schicksal war darin in einem kleinen Drama darge-

gestellt, und es war ihr, wahrscheinlich um sie zu kränken, über die Mauer in den Garten geworfen worden, wo sie es eines Morgens fand. Aber wenn es wirklich von einem Feinde kam, so hat dieser seinen Zweck nicht erreicht; denn Gloria fand den Trost darin, daß ihre Geschichte auch schön, poetisch, versöhnend betrachtet werden konnte, und sie hatte keine Scheu, mir es zu geben, als ich es eines Tages auf ihrem Tische liegen fand. Ich las es an jenem Abend mit dem bitteren Gefühle, daß man empfindet, wenn man zu erfahren glaubt, wie schwer es dem Wirklichen, dem Lebenden wird, den Intuitionen der Poesie nachzukommen. Gloria war in dem ihr bestimmten Drama von Anfang bis zu Ende schön, muthig und weiblich duldend dargestellt; das Ende, das der Poet hinzuzudichten gezwungen war, war der Heldin würdig. Wie contrastirte es mit dem Ende, das allem Anscheine nach Gloria selbst in der Wirklichkeit hinzufügen wollte!

Ueber diesen Contrast, über Poesie und platte Realität nachdenkend, saß ich in der Dämmerung da, als es an die Thür pochte und plötzlich die Mutter Gloria's vor mir stand. Sie sah bekümmert und aufgeregt aus.

Madame, fragte ich, nachdem ich ihr einen Stuhl

gestellt und Licht angezündet hatte, ich habe gehört, daß Gloria mit Paul ausgegangen ist und sich vor aller Welt an seinem Arme gezeigt hat — was geht vor?

Ich weiß es nicht, antwortete sie, das Benehmen meines Kindes ist mir unverständlich. Sie spricht mir nicht darüber, und ich frage nicht. Sie ist freundlich gegen Paul, und ich weiß, daß in ihr seit lange jeder Funke von Liebe zu ihm erloschen ist und daß sie für Jaques ein inniges Gefühl empfindet. Aber ich vertraue ihr, ich kenne ihre Festigkeit und ihren Stolz. Sie wird die Demüthigungen, die sie erlitten, nicht vergessen und sich nicht der Liebe hingeben, die, wie es scheint, in der Brust des Malers aufs Neue aufgewacht ist. Stellen Sie sich vor, wie sie heute vom Spaziergang zurückgekommen sind und meine Tochter, erschöpft von Aufregungen, fast ohnmächtig hinsank, da warf er sich ihr zu Füßen, küßte ihr die Hände und bat sie, ihn nicht zu verlassen, mit ihm als sein Weib nach Paris zu gehen, wo er Alles thun wolle, um sein Unrecht an ihr gut zu machen.

Und was hat sie geantwortet?

Sie verlangte von ihm, daß er diese Bitte vor zwei Zeugen wiederholen solle, und die zwei Zeugen sollen Sie und Jaques sein. Darum

eben komme ich, lieber Herr; ich habe Jaques vergebens in der ganzen Stadt gesucht; Sie wissen vielleicht, wo er zu finden ist. Ich bitte Sie, so bald als möglich mit ihm zu uns zu kommen.

Ein neuer Hoffnungsstrahl dämmerte; ich jubelte auf und versprach, morgen früh mit Jaques vorzusprechen. Zu Pferde hoffte ich ihn noch zu erreichen, und so eilte ich zu Herrn v. O ..., dem Director des National-Gestütes, an den ich empfohlen war, bat um ein gutes Pferd, und schon nach einer halben Stunde trabte ich auf einem prächtigen Anglo-Normannen durch die dunklen Gassen der Stadt, langsam über die Schiffbrücke, schneller durch den alten Flecken Trinquetaille, am anderen Ufer der Rhone, und endlich fortbrausend wie der Sturmwind die breite weiße Straße hin, die eine Strecke lang in die Camargue hineinläuft. Ich kam mir vor wie einer, der, mit weißem Tuche wehend, einem Richtplatze zusprengt und eine Begnadigung bringt. Leider mußte ich die Straße bald verlassen und mich links in die Sümpfe vertiefen. Da führten nur schmale Pfade hin, denen allein die Wurzeln der Tamarisken, welche rechts und links hoch aufwuchsen, einige Festigkeit gaben, da sich der Weg ohne sie in weichen, haltlosen Sumpf aufgelös't hätte. Doch wa-

ren die Wege hier und da durch breite Risse, in denen sich Wasser gesammelt hatte, unterbrochen; mein Pferd übersprang sie instinctmäßig, wenn auch oft mit großer Anstrengung, wohl ahnend, daß es in diesen Löchern sammt seinem Reiter versinken könnte. Kam ich mir doch so schon sammt meinem Rosse wie vom Sumpfe verschlungen vor, da rechts und links die Rohr- und Schilfgewächse so hoch aufwuchsen und so dicht zusammenschlugen, daß nur über meinem Kopfe ein schmaler Streifen zur Aussicht auf den bestirnten Himmel offen blieb. Von fern hörte ich das Bellen der riesigen Camarguer-Hunde, die ich aber nicht fürchtete, da sie niemals Menschen angreifen; von Zeit zu Zeit regte es sich im Schilfe, und aufgeschreckt vom nächtlichen Reiter sprang eine ganze Horde wilder Stiere auf und zertheilte sich durch den Wald von Rohr, der unheimlich aufrauschte. Manchmal blieb wohl auch ein Stier am Wege stehen und glotzte mich mit blitzenden Augen an oder legte sogar die Hörner wie zum Kampfe ein; das war wohl einer von denen, die in der Arena von Nimes oder Arles oder anderswo im südlichen Frankreich die Bosheit der Menschen kennen gelernt haben und sich nun ewig zum Kampfe bereit machen. An solchen sprengte ich auf meinem Anglo-Normannen rasch vorüber. Von

Zeit zu Zeit rief ich „Jaques, Jaques!" in die Nacht hinaus; mein Ruf verscholl ohne Wiederhall. Der arme Jaques in seiner Verzweiflung mochte schnell gelaufen sein, und ich gab die Hoffnung auf, ihn noch auf seiner Wanderung zu erreichen, um so mehr, als ich bald jeden Weg verloren hatte. Da war kein fester Pfad mehr; ich ließ das Pferd mit schlaffem Zügel dahin gehen und über Sümpfe von Wurzel zu Wurzel, von einem festen Punct zum andern springen; nur darüber wachte ich, daß es die Richtung nach Süden einhielt. Endlich sah ich Seewasser durch die Nacht leuchten; das konnte nur der so genannte Etang de Valcarès sein, eine Art von Meerbusen, der sich hier zwischen den Rhone-Mündungen in das Delta der Carmargue hinein zieht, von Inseln und Landzungen durchschnitten und nur durch einen schmalen Ausgang mit dem mittelländischen Meere verbunden ist. Im westlichsten Winkel dieses schönen Meerbusens, wo ihn nur ein schmaler, natürlicher Damm, dessen Breite nach Schritten zu messen ist, vom Meere trennt, liegt das einsame Fischerdorf Saintes Maries, wo der Legende nach die beiden Marien, die heilige Martha, die heilige Anna und Lazarus landeten, um das Land zum Christenthume zu bekehren. Sie hatten sich im heiligen Lande, nach der Kreuzigung des

Heilandes, in einen Kahn ohne Ruder, Steuer oder Segel gesetzt und kamen, von einem heiligen Winde getrieben, an diese Küste, die sie dem Heile gewannen. Ungefähr eine halbe oder drei Viertelstunden vor diesem Dorfe, am Ufer des fischreichen Etang de Valcarès, mit der Aussicht über Bucht, Insel und Meer gut gelegen, sicher vor dem Fieber, erhebt sich die Hütte Jaques.

Am Strande angekommen, konnte ich sie nicht mehr verfehlen, wenn ich mich immer westwärts hielt und der Düne folgte. So ließ ich nun, da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, Jaques noch auf seiner Wanderung zu erreichen, mein Pferd auf dem vom Wellenschlage gefestigten Sande gemächlich dahin traben. Es ging wie über eine Tenne. Bald traten bekannte Büsche hervor und bald erkannte ich die Hütte, deren Dach und Wände von großen Fischernetzen bedeckt waren und an deren einer Seite der Mastbaum, der aus dem Kahne genommen war, wie ein schlanker Thurm hervorragte. Vor der Hütte auf dem Sande lag der Kahn, an dessen Hintertheil die Welle plätscherte. Alles athmete die tiefste Ruhe. Erst als ich vom Pferde sprang und mich umsah, wo ich es anbinden könnte, regte sich etwas; es war Jaques, der im Schatten auf der Schwelle gelegen

hatte, nun sich erstaunt erhob und mich mit großen, starren Augen ansah, wie einer, der aus tiefem Traume erwacht.

Nicht lange gestaunt, Freund Jaques! rief ich und schüttelte ihn — ich komme, von Gloria geschickt. Sie bittet dich, sogleich mit mir zurückzukehren — sie hat uns beiden etwas Wichtiges zu sagen.

Jaques schüttelte den Kopf.

Hollah! rief ich wieder, nicht lange gezaudert und sich zur Wanderung bereit gemacht! Ich wette meine Freundschaft zu dir, es wird Alles wieder gut.

Jaques athmete auf und fragte nach einem langen Seufzer, was es gebe. — Die Erzählung und Aufklärung wird uns den Rückweg verkürzen, antwortete ich und schwang mich wieder aufs Pferd, das ich in Bewegung setzte. Jaques folgte mir wie ein Nachtwandler. — Erst nachdem ich eine Strecke geritten, fiel es mir ein, daß der ganze Weg nicht auf diese Weise zurückgelegt werden könne, und ich forderte Jaques auf, sich ein Pferd zu verschaffen. Er blieb stehen und schien nachzudenken, ob er sich denn wirklich auf den Weg machen solle. Ich ließ noch einige aufmunternde Worte fallen, worauf er, zwei Finger zwischen den Zähnen, nach den Sümpfen zu einen mächtigen Pfiff ergellen ließ. Bald antwortete ein

zweiter Pfiff aus den Tiefen des Röhrichts. Ein Pferd, ein Pferd! schrie Jaques, und zehn Minuten später kam ein Pferdehüter angesprengt, umgeben von einem Rudel wilder Pferde, unter deren Tritten das Rohr zusammenknackte und dort und da Lachen aufspritzten wie flüssiges Feuer; denn das Wasser dieser Sümpfe in der Nähe des Meeres leuchtet. Auch die Tropfen, die an ihren Hufen, Schweifen oder Mähnen hangen blieben, leuchteten wie Feuer durch die Nacht.

Zum Teufel! rief der Hirt, was weckst du mich und meine Pferde mitten in der Nacht?

Ich muß ein Pferd haben, antwortete Jaques kurz.

Ein Pferd! das ist leicht gesagt, antwortete der Hirt; keines dieser edlen Sumpfkinder hat noch je ein menschliches Wesen auf seinem Rücken getragen.

Gieb mir deines! sagte Jaques.

Und ich soll unberitten bleiben? fragte der Hirt; nicht um die ganze Camargue und die Weinhügel von Lunel!

Du sollst, wenn ich wieder komme, einen ganzen Monat lang Fische, Polypen und Krabben umsonst bekommen.

Und Krabben? wiederholte der Hirt nachdenklicher.

Und Krabben und Seesterne!

Das läßt sich hören!

Der Hirt sprang ab, Jaques schwang sich auf sein Pferd, und fort ging's. Jaques führte mich kürzere und bequemere Wege; wo sie zu eng wurden, scheute sein schlammgebornes Pferd weder Sumpf noch Schilf und sprang wie der Wind über beide hinweg. Mein Begleiter sprach wenig und schien die Ankunft in Arles nicht erwarten zu können; er stieß und schlug sein Roß, so flogen wir dahin und kamen in der Stadt an, noch bevor es in den Gassen lebendig geworden.

Es war noch zu früh, um zu Gloria zu gehen; so stellten wir die Pferde in den Stall, und ich warf mich auf mein Bett, um nach der ermüdenden Nacht auszuruhen, während Jaques in meiner Stube auf und ab rannte. Oft blieb er am Fenster stehen und starrte hinaus, ob die Sonne nicht schon über die Dächer steige; dann wieder hielt er vor meinem Bette und sah mich vorwurfsvoll an, daß ich so ruhig daliegen könne. Endlich schien ihm die Zeit gekommen, eben da ich eingeschlafen war; er schüttelte mich und ließ nicht eher ab, als bis ich auf meinen Füßen stand und ihm in die Gassen folgte. Erst vor der Thür Gloria's sah er ein, daß es noch zu früh war,

um einzutreten, und folgte meinem Rathe, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Bald hastig, bald langsam und nachdenklich schritt er neben mir einher; sein Gesicht brannte wie im Fieber, seine Locken hingen wirr und wild um Stirn und Nacken. Was kann sie wollen? fragte er oft, ohne eine Antwort zu erwarten. Manchmal schien er einen Verdacht aussprechen zu wollen, ohne den Muth dazu zu haben, und erblaßte und schwieg. So gingen wohl zwei qualvolle Stunden hin. Endlich lenkte ich die Schritte Gloria's Hause zu; vor ihrer Thür blieb Jaques plötzlich stehen und rief mit wüthendem Blicke: Und was thue ich ihr, wenn sie uns in der That nur als Zeugen ihrer Verlobung braucht? — Ich unterdrückte einen Fluch der Ungeduld, und Jaques mit der einen Hand fassend, pochte ich stark mit der andern.

Als wir in die Stube traten, saß der Maler schon da; Gloria ging mit großen Schritten und unruhig auf und ab. Wie sie uns erblickte, reichte sie uns beiden die Hände; Jaques streckte ihr die seine mit Widerstreben entgegen, ohne sie anzusehen, dann setzte er sich in einen dunklen Winkel am Kamin und drehte seinen Hut im Kreise.

Gloria stellte sich vor Paul hin und sagte mit zitternder, doch lauter Stimme: Mein Herr, ich habe

gestern verlangt, daß Sie Ihren Antrag vor zwei Zeugen wiederholen; hier sind diese zwei Zeugen.

Gloria, erwiderte Paul gekränkt lächelnd, doch sanft — Gloria, ich habe dein Mißtrauen verdient — ich habe so an dir gehandelt, daß du ein Recht hast, jedes meiner Worte durch Zeugen gesichert zu wünschen; reuig gestehe ich das ein. Aber, Gloria, diese Demüthigung ist nicht edel.

Mein Herr, fuhr Gloria fort, machen Sie sich noch auf eine andere gefaßt — aber glauben Sie mir, daß ich sie zu anderen Zwecken, nicht zu Ihrer Beschämung ersonnen habe. Ich will mich nicht an Ihnen rächen, und wenn das, was Sie jetzt erfahren sollen, wie Rache ist, so sei mir das vergeben, und es sei mir vergeben, daß ich seit Wochen geheuchelt habe, daß ich gewünscht habe, in Ihnen ein Gefühl wieder zu erwecken, das ich nicht mehr erwiedern kann, und daß ich das gethan, um Sie zu einer Erklärung zu bringen, die ich zur Rettung meiner Ehre in den Augen der Welt für nothwendig hielt. Daß ich Ihnen das voraus sage, mag Ihnen beweisen, daß ich Sie edler Regungen für fähig halte. Und so frage ich Sie, fuhr Gloria mit erhöhter, fast gebieterischer Stimme fort, so frage ich Sie, haben Sie mich gestern zum Weibe begehrt?

Das that ich, sagte Paul mit lauter Stimme, indem er aufstand, und ich wiederhole hier meine Bitte.

Gloria ging mit lächelndem Gesichte auf Jaques zu und nahm ihn bei der Hand, dann sagte sie: Du hast es gehört, mein Freund, und Arles, das mich an seiner Seite gesehen, wird es glauben. Ich hielt diese Ehrenrettung für nothwendig, ehe ich Dir, mein Freund, mein treuer, geliebter Freund, mit frohem Gemüthe mein ganzes Herz hingeben konnte. Nicht meinetwegen, die ich die Meinung der Welt mit Ruhe ertragen lernte, Deinetwegen habe ich es so gewollt.

Dann wandte sie sich zu Paul und fuhr sanfter fort: Sie, mein Herr, spreche ich jeder Schuld und jeder Verpflichtung gegen mich los und ledig. Von heute an ist nichts zwischen uns, was uns trennt oder verbindet; diesem Manne, der treu bei mir ausgehalten hat, als sich Alles von mir abgewendet, gehöre ich von heute an für alle Zeiten. — —

Nur wenige Wochen nach diesem Tage zog Jaques mit Gloria in die einsame Fischerhütte, fern von der Meinung der Welt. Die Einsamkeit war ihr lieb geworden, und nun theilte sie sie mit einem, der sie, den sie liebte. Wenn dem Wanderer auf

seinen Streifzügen durch die weltentlegene, interessante Camargue, an der Düne des Etang von Valcarès, aus niederer, doch friedlich anmuthender, mit Fischernetzen behängter Hütte ein Weib von höherer Schönheit entgegen tritt, so kennt er dieses Weib und seine Geschichte.

3.

Der blinde Wilhelm.

Die Schicksale meiner Freunde, die Schönheit der Einwohner waren nicht die einzige Ursache meines längeren und wiederholten Aufenthaltes zu Arles. Neben ihnen hielten mich in dieser merkwürdigen Stadt vorzugsweise ihre Bau-Monumente und unter diesen wieder besonders die Schöpfungen romanischen Styles zurück. Was kann es Interessanteres geben, als eine Entwicklung zu belauschen, eine Entstehungs-Geschichte ihren Quellen entgegen, wie ihren Ausgangspunkten zu, auf und ab, zu verfolgen, sei es

nun die Entwicklungs- und Entstehungs-Geschichte eines Individuums, eines Volkes oder einer Kunstrichtung. Nur der Philister hat Angst vor dem Werdenden; er freut sich bloß am Fertigen und klammert sich mit krampfhafter Erhaltungssucht daran, selbst wenn es schon ein Abgestorbenes. Das ist es, was ihn vorzugsweise vom eigentlichen Menschen unterscheidet. — Vielleicht nirgends wie im südlichen Frankreich liegt ein Land gleich dem aufgeschlagenen Geschichtsbuche der romanischen Bauart da. Da kann man es deutlich und klar herauslesen, wie von griechischer Anmuth die römisch-kolossale Kraft gezeugt worden und wie dann auf das römisch-übermüthige, gebietende, imperatorische Bewußtsein die christliche Demuth folgte. Man stelle den griechischen Tempel von Nimes, das Triumph-Thor von St. Remy oder von Orange und die Kirche von St. Gilles oder den Klosterhof von St. Trophyme in Arles neben einander, und man wird die Familien-Aehnlichkeit, nur modificirt durch Stand, Charakter, Zeit und Religion, auf den ersten Blick erkennen. So wird einem der romanische Styl erst interessant und nach längerer Vertrautheit, trotz dem Ascetischen in seiner Ganzheit, trotz dem Embryonenhaften in seinen Verzierungen, endlich sogar werth. Man liebt in ihm

die Züge, die Bewegungen der lateinischen Mutter oder hellenischen Großmutter, je nachdem man der einen oder der anderen den Vorzug gibt. Und endlich sagt man sich mit jener Freude, die man bei Auflösung eines Räthsels empfindet: in einem Lande, wo Sydonius Apollinaris in classischer Römersprache christlich schrieb, wo aus römischen Senatoren- und Patricier-Geschlechtern Väter und Stützen der Kirche entsprangen, wie jener Sydonius Apollinaris, der liebenswerthe Gregor von Tours u. A. — in einem solchen Lande mußte sich nothwendiger Weise dieser romanische Styl zu hoher Blüthe entwickeln. — Ja man könnte, um den Genuß noch zu verlängern, aus einzelnen Andeutungen, wie z. B. aus den Bogen von St. Trophyme, die sich schüchtern und unmerklich zuspitzen, herauslesen und prophezeien, wie die christliche Demuth der ersten Jahrhunderte sich im späteren Mittelalter in jene Mystik verwandeln werde, die himmelan, ins Unendliche strebt. Aber diese Betrachtungen würden uns zu weit und bald nach dem Norden führen; uns aber thut es noth, noch etwas im schönen Süden zu verweilen.

Das Wunderwerk von St. Trophyme zu Arles, die Rudera an der Kirche Ste. Marthe zu Tarascon in der Provence, das unvergleichliche Portal zu St.

Gilles und die romanischen Ueberreste der Bischofs-stadt auf der mährchenhaften Insel Maguelonne in Languedoc u. s. w. hatte ich ausgekostet; es blieb mir von romanischen Bauwerken in diesen Gegenden nichts mehr zu sehen übrig, als das von Wilhelm Kurznase, einem der Paladine Caroli Magni, gegründete Benedictiner-Kloster St. Guilhem le Désert, das im Westen an dem wilden Flusse Herault liegt.

Schon im Mai 1851, an einem sonnigen Tage, wanderte ich von der berühmten Heraultbrücke, die auf römischen Pfeilern ruht, dem wilden Gebirgssohne durch das Felsenthal entgegen. Rechts und links steil-abschüssige Bergwände, hart am schmalen Wege der tiefe Abgrund, in welchem der Fluß schäumt und jammert. Trostlose Oeden bis in die Nähe des Dorfes. Dort befindet sich jene ursprünglichste Brücke, das schreiendste Widerspiel der kunstreichen römischen am Eingange des Thales; sie besteht aus einem einzigen Seile, das, an Felsstücke geknüpft, schlaff über dem Abgrunde schwebt und an welchem der Wanderer, vermittels eines Rädchens und eines Querstabes, von einem Ufer zum anderen gelangt. Als ich an dieser primitivsten aller Brücken angekommen war, bot sich mir eines der lieblichsten Schauspiele dar. Vom jenseitigen Berge herab kam

ein junges Mädchen, frisch und luftig von einer Felskante zur anderen springend, das kurze Gewand vorn aufgeschürzt, das schwarze Sammtjäckchen phantastisch um die Schultern geworfen, den breiten Strohhut leicht auf den einen Scheitel gebunden. In den Armen trug sie eine kleine Harfe, die sie, um sie vor den Felsenspitzen zu behüten, bei ihren gewagten Sprüngen hoch in die Lüfte hob und zugleich, sie hin und her wiegend, zur Erhaltung des Gleichgewichtes brauchte. So kam sie glücklich an der Seilbrücke an. Da nahm sie die Röckchen zusammen und setzte sich auf den Stab, der an einem kurzen Stricke vom Hauptseile herabhängt und oben mit der Rolle verbunden ist. Das Instrument legte die Harfenistin in den linken Arm, dann stieß sie mit dem Fuße ab und einen Jauchzer, eine Art Jodler ausstoßend, der in den Bergen wiederhallte, flog sie mit Blitzesschnelle über den felsigen Abgrund, in dessen Tiefe hundert Tode gähnten. Wie ein Luftgeist war sie während dieses Fluges anzusehen, und angstlos, nur von dem schönen Anblick erfreut, stand ich am Ufer.

Bravo, Mademoiselle, gut geflogen! rief ich ihr zu, als sie mit einem kecken Sprunge gerade neben mir landete.

Mafoi! rief sie — das sind wir hier zu Lande gewohnt.

Sind Sie aus diesem Lande? fuhr ich fort, indem ich mich ihr anschloß und mit ihr den Flecken zuwanderte — ich hätte das nicht geglaubt — denn Ihr Instrument ist hier fremd, und dieses hier ist das erste, das ich in diesem Lande sehe.

Sie haben Recht, erwiederte sie, ich bin die Einzige in der ganzen Gegend, die Harfe spielt. Das hat seine Ursachen. Ich hab's von einem gelernt, der eben auch nicht aus diesem Lande ist. Darum thut's mir auch Keiner nach! rief sie mit einem gewissen kecken Gesichte, das ihr vortrefflich stand. — Sie sind wohl fremd im Süden? fragte sie dann und maß mich mit großen schwarzen Augen von Kopf bis zu Fuß.

Ja wohl, antwortete ich, ich komme aus einem fernen Lande, wo viel Harfe gespielt wird.

Ei! rief sie und blieb stehen und sah mich noch einmal an — es wäre prächtig — wenn Sie aus Deutschland wären.

Nun, wenn es prächtig wäre, so bin ich's auch!

Prächtig, herrlich! rief sie aufjubelnd — kommen Sie, bitte, kommen Sie schnell, fügte sie hinzu, indem sie mich feurig am Arm faßte und Miene machte, mich in das Dorf hineinzuziehen. Dann aber blieb sie stehen und fragte weiter: Aus welchem

Lande Deutschlands sind Sie denn? ich weiß, Deutschland hat viele Länder.

Es ist ja merkwürdig, sagte ich und mußte lächeln, es ist ja merkwürdig, wie Sie mein Vaterland kennen! Ich bin aus jenem der vielen deutschen Länder, das man Böhmen heißt.

Die Freude der Kleinen hatte keine Gränzen; sie sprang in die Luft, sie klatschte in die Hände, sie jauchzte auf, ja, sie war nahe daran, mich zu umarmen. Ich stand verdutzt da und begriff nicht, warum das Languedoker-Mädchen sich so sehr am Anblick eines Böhmen erfreute, als wäre ein Böhme ein Phönix oder Paradiesvogel. Wie wird sich der alte Mann freuen! rief sie endlich; seine blinden Augen werden weinen vor Freude! Der gute alte närrische Mann! Pécayre! Wie schade, daß er Sie nicht sehen kann!

Da ich noch stutzte und sie verwundert ansah, fügte sie ihren Ausrufen wie erklärend hinzu: Er ist ja Ihr Landsmann, mein alter Großvater. Er ist auch aus Böhmen! Aber seit vierzig Jahren ist er aus seiner Heimat fort, und er hat keinen Landsmann begrüßt, und er sehnt sich so sehr zurück nach seiner Heimat! — Liebster, bester Herr, bat sie, die Hände wie zum Gebete faltend, kommen Sie mit mir, sprechen Sie zu ihm, das wird sein altes Herz

erfreuen, das wird ihn glücklich machen; Sie thun ein gutes Werk.

Wie sie so bittend vor mir stand und sich ihr südliches, braun blasses Gesicht vor Freude und Innigkeit röthete und die dunkeln Augen noch glühender wurden, war sie ganz lieblich anzusehen.

Liebes Kind, sagte ich, führen Sie mich, wohin Sie wollen; ich werde mich auch freuen, einen Landsmann zu sehen.

So kommen Sie, bon Mossjou! rief Sie freudig und eilte mir ungeduldig einige Schritte voraus.

Ich begriff nun, woher sie die in diesem Lande ausgestorbene Kunst des Harfenspielens hatte und wie die Harfe, ein exotisches Instrument im südlichen Frankreich, in ihre Hände gekommen. Ich sagte mir, daß ihr Großvater wahrscheinlich einer jener herumziehenden böhmischen Musikanten sei, die durch aller Herren Länder wandern und oft in weiter Ferne sitzen bleiben.

Ist Ihr Großvater ein Musikant? fragte ich.

Ob er ein Musikant ist? Er spielt alle Instrumente der Welt! rief das Mädchen zurück.

Schien mir diese Antwort auch etwas übertrieben, so erinnerte sie mich doch an das Sprichwort,

das da sagt, man dürfe einen Böhmen nie fragen, ob er ein Instrument spiele, sondern wie viele er spiele.“ Sehen Sie, fuhr sie fort, von ihm habe ich die Harfe spielen gelernt, und es giebt keine Hochzeit auf zehn Stunden in der Runde, wo ich nicht aufspielen muß. Die Tuna und ihre Harfe sind überall gern gesehene Gäste, und das danke ich dem guten alten Manne. Er selbst spielt nur noch selten; für Harfe und Zither sind seine Hände schon zu schwach, und für Clarinette und Flöte ist schon sein Athem zu kurz. Aber er versteht noch die Kunst, und als er mich als kleines Mädchen unterrichtete, war er noch jünger. Und Lieder weiß er! Herr, man könnte ein ganzes dickes Buch vollschreiben mit seinen Liedern. Ich verstehe die Worte nicht, aber die Melodieen singe und spiele ich, und sie gefallen den Leuten ganz außerordentlich und bringen mir viel Lob und Geld ein. Eben komme ich von einer Hochzeit zurück, wo ich gestern den ganzen Abend aufspielte und die Leute fast weinten vor Rührung. Ich habe dem Großvater versprochen, ihm was Schönes mitzubringen, und nun bringe ich ihm einen Landsmann. O, er wird weinen vor Freude! — Er ist manchmal — setzte sie langsamer und traurig hinzu — ganz krank vor Heimweh, und da leidet er

viel, und — ich leide auch dabei, wie gut er auch sonst ist.

So sprechend schritt sie immer rascher vor mir einher und führte mich schnell in den Flecken. St. Guilhem le Désert oder du Désert füllt den schmalen Eingang in ein ungeheures Kessel-Felsenthal aus, welches ohne jene schmale Oeffnung dem Thale aus der morgenländischen Sage gliche, aus welchem den hinein Geworfenen nur der fabelhafte Vogel Rock oder Simurg mit gewaltigen Flügeln tragen kann. Der Flecken selbst ist freundlich und mit der alten Kirche, dem alten Klosterhofe und der Ruine des Schlosses Don Juan's, die von der Höhe goldgelb herabblickt, gleich beim Eintritt sehr malerisch anzusehen. Der viereckige Platz, zum Theil aus Gebäuden gleichen Styles und gleichen Alters mit der Kirche bestehend, mit der frisch und reichsprudelnden Fontaine in der Mitte, könnte sich, was interessante Schönheit betrifft, mit manchem berühmtesten Platz mancher berühmten Stadt messen. Die Stille, die auf seinen Räumen ruht, die aus den durch Säulchen getrennten Bogenfestern blickt, das Plätschern der Cisterne, die ungeheuren Felshäupter, die sich überall vorbücken, um über die Dächer herein zu lugen, geben ihm noch einen besonderen Reiz. Ich

durfte das alles nicht länger genießen, denn Tuna schritt, immer und eifrig vor sich hinsprechend, schnell vorbei und auf ein Haus los, das sich zwischen Kirche und Felsen, in den versteckteſten Winkel St. Guilhem's hineingezwängt hat. Es gehörte ehemals wahrscheinlich mit zum Kloster, denn es sah mir wie eine Fortsetzung desselben aus. Sie stieß an eine Thür, die unverschlossen, obwohl die große Halle, in die sie führte, menschenleer war.

Großvater ist nicht zu Hause, sagte sie, stellte ihre Harfe in den Winkel, nahm mir mein geringes Gepäcke ab, legte es auf einen Schrank und lief dann schnell wieder an die Thür. Ich werde gleich wissen, wo er steckt, sagte sie und ließ darauf aus voller Brust einen weithin tönenden Ruf, der mit dem tyroler Jodler viel Aehnlichkeit hatte, den Bergen entgegen schallen, woher er in vielfach gebrochenen Echo's zurückkam. Kaum war der Wiederhall verstummt, als sich von der Höhe ein lang gezogener, rufender Flötenton hören ließ.

Großvater hütet die Schafe beim Schlosse Don Juan's, sagte sie — kommen Sie! — Ich gestehe es, daß ich bei der starken Nachmittagshitze viel lieber ausruhend in der kühlen Stube geblieben wäre; aber es schien ihr so viel daran zu liegen, meine

Bekanntschaft mit dem Großvater zu beschleunigen, daß ich ohne Wiederrede folgte. Sie führte mich durch eine dunkle Gasse, deren eine Seite von den Häusern, die andere von der Felsenwand gebildet war, dann aufwärts einen schmalen, steilen Felsenpfad. Bald schritten wir in der brennendsten Sonnenhitze, mitten durch ein Labyrinth einzelner thurmartig aufragender Steinspitzen, die glühten, wenn man sie berührte.

Wie kommt es, fragte ich Tuna, daß Ihr Großvater Schafe hütet, da er doch, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe, blind ist?

Das thut nichts, antwortete Tuna, immer weiter wandernd — die Schafe kennen ihn und seine Flöte. Mit dieser führt er sie, wie er will, auf die Berge und wieder heim. Auch hat er einen guten Hund, und er selbst kennt alle Wege auf diesen Bergen und verirrt sich nie. Er hat sie eben meist als Blinder kennen gelernt. Abends besorgt ein Anderer die Schafe für ihn, und so hat ihm Herr Grenier, der Proprietär, den Dienst gelassen.

Wir stiegen weiter. Nach ungefähr zehn Minuten waren wir an den Ruinen des Schlosses. — Wo bist du, Großvater? fragte Tuna.

Hier, mein Kind! Hier, mein Töchterlein! ant-

wortete eine Greisenstimme. Tuna winkte mir, leise aufzutreten, und ging um die Ruinen, dem Schatten zu, wo in einer durch Verfall entstandenen Nische ein Greis in der einfachen Leinwandtracht der Bauern dieser Gegend saß. Die schwarze Sammtjacke, so wie den breiten Hut hatte er neben sich hingelegt, und reiche, aber hellweiße Locken fielen ihm über Nacken und Hals und rahmten ein tiefdurchfurchtes, sonnengebräuntes, doch sanft und zärtlich lächelndes Gesicht ein. Den Augen sah man es kaum an, daß sie blind waren; ihr etwas matter Schein erhöhte nur noch die Milde des ganzen Gesichtes, und nur die Bewegungen, das ungewisse Entgegenstrecken der Arme verriethen die Blindheit und flößten durch ihre Unbeholfenheit Mitleid ein.

Bist du da, Tunette, bist du da? rief er voll Freude und drückte sie in die Arme und streichelte ihr die Haare. — Wie ist es dir ergangen? Was hast du ihnen gespielt? Warum bist du so lange ausgeblieben?

Es ist mir gut gegangen, Großväterchen, antwortete Tuna, deine Lieder habe ich ihnen gespielt, und so gut haben sie ihnen gefallen, daß sie mich heute morgen nicht fortlassen wollten und daß ich ihnen noch aufspielen mußte.

Das glaube ich, daß ihnen meine Lieder gefallen haben, sagte der Alte lächelnd. Dann mit Einem Male murmelte er, immer Tuna streichelnd, auf Deutsch vor sich hin:

Hier sind wir armen Narren
Auf Plätzen und auf Gassen
Und thun die ganze Nacht
Mit unsrer Musik passen.
  Sobald der helle Tag
Sich nur beginnt zu neigen,
Gleich stimmen wir die Laut',
Die Harfen und die Geigen.

Tuna blinzelte mir zu und fragte mich mit den Augen, ob ich das kenne. Ich blinzelte wieder und sie lächelte, indem sie mir die Achsel zuckend und mit einer Handbewegung andeutete, daß sie nichts davon verstehe.

Siehst du, Tuna, sagte der Alte, nachdem er diese Strophen des deutschen Volksliedes vor sich hingemurmelt hatte, wieder in der Landessprache, siehst du, mit meinen Liedern wirst du den Leuten immer gefallen. Es kann gar nicht anders sein; die deutschen Lieder sind die schönsten der Welt und rühren jedes Herz. Und wenn du ihnen erst die Worte singen könntest, und wenn sie sie verstehen könnten, dein Glück wäre gemacht; auf den Händen würden sie dich tragen von Dorf zu Dorf. Hast du ihnen

denn auch mein Leiblied gespielt? Weißt du, dieses? — Und er nahm die Flöte und blies die Weise zu den Worten:

Bei Straßburg auf der Schanzen,
Da ging mein Trauern an.

Es wiederhallte traurig und klagend in den Felsen.

Freilich habe ich das, Großväterchen, sagte Tuna liebkosend —, du weißt, daß ich immer dein Lieblingsstückchen spiele.

Bah! es nützt nichts, sagte der Alte plötzlich verdrießlich — wie oft hab' ich ihnen all die schönen Sachen vorgespielt und vorgesungen, und jetzt thust du's — aber sie lernen's nicht. Hab' ich doch immer geglaubt, ich werde einmal wo im Felde, von irgend einem Jungen oder einem Mädel so ein Lied singen hören, — es ist mir noch nicht passirt. Glaub, Tuna, dazu muß man deutsches Blut in den Adern haben, wie ich und du, sonst versteht man's nicht.

Tuna lächelte mich wieder an, während ich gerührt auf den Greis schaute, den es grämte, daß er das deutsche Volkslied in Languedoc nicht heimisch machen konnte.

Aber es ist noch Jemand mit dir gekommen, Tuna, fuhr der Greis fort; ich hörte dich auf dem

Wege sprechen, und jetzt höre ich noch den Athem von Jemand, der in der Nähe steht. Bist du es, Denis?

Nein, Großvater, es ist nicht Denis, antwortete Tuna rasch, bevor ich erwidern konnte.

Wer ist es denn?

Ein fremder Herr.

Ein fremder Herr, fragte er erstaunt, indem er sich ein wenig gegen die Seite, wo ich stand, verneigte — womit können wir Ihnen dienen? fragte er höflich weiter.

Ich habe den Herrn gebeten, mit mir zu kommen, weil ich wußte, daß es dir Freude machen wird! sagte Tuna.

Gewiß, sagte der Alte, sich noch einmal vor mir verneigend — aber —

Der Herr kommt aus weiter Ferne, fuhr Tuna fort.

Aus weiter Ferne? wiederholte der Alte, noch immer ungewiß, was er aus dem Besuche machen solle.

Er kommt aus Deutschland — sagte Tuna vorsichtig.

Aus Deutschland! wiederholte er vor Freude, fast schreiend.

Der Herr kommt aus Deutschland, aus Böhmen, ist dein Landsmann! fuhr sie langsam fort, in=

dem sie vorsichtig, doch freudig die Ueberraschung beobachtete, die sich in allen Zügen, in der ganzen Gestalt des alten Mannes ausdrückte.

Er stand regungslos da; nur die Arme bewegte er und streckte sie mir mechanisch entgegen. Er wollte sprechen und konnte nicht, er wollte auf mich zu gehen und war keines Gliedes mächtig. Endlich kam eine Art Stammelns hervor. Tuna und mir wurde bange, denn die Aufregung des alten Mannes schien ganz außerordentlich. Um ihn zu sich zu bringen, faßte ich eine der dargereichten Hände mit meinen beiden und sagte: Ihre Enkelin meinte, es werde Ihnen Freude machen, einen Landsmann zu sprechen.

O Herr! seufzte er aus tiefster Brust auf, drückte mir die Hände krampfhaft und tappte dann nach dem Steine zurück, auf dem er vorhin gesessen hatte. Wie gebrochen sank er dort zusammen. Tuna kniete neben ihn nieder und streichelte und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen. Er drückte ihren Kopf an die Brust und fing laut zu weinen an; Tuna weinte mit ihm. Der große Schäferhund aus den Pyrenäen, der unruhig die ganze Scene mit angesehen hatte, schlug an und maß mich mißtrauischen

Auges. Tuna beruhigte ihn, und er legte sich vor seines Herrn Füße.

O, Herr, sagte dieser, wieder zu mir gewendet und in deutscher Sprache, verzeihen sie der Schwäche eines alten Mannes. Bald sind es vierzig Jahre, ja, vierzig Jahre, daß ich kein deutsches Wort gehört habe. Hätte ich nicht mit mir allein gesprochen, und hätte ich nicht meine Lieder gesungen, ich würde die Sprache meiner Mutter wohl längst vergessen haben.

Nach diesen traurig ausgesprochenen Worten etwas ruhiger, deutete er mit der Hand, daß ich mich neben ihn setzen solle, und schob vorsorglich seine Sammtjacke hin, um mir einen weichen Sitz zu bereiten. Er bat mich, etwas von der Heimat zu erzählen, und ich erzählte so viel als möglich; doch verschwieg ich, daß ich sie selbst schon vor mehreren Jahren verlassen habe, um meinen Mittheilungen nichts von den ihm wohlthätigen Reizen zu benehmen. Oft unterbrach er mich mit Ausrufungen, wie: o das kenne ich! da bin ich oft gewesen! — wer hätte das geglaubt vor vierzig Jahren! — wie sich die Dinge schnell ändern! — ich werde das wohl nie wieder sehen! Er fragte mich dann um Namen und Reisezweck und verlangte von Tuna, daß sie ihm den

Fremdling genau beschreibe. Tuna that es lachend, indem sie mich so gut, als es in Worten ging, von Kopf bis zu Fuß abmalte.

Verzeihen Sie, sagte der Alte, verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Landsleute sind in der Fremde wie Anverwandte. Ich heiße Wilhelm Hille und bin aus dem petschauer Thale, unweit von Karlsbad; hier im Flecken nennt man mich nur den blinden Wilhelm. Ich bin auf ganz andere Weise hieher gekommen als Sie.

O, sagte ich, ich weiß es ja, wie böhmische Musikanten die Welt durchziehen und in den verschiedensten Ländern sitzen bleiben. Es gibt ihrer überall, in Schweden, in Amerika, in Spanien.

Nein, sagte der Blinde, bei mir war's anders. In meiner Jugend, als Junge von vierzehn Jahren, bin ich auch mit vielen Cameraden in die Welt gelaufen und habe in aller Herren Ländern anfgespielt. Am längsten bin ich in Deutschland herumgezogen, in Sachsen, in Westfalen, am Rhein, in Schwaben, und da habe ich nach und nach alle die schönen Lieder gelernt, die wir im deutschen Böhmen nur selten zu hören bekommen. Dann aber war ich auch in Dänemark, in Schweden und in Holland. Ich war schon weit über die Zwanzig, als ich wieder nach Hause kam und

mir mit der Ersparniß ein Häuschen bauen wollte. Aber da brach eben der Krieg aufs Neue aus, und sie steckten mich unter die Soldaten, und weil ich so viele Instrumente spielte, wurde ich als Hoboist, zu meiner größten Freude, der Regiments-Musik beigegeben. Wir zogen mit der Armee in Frankreich ein, und unserm Regiment wurde Lyon als Garnison angewiesen. Da brachen in Nimes die Unruhen zwischen Katholiken und Protestanten aus, und weil die meisten Soldaten nach dem Falle des Kaisers desertirt waren und die noch übrigen bezwungen oder massacrirt wurden, rief der Herzog von Angouleme die Oesterreicher aus Lyon zur Hülfe. Viertausend Mann marschirten dahin; der größte Theil besetzte Nimes und vertrieb die Ruhestörer, die von Katholiken und Protestanten gleich sehr gehaßt waren. Einige Hundert Mann und mit ihnen die Regiments-Musik blieben in Unzès, welches ruhig war. Aber die Räuber, welche sich Verdets nannten, durchzogen nun das offene Land und griffen die nur schwach oder gar nicht besetzten Orte an. So kamen sie eines Tages auch nach Uzès; an ihrer Spitze stand der schreckliche Bösewicht Graffan, der auch Quatretaillon oder der vierfache Henker hieß. Sie plünderten, mordeten und legten Feuer an; Katholiken oder

Protestanten, Alles war ihnen gleich. Da war aber ein guter Mann und Priester, der Abbé Pathien, dem das Wesen der Verdets ein Gräuel war. Er suchte die erschrockenen Einwohner zu sammeln und forderte auch die Oesterreicher auf, sich an ihn anzuschließen und die Räuber zurückzuschlagen. Das thaten die Oesterreicher, und wir Musikanten liefen mit. Den guten Abbé an der Spitze, schlugen wir Quatretaillon bald aus der Stadt; nun aber verbreiteten sich seine Banden in der Umgegend; wir erfuhren es und eilten in einzelnen Haufen hinaus. Aus einem einsam stehenden Landhause kam uns Geschrei und Hülferuf entgegen, obwohl das Haus, wie es das Marienbild über der Thür anzeigte, von Katholiken bewohnt war. In der Thür stand ein Mädchen, das allein den Eingang gegen fünf Verdets vertheidigte. Ihr Gesicht war todtenbleich, das Haar zerrauft, die Kleider in Unordnung. Auf der Brust trug sie bereits eine Wunde, und das Blut floß in Strömen herab — dennoch hielt sie sich aufrecht mit der einen Hand an den Pfosten und stieß mit der anderen die heranströmenden Räuber zurück.

Sehen Sie, lieber Landsmann, unterbrach hier der Alte seine Erzählung, sehen Sie hier meine Tuna an; alle Leute sagen, daß sie jenem heldenmüthi-

gen Mädchen ähnlich ist; jenes Mädchen war ihre Großmutter und hieß wie sie Tuna oder Marquesuna. — Wie glücklich wäre ich, könnte ich in dieses Gesichtchen sehen! sagte er zärtlich, indem er Tunas Kopf in beide Hände nahm und sich hinabbeugte, als könnte er wirklich in das schöne Antlitz des jungen Mädchens schauen.

Der Alte fuhr fort: Eben da wir ankamen, legte Einer sein Feuerrohr auf das Mädchen an; ich schlug es ihm aus der Hand und ihn selbst mit einem Säbelhieb zu Boden. Bei unserem Anblicke flohen die anderen Verdets, und das Mädchen stürzte kraftlos und ohnmächtig zusammen. Ich trug sie ins Haus, während meine Gefährten die Verdets verfolgten. In der Stube fand ich eine vornehme Familie, aus einer Dame und einigen Kindern bestehend. Tuna, das Kindermädchen hatte sie vertheidigt. Ihnen übergab ich die Verwundete und wollte meinen Cameraden folgen; ich konnte nicht. Ich konnte das Mädchen nicht verlassen, so lange die Wunde blutete und so lange sie die Augen nicht aufschlug. Ihr erster Blick dankte mir für die Errettung, und dann konnte ich wieder nicht gehen. — Wozu die lange Geschichte, Herr? Ich kam jeden Tag und verbrachte ganze Tage bei der holdseligen

Tuna. Die Wunde war nicht tödtlich, sie schloß sich bald, und Tuna genaß unter meiner und der Familie zärtlichen Pflege. Da verbreitete sich das Gerücht, daß die Oesterreicher Uzès verlassen würden, und aus allen Dörfern, Flecken und Städten floh man ins Gebirge der Cevennen, wo man sich vor den Verdets weniger glaubte fürchten zu müssen. Auch Tuna zog mit ihrer Herrschaft in die Gebirge. Die Dörfer waren nicht groß genug, um alle Flüchtlinge zu beherbergen, so wohnten sie unter Zelten auf Feldern, in Weingärten, auf den Bergplateau's und stellten Wachen aus, welche die ganze Umgegend beobachten mußten. Da sie in großer Anzahl versammelt und die Eingänge in die Thäler leicht zu vertheidigen waren, so kamen auch die Verdets nicht, und die Flüchtlinge lebten in Frieden — Katholiken und Protestanten mit einander. Die Regiments-Musik hatte in jener Zeit wenig zu thun, und ich wanderte mit und ohne Urlaub, jeden Morgen früh einige Stunden weit ins Gebirge zu den Flüchtlingen und kam erst spät in der Nacht zurück. Um den Flüchtlingen eine Freude zu machen, wohl auch um Tuna meine Kunst zu zeigen, nahm ich Flöte und Clarinette mit, und die Jungen tanzten nach meiner Musik. Ich war ein gern gesehener Gast und fühlte

mich wohl bei den Verfolgten und glücklich bei Tuna. Bald blieb ich Tage und Nächte lang draußen, und immer schwerer wurde es mir von Tuna ins Standquartier zurück zu kehren. Ich durfte mir Manches erlauben, denn der Hauptmann nahm es mit den Musikanten nicht genau. Wie ich aber einmal nach Uzès zurückkomme, war die österreichische Garnison ab- und nach Nimes gezogen, um sich mit dem Hauptcorps zu vereinigen. Von dort aus sollten sie zusammen über die Rhone wieder nach Lyon und endlich von Lyon aus nach Oesterreich zurückmarschiren. Ich konnte nicht nach, ich wußte ja nicht, ob mir Tuna folgen wollte. Das mußte ich erst wissen, und ich ging wieder ins Gebirge. Aber ich hatte nicht den Muth, sie darum zu fragen, und so vergingen Tage um Tage, und endlich erfuhr ich, daß das Regiment nach Lyon abmarschirt sei. Ich war bestürzt, doch dachte ich mir, daß ich wohl noch vor Abzug der Truppen mit Tuna in Lyon eintreffen und mit leichter Strafe davon kommen könnte, wenn ich mich selber stellte, und daß ich diese Strafe mit Freude für Tuna tragen würde. Wenn ich sie nur ansah, war aller Kummer, waren alle Sorgen dahin. Wir Musikanten sind ein so leichtes Volk. Und wie die Tage vergingen, wurde auch meine Sorge immer

geringer, und einmal als beim Brande eines Dorfes, den die Verdets angelegt hatten, meine österreichische Uniform zu Grunde ging und ich gezwungen war, die Tracht der Leute aus diesem Lande anzulegen, kam ich mir gar nicht mehr wie ein österreichischer Soldat vor. Zur selben Zeit wurde ich in den öffentlichen Blättern vom österreichischen Commando als Deserteur ausgeschrieben; das fiel mir schwer aufs Herz. Tuna sagte mir, ich solle tiefer ins Gebirge gehen, in das Dorf, wo ihre Eltern wohnten, und sie wolle mir bald nachfolgen. Diese Versicherung entschied, und ich ging ins Gebirge. Ich erinnerte mich noch ganz genau, daß ich auf dem ganzen Wege, die ganze Nacht immer die Worte sang:

Gute Nacht, ihr Officier,
Corporal und Grenadier,
Und Grenadier.
Ich schrei mit heller Stimm',
Von Euch ich Urlaub nimm,
Ja, Urlaub nimm.

Doch war mir's schwer, ein Deserteur zu sein, wenn ich auch nie ein rechter Soldat gewesen bin. Aber ich ergab mich drein, als ich hörte, daß die Oesterreicher aus Lyon fort waren, und als eines Tages Tuna mit ihrem Bündel bei den Eltern ankam und

zu mir sagte: „Du hast mir das Leben gerettet, du hast mir deine Heimat aufgeopfert; ich liebe dich und will dein Weib sein.“ — Ich konnte nicht recht an mein Glück glauben; es war immer, als ob mich der Soldaten-Eid früher oder später doch zurück ziehen müsse, als ob ich an die Ferse der Oesterreicher mit eisernen Ketten gebunden wäre. Von den Nachsuchungen der französischen Behörden hatte ich nichts zu fürchten, denn die drückten die Augen zu und lieferten keinen Deserteur aus; dennoch sang ich mir immer, so oft ich Tuna ansah:

Wohl heute noch und morgen
Da bleibe ich bei dir;
Wenn aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier.

Der blinde Wilhelm schwieg. Er schien alter Zeiten zu gedenken und mich und die ganze Umgebung zu vergessen. Dieses Schweigen will ich benutzen, um dem Leser dieser wahrhaftigen Geschichten eine Erklärung abzugeben. Es muß ihm auffallen, daß ich, höchst unklug, wie es scheint, Enkelin und Frau des blinden Wilhelm mit demselben Namen benenne und so vielleicht Unklarheit und Verwechslung verursache. Ich thue das einmal, weil die hier genannten Personen wirklich so hießen, dann, um den Localbräuchen der Schauplätze, auf denen diese Ge-

schichten spielen, keinen Abbruch zu thun. Es ist nämlich im südlichen Frankreich beim Landvolke seit uralter Zeit hergebracht, daß sich der Name der Mutter immer auf die älteste Tochter forterbt. So kommt es, daß derselbe weibliche Name fast in jedem Hause zweimal, oft dreimal vorkommt. Man unterscheidet seine Trägerinnen dann nur durch verschiedene Diminutive. Heißt die Großmutter Marquesuna, dann nennt man ihre Tochter Quisuna und ihre Enkelin Tuna. Stirbt die Großmutter, dann nimmt die ihr nächste Generation ihren vollen Namen in Besitz, so wie auch die zunächst folgende zum ersten Grade der Verkleinerung vorrückt. Nur wenn die Jüngste in der Reihe der Kindheit noch nahe ist, behält sie ihr kleinstes Diminutiv, das man wohl auch aus Zärtlichkeit einer älteren Person giebt. So hatte Tuna, wie wir bald erfahren werden, längst das Recht, den ganzen sonoren Namen Marquesuna zu tragen — aber weil sie sein holdseliges Enkelein war, ließ ihr der Großvater ihren kindlichen.

Nicht so lange als diese Erklärung dauerte das Schweigen des Alten. — Mein Weib, fuhr er fort, machte mich doch bald Oesterreicher- und Eid-vergessen. Aus den Weisen, die ich vor mich hinbrummte oder auf der Clarinette blies, errieth sie jedes Ma',

welcher Kummer mich bedrückte, und sie verstand es, ihn zu vertreiben. Ich nährte mich gut mit meiner Musik, denn ich war der einzige Musikant im Gebirge, und Quisuna gab mir bald ein liebes Töchterlein. Vaterland und Eid waren vergessen, ich war so glücklich. Da fing ein Unheil an, das . . . .

Hier unterbrach sich der Alte wieder in seiner Erzählung, indem er sich mit der folgenden sonderbaren Frage an mich wandte: Herr Landsmann, haben Sie wohl schon jemals Clarinettisten gesehen, die gute, sehende Augen hatten?

Doch wohl! antwortete ich, und unterdrückte ein Lächeln.

Ich auch! sagte der Alte ganz ernsthaft, ich habe ihrer auch gesehen, aber nicht viele. Es scheint ein Fluch auf diesem Instrumente zu liegen. Es ist fast das einzige Instrument, das Blinde lernen, und wer es mit sehenden Augen lernt, der wird blind. So ist es mir ergangen. Kaum zwei Jahre nach meiner Hochzeit wurden meine Augen schwach und immer schwächer; kein Arzt und keine Brille half. Da rieth man mir, eine Wallfahrt hieher an das Grab meines Schutzpatrons, des heiligen Guilhem oder Wilhelm, zu machen und ihn um Heilung meiner Augen anzuflehen. Ich machte mich auf den Weg; mein

Weib mußte mich führen, obwohl sie ihr Kind auf dem Arme trug. Die Reise durch das Gebirge dauerte über eine Woche; die Anstrengung, die Hitze hatten das Ihrige gethan, und ich war blind, bevor ich das Grab meines Schutzpatrons erreichte. Blind kam ich hier an, und ich war noch in den besten Jahren. Mein Schicksal fand großes Mitleid in St. Guilhem le Désert; es fand sich auch, daß Herr Grenier, der größte Proprietär des Ortes, ein Anverwandter der Familie war, bei welcher mein Weib gedient hatte, und in Erinnerung an den Dienst, den sie bei Vertheidigung des Hauses den Verwandten geleistet, und an die Wunde, an deren Folgen sie von Zeit zu Zeit noch immer litt, räumte er uns das alte Haus an der Kirche zur Wohnung ein. Was ein Weib kann, habe ich damals erfahren; mein Weib war mein Augenlicht und mein Stab, meine Hand und mein Fuß. Sie arbeitete bei Herrn Grenier und nährte das Kind und mich, da ich der Blindheit wegen nicht mehr umherziehen konnte, um mit meiner Musik etwas zu gewinnen. Herr, ich will Ihnen nicht lange erzählen vom Unglück der Blindheit, wie es mich Anfangs bedrückte, und auch nicht von dem größeren Unglück, das mich nur wenige Jahre darauf betraf. Die beständige Arbeit und die Folgen der

Wunde, die sie tiefer verletzt hatte, als wir Anfangs geglaubt, zehrten an meinem Weibe, ohne daß ich blinder Mann es merkte, und ehe ich auf mein Elend nur in Gedanken vorbereitet war, lag Tuna auf der Bahre. Meine Tochter heirathete schon mit sechszehn Jahren — man heirathet früh in diesem Lande — einen braven Mann, einen Weber aus St. Guilhem; die Geburt dieses Kindes, das mir hier zu Füßen sitzt, gab ihr den Tod. So traf mich das Unglück Schlag auf Schlag. Das Kind hatte noch nicht sechs Jahre, als mir es der Vater als Führer gab; er selbst ging nach Aniane, um daselbst in der Fabrik zu arbeiten, da diese Fabrik alle Weber des Ortes brodlos machte. Ich hatte indessen, wie ich oft in meinem Elend einsam zwischen den Felsen umherkroch, trotz meiner Blindheit alle Pfade auf diesen Bergen kennen gelernt, und Herr Grenier konnte mir seine Schafe anvertrauen, die ich so abrichtete, daß sie meiner Flöte folgen. Abends unterrichtete ich meine kleine Tuna in Gesang und Harfenspiel und habe aus ihr die Freude des ganzen Landes gemacht. So sind mir vierzig Jahre hingegangen in Glück und Jammer. Alles wollte ich ruhig und geduldig hinnehmen, wenn mir nur Ein Wunsch, nur Einer erfüllt würde.

Welcher Wunsch? fragte ich.

Wir wollen noch darüber sprechen, sagte der Alte in einem Tone, als fühlte er eine gewisse Angst, davon anzufangen — wir wollen noch darüber sprechen, und ich will mich mit Ihnen, als meinem Landsmann, berathen. Sie wohnen ja bei mir; Sie müssen bei mir wohnen, ich muß das Glück haben, einen Landsmann unter meinem Dache zu beherbergen. Heute Abends wollen wir plaudern. Sie sind ja nicht meinetwegen nach St. Guilhem gekommen, sondern wohl um das Kloster anzusehen. So bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich Sie mit meiner Geschichte um Ihre Zeit gebracht habe. Ich konnte nicht anders: es ist mir, als hätte ich zu einem lieben Verwandten nach spätem Wiedersehen gesprochen über vieles, was mich drückte — so leicht ist mir. Ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Ich drückte ihm die Hand, versprach, Abends bei ihm einzukehren, und ging leise fort, um Tuna nicht zu wecken, die während der Erzählung, von der sie wohl kein Wort verstanden hatte, das holde Köpfchen auf das Knie des Großvaters gelehnt, eingeschlafen war.

Die Kloster-Ruinen mit ihren altehrwürdigen Gängen und Galerieen, die wohlerhaltene Kirche mit

ihren jüngeren, doch nicht minder malerischen Nebengebäuden, der große Platz vor der Kirche mit seinen Bauernhäusern, welche alten kleinen Herrensitzen gleichen, gaben mir den Rest des Tages hindurch volle Beschäftigung und reichen Genuß. Das Buch von Laurens und Renuvier war mir ein bequemer und lehrreicher Führer. Erst als ich nicht mehr darin lesen konnte, merkte ich, daß die Dämmerung und, ihr schnell auf dem Fuß, die Nacht hereinbrach. Es war Zeit zum Einkehren, und ich ging in die Wohnung des blinden Wilhelm.

Die Halle war von einer irdenen Ampel beleuchtet, die in der Mitte von der Decke herabhing. Doch stand noch auf dem Tische eine andere, antik wie jene geformt, getragen von einem hohen, dreifüßigen Gestelle aus gebranntem Thon. Diese wurde erst bei meinem Eintritt von Tuna angezündet und beleuchtete ein bereitetes Mahl. Der Alte, der im Winkel hinter dem Tische saß, streckte mir die Hand zum Gruße entgegen und lud mich ein, mir es bequem zu machen und mich am bereiteten Mahle zu stärken. Es hatte, wie das Mahl des ärmsten Mannes im südlichen Frankreich, in den Augen des Nordländers einen reichen und zugleich griechisch-antiken Charakter, denn es bestand, neben dem kalten Fleische,

aus edlen, freilich diesmal, der frühen Jahreszeit wegen, nur getrockneten Früchten, aus Oliven in Oel, aus Weinmuß, wie ihn die homerischen Helden genossen, aus trefflich duftenden Schaf- und Ziegenkäsen — alles das auf irdenen, aber anmuthig geformten Schüsseln. Zwischen diesen standen die zwei schlanken, irdenen, fast etrurisch geformten Vasen oder Krüge mit Henkeln, deren einer dunklen Wein, der andere frisches Quellwasser enthielt. Das heilige Brod lag in der Mitte von all dem auf der nackten Tischplatte. So wie ich mich hinsetzte, stellte sich Tuna, gleich einer Sclavin, nach der Sitte des Landes, die den Frauen verbietet, sich mit den Männern an den Tisch zu setzen, hinter meinen Stuhl, um mich zu bedienen und eine Schüssel nach der anderen hinzureichen. In der Hand hielt sie ein Henkelkrüglein mit Oel, um dieses, sobald ich eine Olive aus der Schüssel auf meinen Teller nahm, über die Frucht zu gießen. Sie stellte es nur dann hin, wenn ich mein Glas geleert hatte und eine neue Mischung von Wein und Wasser nöthig war.

Erst als gegen Ende des Mahles ein junger Mann in die Stube trat, wurde sie etwas zerstreut. Sie nickte ihm vertraut, und er grüßte wieder, setzte sich aber, um sie in ihrem Geschäfte nicht zu stören,

schweigend in einen Winkel und legte den breiten Bauernhut vor sich hin auf den Tisch. Er trug das dunkelblaue Wollhemd der südfranzösischen Landleute, die rothe Schärpe um den Leib und die schwarze Manchesterhose. Das schwarze, kurz geschnittene Haar ließ eine braune breite Stirn, dunkelschwarze Augen, überhaupt ein schönes braunes Gesicht sehen. Der Alte erkannte ihn am Schritt und rief ihm zu: Sind die Schafe wohl versorgt, Denis?

Ja, Païré (Vater und Schaffner), antwortete der Jüngling mit ziemlichem Respect.

Ist das kranke wohl verbunden?

Ja, Païré.

Warum kommst du heute so spät? fragte der Alte weiter.

Ich wußte nicht, daß Tuna schon zurück ist, antwortete Denis naiv.

Ich konnte es dir nicht sagen lassen, entschuldigte sich Tuna, zu ihm gewendet — erst war ich mit dem Großvater auf dem Berge, dann mußte ich das Essen für diesen Herrn, unsern Gast, besorgen.

Denis sah mich an, dann wandte er auf Tuna einen fragenden Blick.

Ein Landsmann Großvaters! sagte sie.

Bei diesen Worten legte sich Denis' Stirn in

Falten; die Ankunft eines Landsmannes schien ihm nicht zu behagen.

Indessen war das Mahl beendet. Tuna trug schnell ab, dann eilte sie auf Denis zu und reichte ihm die Hand, in die er herzlich einschlug, und setzte sich zu ihm. Das Paar fing leise an zu plaudern, während der blinde Wilhelm sich zu mir wandte und, wie es schien, über mancherlei nachdachte, das er mir zu sagen hatte. Es kam mir vor, als müßte ich ihm helfen, und so begann ich: Mein Landsmann, Sie wollten mir etwas sagen; was ist es? Um was handelt es sich? Sprechen Sie ohne Scheu, aber ich bitte, es in Patois zu thun, da es mich genirt, vor diesen zwei Landeskindern in ihnen unbekannten Worten zu sprechen.

Wohl, mein Landsmann, antwortete Wilhelm in der Sprache des Landes, das ist mir ganz recht, denn ich will, daß mich Tuna verstehe und daß sie vernehme, wie sehr jeder Unparteiische ihr Benehmen gegen mich mißbillige.

Bei diesen Worten erhob sich Tuna rasch von ihrem Sitze, eilte dem Tische zu und setzte sich mir gegenüber. So that auch Denis. — Ja, sagte Tuna mit Kraft, während sich ihre Wangen rötheten, ja, das will ich vernehmen! — Es war, als fühlte sie

ein Unrecht, das ihr widerfuhr, und als bereitete sie sich zu einer Vertheidigung.

Tuna, sagte ich, sieht mir nicht so aus, als könnte sie sich gegen ihren blinden, alten Großvater schlecht benehmen. Sie hat einen guten, herzlichen Blick, die kleine Tuna.

Denis sah mich mit einem dankbaren Lächeln an, während er die Hand Tuna's faßte und sie herzlich drückte. Gewiß, sagte er, Herr, Sie haben Recht.

Schweige du, Denis, sagte der Alte streng, du bist parteiisch in diesem Streite zwischen mir und Tuna. — Dann, zu mir gewendet, fuhr er fort: Herr, Tuna ist ein gutes Kind; es ist nichts auf der Welt, was ich so liebe, wie sie. Sie hat ein Herz, so gut wie das Herz ihrer Mutter und Großmutter. Sie ist mein Alles, der Trost meines Alters und das Auge meiner Blindheit. Aber in Einem ist sie verstockt, in Einem setzt sie mir so harten Sinn entgegen, daß ich verzweifeln muß, meinen liebsten Wunsch je erfüllt zu sehen.

Hören Sie ihm aufmerksam zu, sagte Tuna zu mir — ich weiß, was er sagen wird.

Sprich, alter Landsmann, rief ich halb scherzend dem Blinden zu, indem ich das Gesicht eines ernsten Schiedsrichters annahm.

Ich habe Sie, fuhr der Blinde fort, ich habe Sie heute Nachmittag nicht länger mit meiner unglücklichen Geschichte langweilen wollen. Erlauben Sie mir jetzt, Ihnen weiter zu sagen, wie es nach dem Tode meines Weibes und meines Kindes mit mir wurde. Allein in der Welt, allein mit diesem Kinde, umgeben von Bergen, Häusern, Menschen, die ich nicht kannte, die ich nie gesehen hatte, fingen meine Gedanken an rückwärts zu fliegen, zurück in die Zeit meiner Jugend und zurück in die Berge, in denen ich geboren bin; Tage lang, Nächte lang (denn mir sind ja Tag und Nacht gleich) dachte ich an nichts Anderes, als an die Heimat. Was früher, so lange mein Weib lebte und als ich noch sah, in meinem Gedächtnisse verwischt war, wurde wieder frisch; ich erinnerte mich an jedes Haus, an jeden Baum, an jeden Strauch, und das ganze Thal sah ich immer im schönsten Frühlingslichte, wie es an dem Tage war, als ich es zum letzten Male verließ. Eine schreckliche Sehnsucht bemächtigte sich meiner; ich konnte nichts Anderes denken, und wenn ich endlich müde und matt einschlief, sah ich Alles noch schöner als im Wachen. Im Traume sah ich, wonach ich mich wachend sehnte. Freilich erwachte ich manchmal in Angstschweiß gebadet, weil die Träume meist trau-

rig endeten — denn immer kam es mir vor, als ob ich, der Deserteur, entdeckt würde. Ich floh, sie holten mich ein, sie stellten mich vors Regiment, sie erschossen mich.

Der Alte seufzte tief auf und fügte dann die deutschen Worte des Volksliedes hinzu:

Ach, in Trauern muß ich schlafen gehn,
Ach, in Trauern muß ich früh aufstehn,
In Trauern muß ich leben meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, was mein Herz erfreut.

So sang der Musikant die Zeilen des deutschen Volksliedes; ich aber, als ich den alten Wilhelm ansah, der traurig wie diese Worte, stumm und gebrochen vor mir saß, ich dachte an Dante, was er in seiner Abhandlung über die Beredtsamkeit sagt: „Mit allen Unglücklichen fühle ich Mitleid, vor allen aber mit jenen, die, vom Exile betroffen, ihr Vaterland nur in ihren Träumen sehen."

Nach einer langen Pause, während welcher der herausfordernde Ausdruck auf Tuna's Gesichte einem milderen, mitleidsvollen gewichen war, nahm der blinde Wilhelm wieder das Wort. Besonders im Frühlinge, sagte er, wurde mir wehe; ich wollte fort, ich wollte heimwärts wandern und war durch meine Blindheit wie angeschmiedet. Desto verhaßter wurde mir das Land, an das ich gebunden war. Gott

verzeihe mir's, ich haßte die Menschen, ich haßte das Vieh, ich haßte die Frucht des Baumes und des Feldes, den Duft der Blumen und den Gesang des Vogels, ich haßte alles, was hier heimisch war, was aus diesem Boden entstand und was er nährte. Jede Speise und jede Frucht, die dieses Land vor dem meinigen voraus hatte, ward mir zuwider, die Feige, das Oel, der heiße Wein. Selbst die fremde Sprache mochte ich nicht hören, und ob auch genug getrennt von den Menschen durch meine Blindheit, floh ich sie doch noch, um ihren fremden Laut nicht zu hören, und sang und sagte mir in der Einsamkeit meine deutschen Lieder vor. Endlich wurde ich krank. Ich hatte Niemanden, als Tuna, die damals ein Kind von kaum eilf Jahren war. Ihr allein konnte ich klagen, was die Ursache meiner Krankheit war. O, sie war ein gutes Kind; sie saß Tage lang an meinem Bette und hörte, oft weinend, meinen Klagen zu. Da sprach sie einmal, und es war, als hätte es ihr ein guter Engel eingegeben, da sprach sie und fuhr mir dabei mit der kleinen Hand über die Wange: „Großvater," sagte sie, „sei ruhig und klage nicht; wenn ich erst groß bin, führe ich dich nach Deutschland zurück. Ich werde vor den Leuten die Harfe spielen und singen, und wir werden uns

bis in dein Dorf schon durchschlagen.“ — Herr, dieses Wort gab mir die Gesundheit zurück. Stramm stand ich wieder auf meinen Füßen; das Herz voll Hoffnung, lehrte ich dem Kind, was ich von Musik wußte, und unterbrach meine Lehre manchmal nur, um mit ihr von unserer Wanderung zu plaudern. Sie lernte schnell, und schnell, schien es mir, gehe die Reise heimwärts. Mit Geduld wartete ich, und meine Sehnsucht wurde milder. Nun ist die Zeit gekommen, sie ist herangewachsen, sie läuft mit der Harfe im Arm stundenweit und allein ins Gebirge, nun ist die Zeit da.

Bei diesen Worten stand der Blinde auf, schüttelte die grauen Locken aus dem Gesichte, streckte die Hand aus und rief mit lauter und zorniger Stimme: Und sie bricht mir das Wort, sie läßt mich vergehen in der Sehnsucht nach meiner Heimat — sie will mich nicht dahin führen!

Tuna war von dem Zorne in Wort und Geberde viel weniger erschrocken, als ich; im Gegentheil athmete sie auf, als die Anklage gegen sie heraus war. Sie wandte sich zu mir und sagte sanft, aber bestimmt und entschlossen: Wie der Großvater sein Land, so liebe ich das meine. Ich bin keine Deutsche, wie er mir immer einreden will, sondern eine

Languedokerin. Nicht wahr, Herr, alle deutschen Mädchen haben blonde Haare und blaue Augen? sehen Sie, ich bin ganz schwarz, meine Haare, meine Augen sind pechschwarz. Ich kann mir nicht denken, daß ich in einem anderen Lande leben könnte. Doch thäte ich, was der Großvater will — aber sagen Sie, ob es möglich ist, mit einem alten, blinden Manne die lange, lange Reise zu Fuße zu machen! Den Wagen zu bezahlen, haben wir kein Geld; muß ich nicht fürchten, ihn in sein Grab zu führen, wenn ich mit ihm fortziehe, erst durch die heißen Thäler des Südens, dann durch die Schneeländer des Nordens?

Sehen Sie, rief der Blinde bitter darein, sehen Sie, so stellt sie sich unser Land vor, so thöricht wie alles Volk in diesem Lande! Sobald man über die Berge kommt, glauben sie, fängt ein kaltes, rauhes, schnee- und eisbedecktes Land an, so eine Wildniß, von Raubthieren und wilden Menschen bewohnt! Thörichtes Kind! rief er Tuna zu, hier ist es wild, hier, wo die Sonne jedes Gräschen verbrennt und die Berge kahl stehen und ohne Erdreich, und nirgends ein Schatten ist für den Wandersmann oder den Hirten; hier ist es wild, denn hier kommen im Winter die hungrigen Wölfe bis vor das Gemeindehaus

in jedem Dorfe. Viel Aberglaube ist noch hier, die Menschen wissen nichts von der Fremde und kennen keine Musik und lesen nicht in den Büchern. In Deutschland ist es sanft wie ein Schatten und frisch wie ein kühles Wasser. Die Sonne scheint milde und verbrennt nicht Menschen und Bäume, und wenn es schneit, sitzen wir am warmen Heerd und erzählen von fremden Ländern und singen Lieder und haben wohl auch manches alte Buch, daraus zu lesen von den Wundern der Welt.

Aus seinen blinden Augen flossen zwei große Thränen herab. Er setzte sich wieder hin und lehnte den Kopf in beide Hände. Wir schwiegen alle; Tuna zuckte die Achseln und wies auf sein graues Haar und sah mich an, als ob sie sagen wollte: Ist es möglich, mit diesem alten, gebrechlichen Manne die beschwerliche Reise zu unternehmen? Durch das offene Fenster drang das Lied der Nachtigall, die in dem nahen Klosterhofe nistete. Der Alte, der den Kopf voll deutscher Volkslieder hatte, murmelte vor sich hin:

Nachtigall, ich hör' dich singen,
Das Herz möcht' mir im Leib zerspringen,
Komme doch und sag' mir bald,
Wie ich mich verhalten soll.
Nachtigall, wo ist gut wohnen?

Es war ganz traurig in der Stube. Der Alte brütete, Denis saß mit verschränkten Armen und düster da, immer Tuna beobachtend und mit Angst erwartend, was sie antworten werde. Diese brach endlich in einen Strom von Thränen aus und rief: Ich kann nicht! ich kann nicht!

Ich weiß es! sagte der Alte darauf — du kannst nicht! Tuna, Tuna, alles, was du da von den Mühen der Reise gesagt hast und von wilden, kalten Ländern, alles das kommt dir nicht von Herzen, — es ist erfunden und nur eine Ausrede; denn du hast Muth genug und würdest etwas wagen für deinen alten, blinden Großvater. Dieser hier, rief der Alte, indem er die Hand gegen Denis ausstreckte, dieser ist schuld daran, daß du mich aufgiebst.

Ich sah Tuna an; sie schlug die Augen nicht nieder, sondern lächelte heiter und ließ es geschehen, daß Denis bei den Worten des Alten die Arme um sie schlang und sie sanft an sich drückte.

Ich fühlte, daß nun die Zeit gekommen war, wo ich meinen Urtheilsspruch fällen sollte, und war in großer Verlegenheit. Das kranke Gemüth des Alten wollte geschont sein, und doch mußte ich Tuna Recht geben, die mit vielem Zartsinne bei ihrer Vertheidigung wenig Nachdruck auf sein Alter und seine

Gebrechlichkeit gelegt hatte. Ich sagte mir, daß ich, wie ein Arzt bei einem Kranken, härter und energischer werde verfahren müssen, um den Alten von seinen Heimwehträumen so viel als möglich abzubringen und für Tuna's künftige Ruhe zu sorgen. Und so sagte ich, vom Großvater zum Reden aufgefordert, ungefähr Folgendes:

Mein Landsmann, ich werde dir nicht zu Willen reden, das sage ich voraus; aus Liebe zu dir und zu Tuna werde ich dir nicht zu Willen reden; ich bitte dich also, mir es nicht übel anzurechnen und es nicht zu bereuen, daß du einen Landsmann freundlich bei dir aufgenommen hast. Tuna hat Recht, und sie handelt weise, wenn sie deinen Wünschen und Anklagen widersteht; sie thut es zu deinem Wohle. Von ihr und ihrem guten Herzen gepflegt, kannst du in dieser Stube noch gute, lange Tage leben; aber für die beschwerliche, lange Reise bist du zu alt. Auf halbem Wege würdest du hinsinken, und das Kind würde verlassen da stehen in der fremden Welt. Du bist ein braver und ehrenwerther Mann — weißt du nicht und hast du nie bedacht, was aus einem verlassenen Harfenmädchen in der wildfremden Welt werden könnte? — Du liebst dein Vaterland, kannst du ihr einen Vorwurf daraus

machen, daß sie das ihrige liebt, — sie, die an dir erkannt hat, wie schwer sich die Heimatlosigkeit trägt? Aus Liebe hast du das deinige aufgegeben, aus Liebe will sie, wie du sagst, in dem ihren verbleiben. Oder hast du etwas gegen diesen Denis?

Nein, sagte der Alte traurig, wenn ich gerecht sein soll — nein, ich habe nichts gegen ihn; er ist ein braver Junge.

Du bist also hart und selbstsüchtig, wie es alte Leute zu sein pflegen, wenn du verlangst, daß sie deinem Glücke, welches du vielleicht gar nicht mehr findest, das ganze Glück ihrer Jugend, ihres Lebens aufopfere. Ich kann dir auch mit Liedern dienen, und da heißt es in einem:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't!

Ergib du dich in dein Schicksal. Ich könnte dir Viele und Junge nennen, die sich in dieser Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, ihr Vaterland erst mit grauen Haaren oder gar nie wieder zu sehen! Schwerlich würdest du deine Heimat so schön wiederfinden, wie du sie dir in jahrenlangen Träumen ausgemalt hast. Viele von denen, die du geliebt, sind wohl todt, andere, an die du in der Fremde

denkst, haben dich vergessen; deine Blindheit würde dich doppelt schmerzen, wenn du die Orte nicht sehen könntest, wo du glücklich warst, wenn du den Kastanienbaum nur rauschen hörtest, unter dem du gespielt hast. Und neben dir einher ginge, wenn du dein Dorf glücklich erreichtest, verlassen und einsam, weil sie die Sprache der Fremde nicht versteht, die arme Tuna und wäre elender als du jetzt bist, und du könntest ihr nicht helfen, weil du älter geworden wärest und unfähig, die Rückreise zu machen, die du dann eben so sehr wünschen würdest, wie du jetzt die Heimreise ersehnst. Dir ist ein glücklicheres Loos beschieden. Tuna wird diesen braven Jungen heirathen, und du wirst noch Urenkelein auf deinen alten Knieen wiegen und ihnen deine deutschen Lieder vorsingen.

Der Alte antwortete nicht. Mit verschränkten Armen saß er da und starrte vor sich hin, als ob er über das Gesagte nachdächte. Denis und Tuna drückten mir dankbar die Hände. Der junge Mensch umarmte seine Geliebte aufs zärtlichste, als ob er sagen wollte: Du wirst mir erhalten, ohne Unrecht mir erhalten! Da der Alte immer schwieg und es schon ziemlich spät wurde, stand Denis leise auf und schlich, sich gegen mich verbeugend, zur Thür

hinaus. Tuna folgte ihm. Ich zündete meine Cigarre an und fing an, in der geräumigen Halle auf und nieder zu wandeln. Wie ich einmal vor dem offenen Fenster stehen blieb, bemerkte ich das junge Paar, das sich im Dunkel der Nacht zärtlich umschlungen hielt. — Die, dachte ich, soll man nicht trennen lassen und soll der blinde Wilhelm nicht scheiden; vielleicht fiele es ihm selbst nicht ein, könnte er den Ausdruck herzinniger Liebe sehen, der auf beiden Gesichtern ruht, wenn sie einander ins Auge blicken. — Die Nachtigall fing wieder zu schlagen an und weckte den Blinden aus seinem starren Hinbrüten; die Macht des Tones schien große Gewalt über ihn zu haben.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall,

sang oder vielmehr murmelte er, stand auf und tappte dem Verschlage zu, in welchem sein Bett stand. Von dort aus hörte ich noch die Worte des Volksliedes, welches „Der Schildwache Nachtlied" betitelt ist:

Ich kann und mag nicht fröhlich sein!
Wenn alle Leute schlafen,
So muß ich wachen,
Muß traurig sein.

Tuna kam zurück und zeigte mir das Bett, das

für mich bereitet war, und gab mir die Hand zur guten Nacht.

Habt ihr viel geküßt? fragte ich leise.

Ja, Herr, antwortete sie eben so leise, aber lächelnd, viel, aber nicht genug.

Weil du also noch einige Küsse übrig hast, so gib mir einen.

Hier, Herr!

Sie küßte mich, dann klomm sie, flink wie ein Eichhörnchen, die Leiter hinan auf den Boden, wo sie auf dem Heu schlief.

Als ich mit dem Frühesten, während Großvater und Enkelin noch zu Bette waren, vor die Thür trat, um meine Wanderung auf die Berge zu beginnen, ehe die Sonne sich in Gluthen getaucht, stand schon Denis da und schien mich zu erwarten. Er trat auf mich zu und sagte, er wisse von Tuna, daß ich auf die Berge gehen wolle, und bitte mich, seine Führerschaft anzunehmen, da es nicht so leicht sei, die nur schmalen Pfade an den abschüssigen Wänden aufzufinden, und ich außerdem als Fremder an manchem vorübergehen könnte, was da in den Bergen, an sonderbaren Gestaltungen, furchtbaren Rissen, besonders aber an Adlernesten sehenswerth sei. — Ich dankte ihm für seine Güte und meinte, es wäre zu

viel, wenn ich, seine Gefälligkeit mißbrauchend, ihn um einen einträglichen Arbeitstag brächte. Er aber bestand auf seiner Bitte, und indem er sich meiner Wanderung schon angeschlossen hatte, versicherte er, es sei nur ein kleiner Dienst, den er mir da leiste, während ich hingegen durch mein offenes Wort von gestern ihm und Tuna einen wahrhaft großen erwiesen und mir ihrer Beiden Dank erworben habe. Der Alte, meinte er, sei über meine Ansicht von der Sache offenbar betroffen gewesen, und er gebe gewiß viel auf das Wort seines Landsmannes. Tuna würde nun wohl für einige Zeit Ruhe haben, und auch er, Denis, werde nicht fürchten dürfen, daß ihm der Großvater das geliebte Mädchen endlich doch in die Ferne entführe, was für ihn ein großer Schmerz wäre. Der Alte, welch ein weiser, erfahrener und ehrwürdiger Mann er auch sonst in allen Stücken sei, in Betreff seines Heimwehs sei er ein rechtes Kind. Er, Denis, müsse das offen sagen, wie weh es ihm auch thue und wie großes Mitleid er auch mit dem sehnsuchtskranken alten Mann fühle. Nun werden sich auch, wenigstens für lange Zeit, nicht solche Vorkommnisse ereignen, wie jenes war, das erst zu Anfang dieses Frühlings Tuna in Schrecken versetzt hat. Nachdem der blinde Wilhelm eines Abends

das arme Kind wieder mit Vorwürfen überhäuft hatte, war er am Morgen darauf verschwunden. Tuna setzte den ganzen Flecken in Alarm, und alle Bewohner mit Denis und ihr machten sich auf, den verlorenen blinden Mann zu suchen. Man fand ihn endlich auf dem Wege nach Aniane, unfern der Mühle von Clamous, auf jenem Pfade, der vom Herault hier bespült, dort unterwühlt ist, überall am Rande des Abgrundes hingeht und selbst für Wanderer mit zwei gesunden Augen gefährlich ist. Man fragte ihn, wohin er wollte. Fort, immer fort, sagte er, fort und weiter; vielleicht komme ich so nach Deutschland und in mein Vaterland. Nur den Thränen Tuna's, die er trotz Allem doch heißer liebt als seine Grille, gelang es, ihn wieder in das Dorf zurückzubringen.

So erzählend brachte mich Denis auf den Pfad, der, von unten kaum bemerkbar, nur wie ein gemalter Strich an der Felsenwand des furchtbaren Thales dahinläuft. Da verließ Denis den Gegenstand seiner und Tuna's Leiden, um mit größter Sorgfalt über jeden meiner Schritte zu wachen, mir jede schöne Felsenbildung zu zeigen und mich alle hübschen Aussichtspunkte genießen zu lassen. Manchmal starrte er in die Luft und zeigte mir einen Adler, wo ich nach langer Anstrengung nur einen dunklen

Punkt entdecken konnte. Aber ich mußte ihm glauben, da schon der erste Punkt, den er mir so gezeigt hatte, immer größer und größer wurde, bis er sich endlich, in einem Goldadler verwandelt, mit ausgebreiteten Fittichen und rauschend, uns gegenüber auf einer Felsenspitze niederließ. Wir kamen über eine durch Mauern gestützte und vervollkommnete Felsengalerie auf das waldbewachsene Plateau, wo sich jene Quelle befindet, von der allerlei Wunder erzählt werden und die jenen Bach ausschickt, der sich als ein wilder Wasserfall in das Thal von St. Guilhem le Désert hinabstürzt. Wir wanderten immer weiter, da mir Denis viel zu zeigen und zu erzählen hatte, und so verloren wir uns in der Höhenwüste, wo weit und breit kein Dorf zu finden. Doch mußten wir endlich ruhen, bis die allzu große Mittagshitze vorüber war. So führte mich Denis in den Schatten eines Gebüsches und packte da zu meiner freudigsten Ueberraschung aus seinem Schubsacke ein sehr angenehmes, aus Brod, Wein, Käse und Früchtemuß bestehendes Mahl aus. Erst mit abnehmender Hitze machten wir uns auf den Rückweg, und schon war der Abend nahe, als wir unten im Flecke ankamen. Der Wagen, den ich bestellt hatte und der mich noch am selben Tage nach dem unfernen

Aniane bringen sollte, erwartete mich schon auf dem Platze. So eilte ich denn schnellen Schrittes zum blinden Wilhelm, um meine Sachen zu holen und von ihm und Tuna Abschied zu nehmen.

Bevor ich in die Stube trat, bat mich Denis, im Falle es noth thäte, dem Alten meine gestrige Ansicht noch einmal und wo möglich mit noch größerem Nachdrucke vorzutragen. Es that nicht noth; das ahnte ich sogleich bei meinem Eintritt in die Stube. Der Alte und Tuna saßen friedlich neben einander und schienen mich zu erwarten. Beide machten mir freundschaftliche Vorwürfe über mein langes Ausbleiben und daß ich schon heute wieder abreisen wollte. Der Großvater sagte: Sie fürchten vielleicht, daß ich Sie noch mit meinen Klagen quälen werde; fürchten Sie das nicht. Ich habe über das, was Sie mir gestern sagten, die ganze Nacht und diesen ganzen Tag gedacht, und ich thue, wie Sie mir empfohlen haben; ich ergebe mich in mein Schicksal. Wegen der wenigen Tage, die ich noch zu leben habe und die ich im glücklichsten Falle in meiner Heimat zubringen könnte, soll mein geliebtes Kind nicht das Glück eines ganzen Lebens verlieren. Was liegt an mir! Eine alte Frau sagte mir einmal ein Gleichniß, an das ich nun denken muß. Wenn man

um einen Groschen Aepfel kauft, sagte sie, so bekommt man die bestimmte Zahl guter, frischer Aepfel. Hat man die, so bittet man: Guter Mann, gib mir noch einige Aepfelchen zu! Er thut es, aber was gibt er zu? Einige verfaulte Aepfelchen. So ist es mit dem Leben. Siebenzig Jahre sind dem Menschen bestimmt; hat er die, so bittet er: Guter Gott, gib mir einige Jährlein zu! Der gute Gott thut es — aber es sind verfaulte Aepfelchen.... So will ich mich noch mit den verfaulten Aepfelchen freuen, so gut es geht.

Während er so sprach, hielt er immer meine Hand fest in die seinige geschlossen. Aus der Milde des Tones sprach eine Ergebung, die mich trauriger machte als seine gestrigen Klagen. Nach einiger Zeit fuhr er fort: Mit Ihrem Besuche haben Sie einem alten blinden Manne eine große Wohlthat erwiesen, und ich danke Ihnen vom ganzem Herzen und aus ganzer Seele. Aber so sind alle blinden Leute; sie hecken immer was Neues aus, um sich und Andere zu quälen. Ein neuer Wunsch bedrückt meine Seele, und Sie sollen mir sagen, wie ich ihn erfüllen kann, und wenn Sie es vermögen, sollen Sie mir selbst dazu behülflich sein.

Er schwieg wieder, als scheute er sich, als fühlte er Furcht oder Scham, seinen Wunsch auszuspre-

chen. Nur heraus damit! sagte ich, und ich verspreche im Voraus, daß ich thun will, was in meinen Kräften ist.

Meinen Pardon will ich haben! rief er schnell. — Ich errathe es, daß Sie lächeln, sagte er wieder nach einigen Secunden; denn mein Wunsch muß Ihnen kindisch vorkommen. Sehen Sie, lieber Landsmann, ich weiß es selbst, wie kindisch ich bin; ich wollte ja früher ohne meinen Pardon heimkehren, ich wußte, daß sie einen alten blinden Mann nicht erschießen werden. Aber es ist mir so, als ob ich durch meinen Pardon mit der Heimat erst ausgesöhnt würde, und daß zwischen ihr und mir immer etwas ist, so lange ich nicht meinen Pardon habe. Ich werde bald von hinnen gehen, aber ich werde mit größerer Ruhe sterben, wenn ich meinen Pardon habe.

Schnell fuhr mir ein Plan durch den Kopf, wie dem armen Blinden zu willfahren sein werde, und ich sagte zu ihm, daß sich die Angelegenheit leicht werde ordnen lassen, er solle sie nur ganz mir überlassen. Aufs Neue ergriff er meine Hand und rief: Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen; mit einem Ausdruck, als ob ich ihm das Leben oder etwas noch Theureres gerettet hätte.

Dann nahmen wir Abschied, und ich versprach, wo möglich noch einmal nach St. Guilhem zu kommen. Er tappte mir bis an die Schwelle nach; Tuna und Denis begleiteten mich bis vor den Flecken.

In Aniane angekommen, schrieb ich noch am selben Abend an eine Freundin, eine berühmte Künstlerin, von der ich wußte, daß sie mit einigen Beamten der österreichischen Legation in Paris befreundet war. Ich wandte mich an ihr gutes weibliches Herz, ich erzählte ihr die ganze Geschichte, stellte ihr die Qualen und den Wunsch des armen blinden alten Deserteurs vor und bat sie, ihren ganzen Einfluß, ihre ganze unwiderstehliche Anmuth aufzuwenden, um kalte diplomatische Gemüther zu erwärmen und dem blinden Wilhelm zu helfen. Ich that es wohl in wärmeren Ausdrücken, ich brauchte wohl auch lebendigere Farben als in dieser Geschichte, denn die Eindrücke waren frischer und neuer. Schon nach vierzehn Tagen erhielt ich eine trostreiche Antwort und eine ausführliche Relation über alle Maschinen, welche die eben so kluge als gute und geniale Künstlerin zur Erreichung unseres Zweckes in Bewegung gesetzt hatte.

Aber so geht es mit menschlichen Dingen, be-

sonders wenn sie vom Geschäftsgange in östereichischen Bureaux abhangen: die Angelegenheit zog sich in die Länge. Ich hatte im südlichen Frankreich so viel zu sehen, das Schicksal meiner Freunde in Arles beschäftigte mich so sehr, daß Geschichte, Qualen und Scrupel des blinden Wilhelm nach und nach in den Hintergrund traten und halb und halb vergessen waren. Da erreichte mich, viele Monate später, zu St. Hippolyte in den Cevennen ein Brief der Freundin. Sie hatte es durchgesetzt. Das Actenstück war zwar noch nicht angekommen, aber es war gewiß, daß es bald ankommen und daß der blinde Wilhelm seinen Pardon erhalten werde.

St. Hippolyte liegt nur wenige Stunden von St. Guilhem le Désert. So machte ich mich denn gleich nach Empfang des Briefes auf, um dem blinden Wilhelm die gute Nachricht zu überbringen. Auf einem guten Gebirgspferde auf der Straße von Ganges dahintrabend, dem Laufe des Herault folgend, erkannte ich bald die spitzen Felsennadeln, die das Gebirge von St. Guilhem vor dem Rest der Cevennen auszeichnen. Ein milder, sanft umhüllter Herbst-Nachmittag gab der Gegend einen ganz anderen Charakter, als der war, den ich kennen gelernt hatte. Eine gewisse Wehmuth lag auf den Bergen,

die im Frühling sozu sagen leidenschaftlich geglüht hatten, und den Himmel in meinem Gemüthe widerspiegelnd, ritt ich selbst wehmüthig in den stillen Flecken ein. Ich ließ das Pferd im Hotel Don Juan und begab mich in die stille Gasse des blinden Wilhelm. Ich setzte voraus, daß sein Haus verlassen und daß er und Tuna auf den Bergen sein würden, und trat, ohne weiter anzupochen, in die Stube. Da aber fand ich sämmtliche Freunde versammelt, doch zu einer Gruppe versammelt, die nichts Gutes errathen ließ. Der blinde Wilhelm lag im Bette; neben ihm auf Schemeln saßen schweigend, wie zwei Krankenwärter, Tuna und Denis. Wie sie mich bemerkten, traten sie mir freundlich, aber mit leisen Schritten, entgegen und reichten mir die Hände. —

Ist er krank? fragte ich. — Die Beiden nickten bejahend und führten mich an das Bett, in welchem der Alte, schwer athmend und bleichen Gesichtes lag. —

Großvater, sagte Tuna mit sanfter Stimme — es ist ein Freund angekommen. —

Ein Freund? lispelte der Alte. —

Ja, ein Frennd und Landsmann, fuhr Tuna fort, während ich seine Hand faßte. Er hielt mich

fest und rief: Ich habe Sie erwartet! Wie schön, daß Sie mich nicht vergessen haben!

Ich bringe auch eine Nachricht, sagte ich, die Ihr Herz erfreuen wird.

Sie bringen mir den Pardon? fragte er lächelnd.

Ja, wenigstens die Versicherung, daß er mit Nächstem eintreffen werde.

Ich danke Ihnen, mein lieber Landsmann! aber wenn er nicht bald kommt, dann kommt er zu spät.

Oh, oh! alter Wilhelm so muthlos?

Ja, ja, lieber Freund, lächelte er, so ist es, wie es im Liede heißt:

Heute marschiren wir,
Morgen marschiren wir
Zu dem hohen Thor hinaus.

Und in einem anderen Liede heißt es:

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,

das ist ein schönes Lied und gar nicht so traurig, wie man glaubt. Was der Schnitter mäht, gibt neuen Samen und neue Frucht.

Nach einiger Zeit fuhr er fort: Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich gegeben haben; der Pardon macht mir doch die letzte Freude, denn mit mir ist es bald aus. Seit Sie da waren, ist es

schnell zu Ende gegangen. Sehen Sie, alte Menschen haben so Gedanken in sich, die sie lange stützen, wie Balken ein altes Haus. Nimmt man die Balken fort, stürzt das alte Gemäuer zusammen. So ein Stützbalken war der Gedanke an meine Heimreise — wie der fort war, war's auch aus. Ich fühlte, wie sich Alles in mir senkte und zum Falle neigte — das ist aber gut so. Ein altes Haus, das gestützt werden muß, braucht auch nicht länger zu stehen. Sie haben freilich das Ihrige dazu gethan, daß ich den Gedanken an die Heimkehr aufgegeben habe, aber ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber, denn Sie hatten Recht.

Er schwieg erschöpft und fing zu hüsteln an. Tuna machte mir ein Zeichen, daß ich ihn schweigen lasse. So zog ich mich einige Schritte vom Bette zurück. Aber bald hatte er sich wieder erholt, und er rief mich ans Bett.

Daß Sie Recht hatten, habe ich erst in der letzten Zeit klar erkannt — fuhr er mit schwächerer Stimme fort. Denis und Tuna haben viel Gutes an mir gethan — seit vielen Wochen weichen sie nicht von meinem Bette. Ihre guten Herzen passen zu einander, und sie sollen nicht getrennt werden. Gleich nach dem Trauerjahr sollen sie einander hei-

rathen, das haben sie mir versprochen. — Es wäre schlecht gewesen, wenn ich sie ihm entführt hätte. — Sie, lieber Landsmann, wenn Sie je in die Heimat zurückkehren, grüßen Sie mir sie herzlich, und wenn Sie vielleicht in mein Dorf kommen, fragen Sie dort nach, ob sich noch Jemand meiner erinnert.

Das waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde des blinden Wilhelm vernahm; denn des Abends, als ich fort mußte, war er so schwach, daß er mir nur die Hand geben konnte, ohne ein leises „Lebewohl“ hinzuzufügen. Tuna sagte mir weinend, daß ich ihn nie wiedersehen werde. So war es auch. Der blinde Wilhelm starb zwei Tage nach meinem Besuche.

Dessau,
Druck von Gebrüder Katz.

Erzählungen eines Unstäten.

Von

Moritz Hartmann.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

1858.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

1.

Der Verbannte.

Nach St. Hippolyt zurückgekehrt, erzählte ich den dort versammelten Freunden das Schicksal des blinden Wilhelm. Es war ein Abend wie gemacht zu Erzählungen am Kamine. Der Pic St. Loup, der König der Cevennenberge, hatte seine dunkle Haube über die Ohren gezogen; vom Himmel strömte ein Gewitterregen, wie er diese Gegenden zwar selten, aber dann mit desto größerer Gewalt heimsucht. Der gelblich grüne Nachwuchs der Maulbeerbäume fiel unter den schweren Tropfen, und von den kahlen kalkigen Bergabhängen schäumten plötzlich-geborene Wildbäche in übertriebener Jugendlust. Unter dem gastlichen Dache, das uns seit Tagen beherbergte, in der großen Vorhalle saßen wir am Kamine im Halbkreise um die goldene Flamme, die über Weinreben prasselte. Es war eine sonderbar zusammen-

gewürfelte Gesellschaft, eine Musterkarte der verschiedensten Nationen, wie sie der Zufall manchmal zusammenstellt. Die Franzosen ausgenommen, bestand sie meist aus Verbannten, die sich, als Schicksalsgenossen desto enger befreundet, in diesem verborgenen Winkel der Erde, wo einst der Freiheitssinn seiner Einwohner Wunder der Tapferkeit verübt, ein Rendezvous gegeben. Als Verbannte mußte sie das Schicksal des blinden Wilhelm desto wärmer interessiren; aber am tiefsten von meiner Erzählung erregt schien der Russe Nikolas, dem neben der tiefen Gemüthlichkeit seines Wesens, der warmen und wahrhaftigen Vaterlandsliebe im besten Sinne, der Wehmuth des Exils noch ein gewisser mystischer Anhauch einen besonders anziehenden Anstrich gab. Gedankenvoll blies er den Rauch aus einem der Tschibuks, die unser Wirth aus dem Orient mitgebracht hatte, und schlürfte er den türkischen Kaffee von der Oberfläche des schwarzen Sumpfes weg.

Was brüten Sie, Nikolai Pawlowitsch? fragte der Hausherr.

Die Geschichte des blinden Wilhelm, erwiederte er, erinnert mich an einen Verbannten, den ich unter ganz anderen Umständen, unter einem ganz anderen Himmelsstriche kennen gelernt. Diese Erinnerung

macht mich traurig, denn ich muß der theuersten Freunde gedenken, die nunmehr unter demselben Himmelsstriche, ach! vielleicht ein trostloses Leben hinfristen, wenn sie nicht schon vom Schnee Sibiriens begraben sind.

Das beste Gegengift gegen solche Erinnerungen ist ihre mündliche Mittheilung, nahm wieder der vorsorgliche Hauswirth das Wort. Was können wir heute Besseres anfangen, als uns den Abend mit Erzählungen vertreiben, da bei dem schlechten Wetter an unseren beabsichtigten Ritt nach dem Bigan doch nicht zu denken ist!

Ja, ja! erzählen Sie, Nikolai! scholl es aus Aller Munde, erzählen Sie.

Nikolai that noch einige tiefe Züge aus dem Tschibuk und begann:

Zu Anfang der dreißiger Jahre schloß ich mich, thatenlustig und lernbegierig, wie ich war, jener Expedition an, welche von der russischen Regierung ausgerüstet wurde, um die nördlichen Küsten des europäischen und asiatischen Rußlands zu untersuchen. Trotz den Gefahren, die uns bei anbrechendem Frühling von Stürmen und schwimmenden Eisbergen drohten, ging ich doch froh und glücklich an Bord, denn Seefahrten, Abenteuer zu Wasser und etwas Seehelden-

thum waren der Traum meiner Jugend. Wir liefen vom Hafen zu Archangel aus. Kaum wiegten wir uns auf den grünen Fluten des weißen Meeres, als ich schon ganz und gar ein Raub der widerwärtigsten, entmuthigendsten aller Krankheiten war. — „Bah!" tröstete der Capitän, „in drei Tagen, sind Sie's gewohnt, und wenn nicht in drei Tagen, so doch gewiß, wenn wir aus dem Meerbusen heraus sind und auf dem offenen Meere schwimmen." — Aber die drei Tage vergingen, schon segelten wir auf offenem Meere dem Osten zu, mein Zustand hatte sich nur in so weit verändert, als er von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schlimmer wurde. — „Bah!" tröstete der Capitän wieder, „es ist ein theures Lehrgeld, aber doch nur ein Lehrgeld. Nelson war auch seekrank, so oft er an Bord kam." — Wochen vergingen, ich war immer krank. Kraft- und gefühllos lag ich bald in der Cajüte, bald in der frischen Luft auf dem Verdecke. Der Schiffsarzt hatte alle Mittel erschöpft und ließ mich, um nur etwas zu thun, bald hinauf, bald hinunter tragen. Der wochenlangen Seekrankheit folgte eine vollkommene Erschöpfung aller Kräfte; ich lag stumpf und gedankenlos da, und endlich erklärte der Arzt, daß ich unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn ich nicht ans Land gesetzt würde. Das war

nicht schwer zu bewerkstelligen, da unsere Fahrt fast immer die Küste entlang ging und der Capitän mit den ihn zu diesem Zwecke begleitenden Offizieren oft landete, um die Küsten aufzunehmen. Wenige Tage nach jener definitiven Erklärung des Arztes warfen wir an der Mündung des sibirischen Flusses Jenisey die Anker. Es ist das ein wichtiger Punkt; die Tiefe der Mündung, so wie das Fahrwasser an der Küste gegen Osten und Westen sollten untersucht werden. Da man an diesem Punkte länger Halt machen wollte, so war es auch möglich, mir einige Leute von der Mannschaft mitzugeben, die ich mehrere Tage bei mir behalten durfte, bis ich an Menschenwohnungen kam, wo ich neue Führer nehmen und die alten Begleiter zurückschicken sollte.

So wurde ich denn an einem hellglitzernden Morgen mit einigen Matrosen in das Boot gesetzt. Wehmüthig nahm ich von den Gefährten und von der maritimen Helden-Laufbahn Abschied und wurde dem Strome entgegen gerudert. Ein günstiger Nordwind kam uns zu Hülfe, wir spannten die Segel aus und fuhren ziemlich schnell durch mehrere Tage dem Süden zu. Rechts und links breitete sich eine lebenslose Wüste, in deren Unendlichkeit die meist ganz flachen Ufer einen unheimlich freien Blick ge-

währten. Mitten in dieser todten Natur lebte ich wieder auf, und nach einigen Tagen schon fühlte ich mich, zwar noch matt, aber ziemlich genesen.

Noch einige Tage, und wir kamen an eine Stelle, die von Natur nicht weniger todt, doch diesmal von zwar schmutzigen, halbwilden, doch gutmüthigen samojedischen Stämmen belebt war, die sich aus dem Inneren des Landes hier gesammelt hatten, um aus dem für kurze Zeit vom Eise befreiten Strome ihre einzige Nahrung, die Fische, zu holen. Diesen übergaben mich meine Begleiter, deren Frist abgelaufen war. Ich miethete einen Kahn und fuhr, mit Vorrath versorgt und mit zwei frischen Ruderern, dem Strome entgegen dem Süden zu, während meine bisherigen Reisegefährten den Strom hinab gegen Norden schwammen.

Wieder nach einigen Tagen, da wir uns schon ziemlich tief im Innern des Landes befanden, ohne daß es sein wüstes Aussehen verloren hätte, fühlte ich mich, der kaum Genesene, müde und sprach gegen meine Reisegefährten die Sehnsucht aus, unter einem menschlichen Dache ausruhen zu können.

„Nichts leichter als das!“ antworteten sie: „nicht weit von hier findet sich eine Colonie.“ —

Also gelandet! — Der Kahn wurde angebunden, und wir wanderten vom linken Ufer landeinwärts. Nach dreistündiger Wanderung, auf der wir nur manchmal einer einsamen, erbärmlichen Zwergceder begegneten, wurde die Gegend freundlicher, oder vielmehr sie bekam in ihrer Einförmigkeit mehr Abwechselung, was nach wochenlanger Reise durch die Oede schon an sich wohl thut. Eine Reihe von kahlen und schroffen Felsen tauchte aus dem Boden; die Vegetation an ihrem südlichen Fuße, wo sie gegen die Nordwinde geschützt war, wurde reicher und dichter, hier und dort lächelte sie sogar mit einem ziemlich dichten Grün. Mein Herz wurde fröhlicher bei diesem Anblick, aber laut jubelte es auf, da ich am Fuße dieser Felsen ankam. Kaum hundert Schritte von demselben riß sich der Erdboden zu einem tiefen Thale auf. Die Abhänge, die hinabführten, waren bis zur Hälfte von ansehnlichen Bäumen und Strauchwerk grün bedeckt; die andere und tiefere Hälfte theilte sich in regelmäßige, von Furchen durchzogene und theilweise schon von sprossendem Grün bedeckte Getreidefelder. In der Mitte des Thales erhob sich ein ansehnliches Haus, ein Art Blockhaus, welches bescheidene Glasfenster, doch aber Glasfenster hatte und aus dessen Kamine gastlicher Rauch aufstieg.

Rings um dieses Haus reihten sich fünf kleinere Holzgebäude, die alle mit einander durch niedrigere Wirthschaftsgebäude, Scheunen, Stallungen, Holzlager verbunden waren und um das größere Haus einen fest geschlossenen Kreis bildeten. — Ich schlug vor Ueberraschung die Hände zusammen. — Ihr müßt euch nicht einbilden, meine Freunde, daß ich da ein Arkadien, ein Tempe oder ein Campaner-Thal vor mir gesehen habe; weit entfernt. Die Schönheit des Thales wie der kleinen Colonie war eine höchst bescheidene. Aber nach den Gegenden am Ufer des Jenisey, in Sibirien, schien mir diese Schlucht ein wahres Paradies.

Raschen Schrittes stieg ich den Abhang hinab, und meinen Führern voraus eilte ich der Colonie entgegen. Wie ich in die Umfriedigung trat, schlug ein Hund an; die bunt-baumwollenen Vorhänge eines Fensters am inneren Hause bewegten sich, und ich sah den Kopf einer alten Frau, die mich überrascht anblickte. Schnell fielen die Vorhänge wieder zu, und eine Secunde später trat mir die Alte auf der Schwelle entgegen. Ein Gast, ein Gast! rief sie voll innerer Bewegung, die ihre alten, runzeligen Wangen röthete. Auf der Schwelle des Hauses stehend, faßte sie meinen Rockschoß, um ihn zu küssen.

Väterchen! rief sie mit vor Aufregung zitternder

Stimme; Väterchen! wiederholte sie mehrere Male, ohne mehr hervorbringen zu können. Es ist nämlich die Sitte des russischen Volkes, jeden Höherstehenden, und sei er noch so jung mit „Väterchen“ anzureden, eben so wie es das kleinste Mädchen aus adeliger Familie „Mütterchen“ titulirt.

Willst du einen Kranken und Müden erlauben, unter deinem Dache auszuruhen? fragte ich.

O, Väterchen! rief sie dagegen — tritt herein, tritt schnell herein und beglücke das Haus Ossyp Iwanowitsch's; wie eine Gnade flehe ich darum, komm herein und gewähre uns das Glück, einen Gast zu beherbergen; ist uns so lange, ach, so lange vom Himmel nicht gewährt worden!

Ich trat in die Stube. Schnell geschäftig nahm sie mir und den Führern die Reisegegenstände aus den Händen und ordnete sie auf der Bank, die um den breiten Ofen lief. Dann fuhr sie mit der Schürze über den ohnehin von Reinlichkeit glänzenden Tisch und über den Stuhl, den sie mir am obersten Ende hinstellte.

Sitze hier, Väterchen, und ruhe aus. Sogleich soll dich ein guter Thee erquicken.

Während sie hinausging, um ihre Vorbereitungen zu treffen, sah ich mich in der Stube um. Ich

hätte nie gedacht, daß in der Wüste Sibiriens eine so wohnliche und gemächliche Häuslichkeit anzutreffen sei. Alle Möbel, die Vorhänge an den Fenstern, mancherlei luxuriöse Verzierungen an Ofen und Wänden sprachen von Wohlhabenheit. In der einen Ecke über einem großen, zum Theil von Vorhängen verdeckten Bette hing die heilige Mutter Gottes von Kasan mit dem hergebrachten Goldgrunde, umgeben von anderen Heiligen-Bildern, die sämmtlich von einer ewigen Lampe beleuchtet waren. Auf Schränken und Commoden standen chinesische Gefäße und Hausgeräthe, wie man sie in Europa in manchem eleganten Salon oder bei Raritäten-Liebhabern findet. Aus den Fenstern sah ich über einen reinlichen Hof in die kleineren Nebengebäude; so viel ich durch die halb verhängten Fenster wahrnehmen konnte, herrschte in diesen unansehnlicheren Wohnungen dieselbe Art von Eleganz und Wohlhabenheit.

Indessen kam die Alte mit einem riesigen Samowar zurück, in welchem bereits das Wasser brodelte. Sie stellte ihn auf den Tisch vor mich hin und daneben mehrere chinesische, mit verschiedenem Thee gefüllte Büchsen. Wie sie die Deckel davon abhob, um mir den Thee zu zeigen und mir die

Wahl zu lassen, stieg mir ein überaus lieblicher und starker Duft entgegen.

Wähle, Väterchen! sagte die Alte — es ist echter, unverfälschter Thee. Meine Söhne bringen ihn selbst von der chinesischen Gränze heim. Denn dorthin reisen sie jedes Jahr, um die Felle des Wildes, das sie im Winter erlegen, an die Chinesen zu verkaufen und mancherlei Waaren im Handel auszutauschen.

Bei wem bin ich denn eigentlich zu Gaste? fragte ich.

Du bist bei Ossyp Ivanowitsch zu Gaste, antwortete die Alte mit einem überaus freundlichen und freudigen Gesichte.

Und wer ist Ossyp Ivanowitsch? fragte ich weiter.

Ossyp Ivanowitsch', sagt die Frau, indem sie etwas wehmüthig den Kopf nach der Seite senkte — Ossyp Ivanowitsch ist ein Unglücklicher (ein Neschtjasny).

Ich wußte, was dieser Titel im Munde des Volkes bedeutet. Einen Neschtjasny oder Unglücklichen nennt das Volk von Rußland einen Verurtheilten, einen nach Sibirien Verbannten, ohne Rücksicht auf sein Verbrechen. — Darum war ich bei

dieser offenherzigen Erklärung, die nicht ohne Wehmuth gegeben wurde, etwas verlegen und schwieg; aber die Alte fuhr mit großer Einfalt fort: Ossyp Iwanowitsch hatte als ganz junger Bursche das Unglück, im Zorne einen Mann zu erschlagen. Mit einem Faustschlage hat er ihn hingestreckt. Auf Lebzeiten wurde er nach Sibirien geschickt und ihm befohlen, sich hier anzubauen und hier zu jagen. Da lernten wir uns kennen; denn die Hütte meines Vaters, ebenfalls eines Unglücklichen, stand nur wenige Stunden von hier, und Ossyp kehrte auf seinen Jagden oft bei uns ein. Wir liebten und heiratheten einander, und der Herr hat uns gesegnet. Wir entdeckten diese Schlucht, über welche alle kalten Winde hinziehen, ohne den Grund zu berühren; wir bauten hier unsere Hütte, und unserem Fleiße ist es gelungen, einen großen Theil der Schlucht urbar und fruchtbar zu machen. Der Herr gab uns fünf Söhne, die uns bei der Arbeit halfen und wie Tannen heranwuchsen. Ihnen gehören die fünf Hütten, die sich um das Haus Ossyp's, ihres Vaters, reihen. Zwei von ihnen sind schon verheirathet und haben Kinder. Du wirst sie sehen, Väterchen, wenn du so gnädig sein und mit uns das Nachtessen einnehmen willst. Da versammeln sich Alle. Jetzt sind sie

draußen auf den Feldern. Sie treiben, wie ich dir schon gesagt habe, Handel nach China und bauen mit dem Vater das Feld; so haben sie großen Wohlstand ins Haus gebracht, und Ossyp Iwanowitsch und sein Weib haben nicht vor einem traurigen Alter zu zittern. Denn sie sind nicht nur fleißig, meine Söhne, in ihrem Herzen wohnt auch Gottesfurcht und Liebe zu Vater und Mutter.

Sie sagte das alles so einfach her und mit so viel Gefühl eines schönen und sicheren Glückes, daß es mir nicht einen Augenblick in den Sinn kam, daß ich mich bei einem Mörder zu Gaste befand. Während ich vom kostbarsten Thee schlürfte, plauderte die Alte weiter, erzählte Manches aus ihrem Familienleben und manches Interessante aus dem Leben der Verbannten; wie Der und Jener aus Sehnsucht nach der Heimat zu Grunde gegangen, und wieder wie Andere sich in ihr Schicksal ergeben, ein ganz neues Leben angefangen und und sich und oft ihren Kindern eine dauernde Heimat, ja, ihr Glück gegründet haben. — Nachdem ich genug des Thee's getrunken, breitete meine Wirthin mehrere Pelze auf die Bank und lud mich ein, mich nun mit etwas Schlaf zu erquicken, was ich gern annahm. Sie verließ das Zimmer, und ich sank bald in einen angenehmen

Schlummer, aus dem ich erst gegen Abend durch Bewegung und Stimmen im Hofe geweckt wurde.

Die Thür öffnete sich leise, und die Alte steckte den Kopf herein. Da sie mich erwacht sah, that sie die Thür weit auf, und fünf große, prächtige Männergestalten, ihre Söhne, traten nach einander herein. An der Thür warfen sie ihre Ueberröcke, eine Art dicker Lodenröcke, ab und traten auf mich zu, nannten mich „Väterchen", drückten mir die Hand, die ich ihnen reichte, und die Augen zum Himmel gewandt, dankten sie sämmtlich mit einer Art von religiöser Andacht dem Herrn, daß er ihnen einen Gast gesandt, den sie bewirthen durften mit allem, was ihr Haus vermöge. Mir wurde ganz wohl bei diesen Söhnen des Todtschlägers. Nach ihnen traten zwei junge Weiber herein, die mich mit einer bescheidenen Kopfverneigung begrüßten, worauf sie sich schweigend auf die Ofenbank setzten, und mehrere Kinder, die mir von ihren jungen Vätern zugeführt wurden, daß ich sie segne und sie mir die Hand und den Rock küßten. Es wurde sehr lebhaft in der Stube und sehr eigenthümlich. Die Männer waren fast ganz nach Art der russischen Bauern gekleidet, nur daß sie anstatt des langen Rockes kurze, mit Pelz verbrämte und gefütterte Jacken, vom Knie abwärts eine Art wollener

Umhüllung trugen, die von den Schnüren der hoch aufsteigenden Schuhe zusammengehalten wurde. Vom Kopfe nahmen sie Pelzmützen ab und ließen lange, dichte Haare sehen, die hinter den Ohren auf den Nacken fielen. Den jüngsten ausgenommen, trugen sie sämmtlich ziemlich lange und dunkelbraune Bärte und sahen einander so ähnlich, daß man sie nur durch die Verschiedenheit des Alters von einander unterscheiden konnte.

Am längsten ließ der Patriarch dieser Schar, der Vater, auf sich warten, auf den ich doch am begierigsten war. Endlich trat auch er herein; er war gekleidet wie seine Söhne, nur daß er anstatt der Jacke einen langen, über das Knie hinabfallenden und in der Mitte durch eine breite Wollbinde zusammengehaltenen Rock trug. Sein Haar ebenfalls lang und dick wie das seiner Söhne, war stark mit Grau gemischt; sein Gesicht war dunkel und wettergebräunt, und durchfurcht von oben bis unten und der ganzen Breite nach, glich es in der That einem stark bearbeiteten Ackerfelde. Starke Augenbrauen beschatteten die Augen so sehr, daß ihre Farbe und ihr Ausdruck kaum zu erkennen waren. Ueberhaupt hätte man aus diesem Gesichte nur schwer oder gar nicht auf den Charakter des alten Ossyp schließen

können; er mußte erst sprechen, um den Eindruck, den er hervorbrachte, klar zu machen. Er ging nicht wie seine Söhne direct auf mich los; er ließ einen Zwischenraum von ungefähr drei Schritten zwischen mir und sich, verbeugte sich tief zur Erde und sprach mit wohltönender, feierlicher Stimme: Gelobt seien Gott und die heilige Jungfrau von Kasan, die einen Gast und Landsmann über die Schwelle des Sünders Ossyp Ivanowitsch geführt und ihn dieses Glückes und dieses Zeichens der Gnade gewürdigt haben! Amen!

Ich streckte ihm die Hand entgegen; er schien es nicht zu bemerken, denn er zog sich, ohne sie zu fassen, in das Gewühl seiner Familie zurück. Er hatte etwas feierlich Zurückhaltendes, und zum ersten Mal fühlte ich bei seinem Anblicke in dieser Gesellschaft der Wüste etwas Befremdendes. Er nahm mein Gepäck, das noch auf der Ofenbank lag, und trug es hinaus in die Stube, die mir zum Nachtlager bestimmt war, und überließ mich ganz der Gesellschaft seiner Söhne. Von Zeit zu Zeit nur blieb er stehen und hörte unseren Gesprächen zu, meiner Reise-Erzählung vom Eismeere und ihren Bemerkungen und Fragen.

Indessen hatten die beiden jungen Weiber mit

Hülfe der Kinder den Tisch zum gemeinsamen Mahle bereitet. Wieder brodelte und sang der riesige, kupferrothe Samowar, umgeben von mehreren chinesischen Theebüchsen; dann wurde in großer Schüssel eine Art von Grütze, Kascha, aufgetragen, in welcher allerlei Fleisch begraben war: ein Mahl, wie es in den Hütten Sibiriens, einige Stunden vom Ufer des Jenisey, auf eigentlich samojedischem Gebiete, gewiß zu den seltensten und üppigsten gehört. Die ganze zahlreiche Familie stellte sich um den Tisch, verrichtete ein stilles Gebet und setzte sich dann. Mir gab man als Gast den Ehrenplatz. Als schon Alles gesessen, bemerkte ich erst, daß der Hausherr, Ossyp Iwanowitsch, sich nicht in unserem Kreise befand. Einen Teller in der Hand, stand er groß und hoch, aber schweigend an den Pfosten der Thür gelehnt, gleich einer Karyatide.

Sonderbar! sagte ich zu meinen nächsten Nachbarn, der Alten und ihren Söhnen — sonderbar! Ist das die Sitte hier, daß sich der Hausvater nicht mit zu Tische setzt? Oder thut er es nur nicht, wenn er einen Gast hat? Die Gastlichkeit der russischen Bauern und Eure, meine Wirthe, ist so groß, daß ich nach diesem Posten des Vaters glauben muß, die Sitte gebiete ihm, während des Essens die Thür zu

bewachen, daß nichts für den Gast Störendes herein zu dringen vermöge.

Bei diesen meinen Worten schlugen die Alte und die Söhne und Schwiegertöchter verlegen die Augen nieder, und Niemand regte die Lippen, um meine Fragen zu beantworten.

Aber Ossyp Iwanowitsch hatte mich auch gehört, und rief mir mit fester Stimme zu, ohne seine Stellung an der Thür zu verlassen:

Nein Väterchen, es ist nicht Sitte in diesem Lande, daß der Hausvater während des Mahles an der Thür stehe, ob er nun Gäste habe oder nicht. Im Gegentheil sitzt er immer obenan am Tische, und wenn er einen Gast hat, sitzt er neben ihm, um ihn zu bedienen und ihm die besten Stücke vorzulegen. Verzeihe mir, Väterchen, daß ich das nicht thue. Niemals saß ich mit meinem Weibe und meinen Kindern an demselben Tische. Siehe, auf mir ist Blutschuld, und Jene dort sind rein — es muß aber eine Unterscheidung sein zwischen dem Befleckten und dem Reinen.

Ich war überrascht und wußte nicht, was auf diese mit lauter Stimme und absichtsloser Feierlichkeit ausgesprochenen Worte zu antworten. Durch die halbe Dämmerung, welche die Thranlampe durch die

Stube verbreitete, starrte ich nach Ossyp hinüber; ruhig stand er auf seinem Büßerplatze und aß vom Teller, den er in der Hand hielt. Und endlich sagte ich: Ossyp Ivanowitsch, auch ich bin von schweren Fehlern frei, aber ich würde dich gern an meiner Seite sitzen sehen und mich durch deine Berührung gar nicht verunreinigt fühlen, um wie viel weniger würden es deine Kinder! (Die Söhne nickten zu diesen Worten und lächelten mir zu.) Uebertreibst du nicht? Was du in deiner Jugend begangen hast, ist längst abgebüßt.

Nein, Väterchen! rief mir Ossyp mit derselben Ruhe entgegen. Das ist es eben nicht. Wie sollte ich es abgebüßt haben? Als ich vom Czaaren hieher geschickt wurde, fand ich hier ein Weib, das mich liebte, Arbeit, die gedieh, Kinder, die schön, gesund und brav aufwuchsen, für sie und mich Wohlstand und ein sorgloses Leben. Wo hatte da die Strafe Platz und die Abbüßung Zeit? Diese mußte ich mir selber auferlegen, wie mein Gewissen sie mir befahl. — Ich wollte antworten, aber der Aelteste, der neben mir saß, bat mich, ihm nicht zu widersprechen und ihn gewähren zu lassen; denn so sei es nach alter Erfahrung besser, und sein Entschluß, seit mehr

als fünfundzwanzig Jahren eingewurzelt, sei nicht zu erschüttern.

Noch drei Tage blieb ich in der patriarchalischen Colonie Ossyp Iwanowitsch's. Endlich, wohl ausgeruht und gepflegt, nahm ich vom Todtschläger und seinem Geschlecht nicht ohne Rührung meinen Abschied und schlug landeinwärts, vom jüngsten Sohne begleitet, den Weg gegen Tobolsk ein. Aber der tiefe Eindruck, den mir die selbst auferlegte Buße Ossyp's und seine freiwillige Scheidung von den reinen Häuptern seiner Kinder gemacht, blieb und begleitete mich weiter auf meiner ganzen langen Reise durch Rußland. Ein jugendlicher Patriot, wie ich damals noch war, erfüllte mich alles Gute, das ich zwischen dem baltischen Meere und der Behringsstraße fand, mit Jubel. Stolz war ich auf das Strafverfahren Rußlands, das alle Straf-Systeme des gebildeten Europa an Milde und Humanität übertrifft, das im Stande ist, eine Colonie wie jene ins Leben zu rufen und einen Charakter wie den Ossyp's zu bilden. Bei manchen Gebrechen, bei manchem kranken Fleck, den ich während meiner Reise entdeckte, erinnerte ich mich nur an meine Freunde in Sibirien und war getröstet. Nicht vergessen darf ich, daß ich in Tobolsk eine Gesellschaft zusammen fand, die manche Gesellschaft man-

cher gebildeten Stadt Europa's weit hinter sich ließ. Der humane Gouverneur, Graf Speranski, der damals in Tobolsk regierte, hat die besten und edelsten Geister aus den politischen Verbannten in seiner Hauptstadt versammelt und dafür gesorgt, daß ihren Civilisations-Bedürfnissen durch Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Umgang so viel, als es unter diesen Himmelsstrichen und bei der schweren Communication mit Europa möglich war, genügt wurden. In welchem Staate, fragte ich, kommt dergleichen noch vor?

Sie hatten Recht, rief einer aus der Gesellschaft, da Nikolai in seiner Erzählung inne hielt. Sie hatten Recht auf dieses Straf-System Ihres Vaterlandes stolz zu sein. Was gibt es Grausameres als unsere Gefängnisse? Sie sind geschaffen, um den Verbrecher zum Thiere herab sinken zu lassen. Gar diese Blüthe unserer Civilisation, das Zellen-System, das man, wie sie sagen, erfunden hat, um den Sünder auf sich und sein Inneres anzuweisen, daß er in sich gehe — nur drei Wochen saß ich einmal in einsamer Zelle, und ich glaube aus Erfahrung behaupten zu dürfen, daß es nur zur vollkommenen Verstockung oder zum Wahnsinn führen kann. In der Einsamkeit spricht das Gewissen, „dieser alte Einsiedlre

des Herzens", wie es die Indier nannten, mit der Stimme des Gespenstes, des erbitterten Feindes, des unheimlichen Zuchtmeisters. Nur in Berührung mit der Natur, nur bei der Erheiterung der Arbeit, dem allabendlichen Bewußtsein einer vollbrachten That, nur beim Klange der Menschenstimme, der Stimme des Nächsten, nimmt jener Einsiedler des Herzens die ihm natürliche Stimme des Gemüthes an und lehrt und gibt den Muth, ein neues Leben anzufangen, und erhebt den Verbrecher zu seinem eigenen Richter, wie er das bei Ossyp Ivanowitsch gethan hat. Sie hatten ganz Recht, stolz zu sein, lieber Nikolai.

Nikolai zuckte die Achseln und sagte bitter lächelnd: Ich war damals ein so guter Patriot, wie ihn nur ein russischer Polizeimeister wünschen kann. Aber mein sibirischer Patriotismus war diesseit des Ural bald verraucht!

Das begreift sich! riefen mehrere Stimmen und lachten.

Ja, es begreift sich, wiederholte jener junge Mann, der vorhin über den alten Einsiedler des Herzens und das Zellengefängniß gesprochen hatte, ein deutscher Flüchtling von ungefähr dreißig Jahren, den das Schicksal viel hin und her geworfen hatte und der die Eigenthümlichkeit besaß, alle Vorkomm=

nisse und Zustände des Lebens bald mit holdem Leichtsinn, bald mit tiefem Gemüthe zu ergreifen. Es begreift sich, wiederholte er, aber wir wollen nicht weiter dabei verweilen; ich kenne unsern Freund Nikolai. Stundenlang kann er traurige Geschichten aus Rußland erzählen — stimmt man aber mit ihm darin überein, daß es in seinem Vaterlande höchst traurig aussehe, oder lacht man gar leichtsinnig, wie ihr eben gelacht habt, während ihm das Herz blutet, dann wird er verstimmt und ist gekränkt. — Also stille! Mich aber erinnert die Geschichte Ossyp's und seines Gewissens an eine andere, aus meinem Leben, die, obwohl ganz anderer Art, mich selbst fühlen lehrte, was das eigentlich ist: das Gewissen.

2.

Das Nessuskleid.

Meine Geschichte, fing er an, datirt aus jener jugendlichen Reisezeit, da ich das nördliche Italien durchlief und Lust hatte, die ganze Halbinsel als ir-

render Ritter von einundzwanzig Jahren zu durchstreifen, eine Lust, welcher die österreichische Polizei an der Gränze Modena's ihr Ziel steckte. Der erste Act meiner Geschichte spielt in Venedig.

A la bonne heure! riefen die Freunde — in Venedig!? — der Ort ist gut, der Schauplatz für Abenteurer mit Kennerauge gewählt!

Das meinte ich auch, fuhr er fort; als Oesterreicher mehr mit Novellen à la Bianca Capello als mit Geschichte großgesäugt, bildete ich mir ein, auf Schritt und Tritt den schönsten Abenteuern zu begegnen. Den Dolch, den ich in der Tasche trug, hielt ich nicht für überflüssig. Nur an der Seite glänzender Nobili oder lustiger titianischer Schüler, glaubte ich, könnte man in Venedig durch die Gassen schreiten; vor jedem Fenster hoffte ich auf Lauten und Mandolinen und überall auf allen Apparat hergebrachter Romantik. — Ihr wißt, daß dem in dem heutigen Venedig nicht mehr so ist. Anstatt jener herrlichen Gesellschaft ging ein langweiliger, viel plaudernder, slavonischer Cicerone an meiner Seite, anstatt der Lauten und Mandolinen hörte ich auf dem Marcusplatze österreichische Militär-Musik, und die meisten Fenster alter Paläste waren mit Brettern vernagelt oder blickten hohläugig auf die Canäle

herab, oder dienten als Trockenplatz für zerrissene Wäsche. Anstatt in einem Palaste zu wohnen, haus'te ich in der schmucklosen Stube der Citta Lubiana einer höchst ärmlichen Herberge. — Erst nach mehreren Tagen gewöhnte ich mich, in der Pracht des Canale grande, des blauen Himmels, des Meeres am Lido, der Titiane und Veroneses Ersatz für die verlorene Jugend-Illusion zu suchen. Am Ende wußte die jugendliche Phantasie selbst die verfallenden Paläste schön zu bevölkern, und nach Kurzem stand das alte Venedig wieder in seiner Märchenhaftigkeit da. Ein Zufall trug zu dieser schnellen Wiederherstellung nicht wenig bei.

An einem und demselben Tage sah ich eine ganze Reihe der allerherrlichsten Frauenköpfe. In der Mittagsstunde, da auf dem Marcusplatze den unzähligen Tauben nach alter Sitte ihr Futter gestreut wurde, traten, um das Schauspiel mit anzusehen, auf den Balcon unter dem Orologojio drei Mädchengestalten heraus, die schöner waren als die drei Grazien und die sich anmuthig über uns Barbaren, mich und mehrere wiener Studenten, die wir geblendet von ihrem Glanze hinaufstarrten, lustig machten. In der Galerie Barbarigo, die wir darauf besuchten, fanden wir keine Venus und keine Nymphe

so schön, wie die Horen unter dem Orologojio. — Auf dem Rückwege, da wir in die Kirche Ai Frari traten, waren wieder Horen und Grazien und Venus und Nymphen vergessen, denn da kniete an einem Betstuhl eine christliche Heilige, die das ganze Heidenthum siegreich überstrahlte. Wir schwuren, daß es auf Erden nichts Schöneres geben könnte, als diese Betende, und den Bewundernden wäre das Licht der Sonne gesunken, wenn sie nicht, den schwarzen Schleier vorgeschoben, in Gesellschaft einer brummigen Alten, hinter der Kirche verschwunden wäre. Wir sollten bald erfahren, daß wir falsch geschworen hatten. Denn als wir in unserer offenen Gondel weiter fuhren und noch von den langen Wimpern, dem dunkeln, dicken Haar, dem göttlichen Fuß, der himmlischen Hand 2c. 2c. zu schwärmen wußten und uns in excentrischen Superlativen überboten, rief, da wir eben in der Nähe der Piazza San Zacharia ankamen, einer unserer Reisegefährten: „Gewiß, heute ist der Teufel los!“ — Wir folgten seinem Blicke, und aus einem jener Paläste, die sich melancholisch über den Canal beugen, deren Fenster zur Hälfte verrammelt, deren Säulchen verstümmelt, deren Canaltreppe zerbrochen ist, blickte ein Weib — meine Herren — ein Weib! Basta! sie war schöner als alle lebenden

und gemalten, die wir an diesem höchst aufregenden Tage gesehen hatten. Ich war froh, daß die Nacht heranbrach, die heute nichts mehr zu sehen gestattete, auf daß dieses Bild nicht aus der Seele verdrängt werde. Der Tag war tactvoll wie ein Capellmeister, der nach einer Beethoven'schen Sinfonie den Tactstock hinlegt und nichts mehr folgen läßt.

Auf dem Marcusplatze erwarteten uns mehrere Bekannte, unter diesen ein junger Maler aus Wien, die uns hier ein Rendez-vous gegeben hatten, um uns hinter den Procuratieen in eine Kneipe zu führen, wo wir venetianisches Volksleben kennen lernen sollten. In dieser Kneipe ging es bei Käse, Salami und schwarzem Wein in der That lebendig genug her. Der Maler machte mich auf die Physiognomie, die Bewegungen, die Gruppen, auf die Reste malerischen Costumes aufmerksam — aber ich sah nur mit zerstreutem Auge. Er bemerkte das und fragte nach der Ursache meiner Zerstreuung. —

Mein Freund, sagte ich, Sie kommen zu spät. Das Schönste, das Venedig bieten kann, habe ich heute gesehen; nichts ist im Stande, das Bild zu verwischen, das sich mir heute in die Seele geprägt hat.

Aha! — rief er, Sie haben die titianische Himmelfahrt gesehen?

Nichts da von Himmelfahrt! Ich bin verliebt, und damit beginnt wahrscheinlich eine Höllenfahrt.

Also nichts Gemaltes, Fleisch und Blut? fragte er weiter.

Sie sind ein Maler, sagte ich, aber Sie sind ein Stümper und bleiben es Ihr Leben lang, wenn Sie mir nicht Auskunft geben können. Denn der Maler, der seit einem halben Jahre in Venedig lebt und die Schönheit, die ich heute gesehen, nicht kennt, ja, der nicht magnetisch von ihr angezogen wird, ohne sie gesehen zu haben, ja, der nicht ein Mißbehagen und ein mysteriöses Drängen fühlt, bis er sie kennen gelernt, der Maler ist und bleibt ein Stümper.

Ich nehme das an, antwortete er, denn ich bin gewiß, die größte Schönheit Venedigs zu kennen. Wo haben Sie sie gesehen?

In dem alten Palaste rechts von der Piazza San Zacharia; er ist ganz venetianischen Styles, sein oberstes Stockwerk ist unbewohnt und verfallen, in der Mitte hat er ein großes Bogenfenster mit Säulchen von istrianischem Marmor; die schwarzmarmornen Treppen am Canale gehen aus den Fugen.

Ich ziehe es vor, Ihnen ihr Haus zu beschreiben, sie selbst ist unbeschreiblich.

Ohne mir zu antworten, nahm der Maler seinen Hut, reichte mir den meinen, faßte mich am Arm und führte mich fort durch mehrere Gassen in sein Haus und Atelier. Er leitete mich in der Dunkelheit an ein Sopha, auf das ich mich setzen mußte. In der entgegengesetzten Ecke zündete er zwei Lampen an. Dann ging er, jede in einer Hand tragend, vorwärts, stellte sich hinter die Staffelei und schob plötzlich mit ausgestreckten Armen die beiden Lampen vor, so daß ihr ganzer Schimmer auf ein Bild fiel, das mich plötzlich, wie aus der Nacht geboren, mit unendlichem Liebreiz anlächelte. Sie war es! Es war mir, als sähe ich in den Faustusspiel. Vor Ueberraschung sprang ich auf und auf das Bild zu; aber unfertig und farbenfrisch, wie es war, verschwammen mir die holden Züge in der Nähe, so daß ich mich wieder zurückziehen mußte, wie sehr es mich auch anlockte, es so nahe als möglich zu betrachten, es mit meinem Hauche zu berühren. Auch wollte es der Maler nur aus der Ferne sehen lassen und zog jedes Mal, wenn ich mich näherte, die Lampen hinter die Leinwand zurück, daß mir das Bild in Nacht verschwand. Am Ende wurde ich gezwungen, mich

auf dem Sopha ruhig zu halten. Aber es war mir, als lägen Meilen zwischen mir und dem herrlichen Angesichte; es war mir wie ein Traum, in dem man das Schönste vor Augen sieht und es mit den ausgestreckten Armen nicht erreichen kann. — Trotz diesem tiefen Eindruck mußte ich dem Maler sagen (ich glaubte es dem Original schuldig zu sein), daß das Bild bei Weitem die Schönheit von der Piazza San Zacharia nicht erreiche. Er entschuldigte sich damit, daß das Bild kaum angefangen sei, und daß er es nur nach Hause genommen habe, um in Mußestunden an einigen Nebensachen zu arbeiten. — In wenigen Tagen, sagte er, sollen Sie mir gerechter werden, denn morgen fangen die Sitzungen wieder an.

Sie kommt zu ihnen? fragte ich hastig.

Nein, lächelte er, aber ich gehe zu ihr.

Was seid ihr doch glücklich, ihr Maler! rief ich: — ihr seid die Oberstschatzmeister der Schönheit und habt offenen Zutritt zum Schatze.

Ja wohl, erwiderte er, aber der Schatz ist nicht unser, wie er gewöhnlich dem Schatzmeister nicht gehört.

Ich wollte ihn bitten, mich, wenn es möglich, zu ihr zu führen, aber ich hatte nicht den Muth, die

Bitte so geradezu auszusprechen. Ich fing allerlei Gespräche an, um ihn selbst auf den Gedanken zu bringen, und das war nicht schwer.

Sie möchten wohl, sagte er endlich, während ich mich aufs Neue in Betrachtung des Bildes vertiefte, — Sie möchten wohl Zanetta gern persönlich kennen lernen?

Sie heißt Zanetta?

Zanetta, auch die schöne Zanetta. Aber sie antworten mir nicht!

Bedarf's da einer Antwort? fragte ich.

Wohl, sagte er, ich werde morgen mein Möglichstes thun und Ihnen Abends sagen, ob sie Sie empfangen will.

Um diese große Dienstbereitwilligkeit des Malers zu begreifen, muß man wissen, daß er in Wien mit der Tochter einer mir nahe befreundeten Familie in sehr intimen Verhältnissen stand und daß er diese nach seiner Rückkehr aus Italien heirathen sollte. Es lag ihm daran, mir zu zeigen, daß er Zanetta gegenüber ohne Eifersucht, also auch ohne Liebe und daß sein Verhältniß zu ihr nur das des Malers zu einer außergewöhnlichen Schönheit und eine bloße gute Bekanntschaft sei.

Ich begriff das schnell und sah ein, daß er in

seiner Dienstwilligkeit ganz offen und ohne Rückhalt sein werde.

Aber, fuhr ich fort, Sie haben mir noch nicht gesagt, wer eigentlich Zanetta ist!

Es wäre vielleicht besser, antwortete der Maler, wenn Sie Sich damit begnügten, sie schön zu wissen, und nicht weiter fragten. Gebe ich Ihnen ganze und rückhaltslose Antwort, dann wird Ihr Eifer, sie kennen zu lernen, vielleicht etwas erkalten.

Wiewohl mich die Worte etwas erschreckten, so machten sie mich doch desto neugieriger, und ich bat ihn, mir alles zu sagen.

Zanetta, sagte er mit einem trockenen Seufzer, ist die Geliebte, oder gute Freundin, oder was Sie wollen, eines reichen polnischen Grafen Zalesky.

Ich sah ihn starr vor Schrecken an.

Sie sehen, fuhr er fort, daß man manches Schönste nicht in der Nähe betrachten darf. Indessen fühle ich mich verpflichtet, hinzuzufügen, daß sie trotzdem neben ihrer Schönheit eines der liebenswürdigsten Geschöpfe der Erde ist und daß sie Eigenschaften des Herzens und des Geistes besitzt, die ihre Stellung vergessen machen. Auch das Häßliche dieser Stellung kann, wenn man die hiesigen Verhältnisse kennt, gemildert erscheinen. Zanetta ist die Tochter

einer jener zahlreichen Nobile-Familien, die heute so tief herabgekommen sind, daß sie von österreichischen Gnadengehalten leben müssen. Die Regierung kauft ihnen ihre ehemaligen Herrlichkeiten ab mit einem Zwanziger per Kopf täglich. Die Töchter dieser Familien haben eine sehr traurige Stellung; die alten Vorurtheile, die sie gern vergessen möchten, haben sich beim Bürger mächtiger erhalten als bei den Adeligen, und ersterer ist mehr schuld an der fortbestehenden Trennung als die letzteren. Der Adel der anderen österreichischen Provinzen hält den besiegten venetianischen Patricier nicht für seines Gleichen. So stehen die armen jungen Mädchen von allen verlassen da, und in ihrer Kaste hat sich im Laufe der Zeit eine Art Duldung für gewisse Halbehen ausgebildet, die fast zur Sitte geworden und eine Stellung wie die Zanetta's gar nicht mehr ehrlos erscheinen läßt. Bei Zanetta ist das um so weniger der Fall, als ihr Geliebter, oder „Marito" von hohem Adel ist und sich ihre Familie so weniger zu vergeben glaubt. Man nennt das hier Ehen an der linken Hand, obwohl kein Priester etwas dabei zu schaffen hat. Zanetta's Familie ist stolz darauf, daß ihr Sprößling nicht, wie andere Signorite, die mit reichen Kaufmannssöhnen in Verhältnissen ste-

ben, eine Mesalliance gemacht hat, und man kann sagen, daß die Stadt die Sache fast so betrachtet wie die Familie.

Sie sind sehr gütig, sagte ich gezwungen lächelnd, Zanetta entschuldigen zu wollen. Ich habe sie nur im Fluge gesehen, und was mich an ihr interessirt, ist ihre Schönheit; indessen ist es ein schönes, sehr menschliches und sehr künstlerisches Gefühl, das uns treibt, ein Wesen, welches uns äußerlich so vollkommen erscheint, auch von inneren Flecken so viel als möglich zu reinigen. Ich aber klage überhaupt Niemanden an, bevor ich ihn kenne, ihn, seine Vergangenheit, seine Umgebung, seine Bildung und Lebensansichten. Also, lieber Freund, geben Sie Sich keine Mühe. Sagen Sie mir nur, wer der Mann oder Marito ist.

Wie ich Ihnen schon sagte, ein polnischer Graf Zalesky (so wollen wir ihn nennen), der sich in früher Jugend als Revolutionär compromittirte, in Spielberg gefangen saß und später begnadigt nach Venedig verbannt wurde. Er darf die Inselstadt nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung verlassen, um Reisen zu machen. Sie wird ihm jedes Jahr auf einige Monate gegeben — so ist er auch jetzt seit längerer Zeit abwesend, und ich habe ihn

nie zu Gesichte bekommen. Bei seiner Rückkunft soll er mit diesem Bilde überrascht werden, — welcher Umstand mir die Bekanntschaft Janetta's, die ich lange begehrt, verschafft hat.

Sie liebt ihn also?

Bah! wer kann das wissen! Sie sagte mir, das Bild sei dem „guten Grafen", dem Wohlthäter ihrer Familie, bestimmt. Schließen Sie aus diesen Worten, was Sie wollen.

Ich schließe gar nichts; ich weiß nur, daß ich die schönen Mädchen hasse, die sich für die Wohlthäter ihrer Familie malen lassen.

Ich soll Sie also nicht anmelden? fragte der Maler boshaft.

Leben Sie wohl, gute Nacht! Was kümmert mich Janetta's Geschichte? Ich will nur ein Meisterstück der Schöpfung noch einmal in der Nähe sehen.

Der Maler lachte noch, als ich die Thür schon hinter mir zugeschlagen hatte.

Der folgende Tag verging mir schneller, als ich gehofft hatte. Aufregungen, wie sie durch bloßen Anblick und Gespräch entstehen, werden leicht durch einen guten Schlaf beruhigt, und mit der Ausdauer des gewissenhaften Reisenden fuhr ich fort, Galericen, Kirchen, Paläste zu betrachten. Als ich am Abend

wieder dem Maler begegnete und er mir mittheilte, daß er mich angemeldet und daß wir Zanetta, so es uns beliebte, augenblicklich besuchen könnten, fühlte ich mich ruhig genug, um ihm als höflicher Mann und kühler Verehrer und nicht als strohfeuriger Enthusiast folgen zu können. Wir stiegen nicht an der Canal-Treppe, sondern auf der entgegengesetzten Inselseite aus der Gondel und mußten ein kleines, enges Gäßchen durchschreiten, um an den Haupteingang des alten Palastes zu gelangen. Er breitete dem Gäßchen zwei Arme entgegen, die ein hohes Gitter verband, welches, wie man im Mondschein sehen konnte, ehemals an den Spitzen und obersten Verzierungen vergoldet gewesen war. An den Säulen zwischen den Gitterflügeln hingen große eiserne Ringe, die einst Fackeln getragen, und streckten sich Pechkörbe an langen Armen hervor. Aber Säulen, Gitter, Ringe, Körbe, so wie die kleinen Steinbilder auf den Säulen waren verrostet, zerbrochen, verfallen. Im Hofe war das Quaderpflaster theils eingesunken, theils ganz verschwunden und fast ganz von hervorwucherndem Grase bedeckt. Sämmtliche Fenster der Seitenflügel waren mit Brettern verschlagen; nur aus dem Mittelgebäude blickten im Mondschein einige ganze Glasscheiben. Im Hintergrunde schloß

sich der Hof an eine Halle mit zahlreichen Säulen, deren Füße vom Mondschein beleuchtet waren, während sich ihre Capitäle in Nacht verloren.

Hier machte mein Führer Halt und klatschte mehrere Mal in die Hände. Bald erschien auf der Höhe der Treppe eine Alte mit einer Lampe in der Hand. Bei dem spärlichen Lichte erkannte ich ein Vestibule, das ehemals prächtig gewesen sein mochte, nun aber einförmig und ärmlich mit Kalk überstrichen war. Hier und da blickte, um Zeugniß von der entschwundenen Pracht zu geben, ein gemalter Fuß, eine nackte Schulter, ein Arm mit Goldschmuck hervor. Die hohe gewölbte Decke blieb in Nacht und Spinngewebe versteckt. Die Treppe, auf der wir dem Licht entgegen stiegen, schien jünger als der Palast; denn ihre ganze Form, so wie das eiserne Gitter trugen alle Merkmale des Baustyles aus dem Zeitalter Ludwig's XV.

Die Alte öffnete eine Thür, und wir traten in in einen großen hohen Saal, der so spärlich beleuchtet war, daß sich nichts erkennen ließ. Der Maler nahm mich am Arm und führte mich einem Winkel zu, aus dem uns Lampenschein entgegen kam. Dort lag Zanetta auf einem niedrigen Sopha; die Lampe stand ihr zu Häupten und beleuchtete ihr herrliches

Gesicht, während die hingegossene Gestalt von Schatten in dichte Schleier gehüllt war. Erst in der Nähe erkannte ich, daß bereits drei junge und für Venedig elegante Männer auf niedrigen Stühlen oder vielmehr Schemeln ihr gegenüber saßen. Zanetta bewillkommte mich mit vieler Freundlichkeit und wies mir einen Schemel ihr zu Füßen an. Ich beeilte mich, ihrer Einladung nachzukommen; denn bei der Begrüßung hatte sie sich halb erhoben, und ihr Gesicht war im Schatten ganz unsichtbar geworden. Ich wünschte, daß sie sich bald wieder hinlege, daß ich es mit Muße betrachten könne. Dieser Wunsch wurde mir erfüllt, da der Maler mit voller Vertraulichkeit zu ihr hintrat und sie wieder in die frühere Lage sanft zurückdrückte. Wohl empfindend, welch ein Unglück es sei, sich in ein solches Weib zu verlieben, hatte ich mir auf dem Wege in den Palast vorgenommen, sie als bloßer Beschauer zu betrachten, wie man ein schönes Bild betrachtet, und nachdem die ersten Begrüßungs-Formeln, die Antworten auf das gewöhnliche Woher und Wohin? und wie lange der Aufenthalt? und die wohlgemeinten Ausrufe über die Reize der Lagunenstadt vorüber waren, machte ich mich bereit, meinem Vorhaben so ruhig als möglich nachzukommen. Ich rückte meinen Schemel so,

daß ich Zanetta's Gesicht mit größerer Bequemlichkeit sehen konnte und da mich jene täuschende Ruhe überkam, die man beim Anblicke vollendeter Schönheit empfindet, bildete ich mir ein, daß ich meinen Vorsatz mit ehrenwerther Charakterstärke durchführe. Nur der Ungewohnheit solchen Genusses schrieb ich es zu, daß ich beim Wohllaut ihrer Stimme, die mit der Holdseligkeit des ganzen Wesens so sehr übereinstimmte, daß ich bei jeder ihrer Bewegungen, bei jedem Blicke, der mich traf, leise erzitterte. Ich bemerkte nicht, wie ich mich in den Anblick Zanetta's so sehr vertieft hatte, daß ich halb und halb jede von Zanetta's Bewegungen nachahmte, daß mein Gesicht unwillkürlich den Ausdruck ihres Gesichtes annahm und daß ich, so beschäftigt, endlich mehr als eine halbe Stunde da gesessen hatte, ohne ein Wort zu sprechen.

Glücklicher Weise wurde das von den drei jungen Herren und, wie es schien, auch von Zanetta nicht bemerkt, da sie das Gespräch, das unser Eintritt unterbrochen hatte, wieder lebhaft fortsetzten. Zanetta kümmerte sich nicht um den schweigsamen Gast oder, was ich aus einem unterdrückten Lächeln schließen wußte, wollte ihn in seiner tiefen, schmeichelhaften Betrachtung nicht stören. Der älteste unter

den Besuchern, ein ziemlich gesetzter Mann, von zuvorkommenden Manieren, glaubte die Unachtsamkeit der Wirthin gut machen zu müssen und wandte sich mit allerlei Fragen zu mir, die ich nur kurz beantwortete. Abgeschreckt, kehrte er sich zum Maler und sagte: „Ihr Freund scheint sich im Italienischen genirt zu fühlen.“

Nicht, daß ich wüßte, antwortete dieser.

Zanetta lächelte, als ob sie sagen wollte: Ich verstehe dieses Schweigen besser. Aber sie begnügte sich mit diesem Lächeln nicht und sagte zum Maler: Der Signor Forestiere beurtheilt im Stillen Ihr Talent — er vergleicht mich sehr gewissenhaft mit Ihrem Bilde und findet, daß ich viel schöner bin.

Dem Regen von Complimenten, der auf diese unumwundene Herausforderung folgte, setzte sie kein Wort der Erwiderung entgegen; immer lächelnd fuhr sie gegen die drei eleganten Besucher fort: Ich kann Ihnen, Signori, diesen Maler auf das gewissenhafteste empfehlen, mein kaum angefangenes Bild hat diesen Herrn bewogen, meine Bekanntschaft zu suchen.

Ich merkte, daß der Maler ein wenig geprahlt und die Sache nicht ganz nach der Wahrheit dargestellt hatte. Aber ich merkte auch zugleich aus dem

Lächeln Zanetta's, daß sie den Künstler so gut durchschaute wie ich, und daß sie sich wohl erinnerte, vor zwei Tagen von mir mit bewundernden Augen angesehen worden zu sein. Die geschmeichelte Eitelkeit ließ mich meine guten Vorsätze vergessen, ich gab die Rolle des Beschauers auf, und den Schemel näher an das Sopha rückend, mischte ich mich lebhaft, ja, mit einiger Aufregung in das Gespräch und in die Courmacherei der Anderen. Meine nordische Art mochte ihr neuer gewesen sein, als die der Anderen, denn — ich darf es mit gutem Gewissen behaupten — sie horchte mir mit größerer Aufmerksamkeit als den Anderen, und die Hoffnungen, die ich darauf baute, wurden nicht getäuscht; denn beim Abschiede lud sie mich ein, sie während meines kurzen Aufenthaltes, so oft es die venetianischen Sehenswürdigkeiten erlaubten, zu besuchen.

Es gibt keine größere, als du selber bist, dachte ich bei mir, und bat sie, schon morgen Abend wiederkommen zu dürfen. Mit einem anmuthigen Lächeln wurde mir das gewährt, und wir gingen.

Wie es die Art derer ist, die uns in ein Haus einführen, glaubte mir der Maler schon auf der Treppe versichern zu müssen, daß ich auf Signora Zanetta keinen ungünstigen Eindruck gemacht, obwohl

ich mich zu Anfang ganz ungeschickt, wie er meinte, deutsch unbeholfen benommen hätte. Ich antwortete ihm nur mit enthusiastischen Ausrufungen über Zanetta's Schönheit, und so ehrlich waren diese gemeint, daß ich mich und meine Unbeholfenheit ganz vergaß. Wieder, da er meine Aufregung sah, hielt es mein Freund für Pflicht, mir als einer, der Zanetta's Charakter wohl kannte, zu versichern, daß man auch auf den besten Eindruck keine Hoffnungen, welcher Art sie immer seien, bauen dürfe. Er habe bei Vielen die Erfahrung gemacht, daß solche Hoffnungen eitel seien. Zanetta, meinte er, verdiene den Ruf, dessen sie sich in ganz Venedig erfreue. Bei ihrer in der That phänomenalen Schönheit sei es kein Wunder, daß sie von Hofmachern und verliebten Leuten umdrängt sei, aber sie alle zögen sich nach einiger Zeit zurück, und es sei bis jetzt noch Keiner so eitel gewesen, sich eines Vorzuges zu rühmen. Er, der Maler, glaubte zwar nicht, daß es die Liebe zum polnischen Grafen sei, was Zanetta's Tugend aufrecht halte; aber, sei es nun, was es sei, sei es Klugheit oder Kälte, die Sachen verhalten sich so, wie er sie darstelle. Er, der Maler, glaube, daß Zanetta, das Kind eines adeligen Hauses, ihre geduldete Halbehe durch ihre Haltung

gewisser Maßen sanctioniren und ihre Stellung dadurch so ehrenwerth als möglich machen wolle.

Ich gestehe, daß ich dieser Auseinandersetzung nur mit halbem Ohre gefolgt bin, und ferner gestehe ich, daß mich alle venetianischen Kunstwerke, historischen Erinnerungen, malerischen Ansichten am Morgen nach diesem Besuche sehr gelangweilt haben und daß ich den Nachmittag, wo ich Zanetta wieder, und dieses Mal allein, besuchen wollte, kaum erwarten konnte.

Um die dritte Stunde fuhr ich dahin. Der Saal, in welchem sie mich empfing, war in ein Atelier verwandelt. Die beiden Seitenfenster waren ganz, das mittlere und größte nur halb verhängt. Ein ruhiges Licht ergoß sich von oben herab und tauchte die Gegenstände und die Bewohnerin in einen schönen Frieden; der sich dem Eintretenden auf angenehme Weise mittheilte. Der Eintretende brauchte das, denn mit Herzklopfen war ich die Treppe hinauf geeilt.

Der Aufenthalt Zanetta's hatte nichts von dem, was wir bei den Appartements der Geliebten reicher Grafen voraussetzen. Nirgends kleinlicher Putz oder Luxus, ausgenommen der an Decke, Wänden, Spie-

gelrahmen, Fenster-Verzierung aus alter Zeit übrig geblieben war. Der Saal war der Prunksaal der ehemaligen Besitzer des Palastes gewesen. Die Säulchen an den Fenstern waren nach innen in schlanke Statuetten verwandelt, die anstatt der Capitäle Blumenkörbe trugen, aus denen sich Gewinde aller Art emporschwangen und zur Decke hinauf liefen, wo sie sich mit neuerer Stuccaturarbeit in Eines verflochten. Die Seitenwände bedeckten bemalte Leinwand-Tapeten, die von altem, geschnitztem Eichenholz umrahmt waren. Von demselben Holze und in demselben venetianisch byzantinischen Style geschnitzt war dem Balcon gegenüber die Hauptthür, welche, da die eisernen Angeln zerbrochen, mit ledernen Riemen an den breiten, dunklen Pfosten befestigt waren. Wie die Thür trug der ganze Saal die Merkmale des Verfalles. Die Holzschnitzereien waren verstümmelt, die Vergoldungen um den wandhohen Spiegel verwischt, der Spiegel selbst mehr als zur Hälfte erblindet, die Tapetenmalereien verstaubt, hier und da durchlöchert oder fadenscheinig. Die Löcher und Vertiefungen im Estrich suchte ein Teppich vergebens zu verdecken. Dieser Teppich war wohl das Luxuriöseste in Zanetta's Hausrath, der sich aus jenem niedrigen Sopha, auf dem sie zu liegen pflegte, aus

einigen niedrigen Stühlen und einem an die Wand befestigten Tische von braunem Holz zusammensetzte.

Auf diesem höchst einfachen Schauplatze entwickelte sich und spielte sich im Laufe der nächsten vierzehn Tage eine Art von Idylle ab, mit deren Einzelheiten ich Euch, als meine Freunde, verschonen will, — eine Idylle, so moralisch, so unschuldig, wie sie einem guten Buche für sechszehnjährige Töchter gebildeter Herkunft Ehre machen würde. Allerdings müßten in diesem Buche die Wünsche, Hoffnungen, Regungen meines Innern weise verschwiegen werden. Diese abgerechnet, lebten wir wie Paul und Virginie — ganz im Widerspruche mit dem Schauplatze, mit Venedig, von dem Ihr Euch so viel versprochen habt. Daß mir Zanetta im Laufe der Tage erlaubt hat, mich auf den Teppich zu ihren Füßen zu legen, während sie selbst auf ihrem Sopha italienisch träg ausruhte — daß ich ihr in dieser Stellung, den Kopf ans Sopha gelehnt, Geschichten erzählte, Späße vormachte, manchmal einen Seufzer wagte und oftmals die Hand küßte, wird man nur natürlich, dem Alter und der Lage angemessen und nicht im Geringsten übertrieben finden. Und die Stunden und halben Tage, die mir so vergingen, gehörten noch zu den angenehmsten — trauriger war es, wenn Zanetta,

wie sie es besonders liebte, sich in einen Winkel des Saales kauerte und ich, vor ihr stehend, von fremden Ländern und Menschen und dergleichen erzählen mußte. Sie sah dann einer kleinen, im Gebüsche lauernden Tigerkatze nicht unähnlich. Ihre Augen brannten aus der Tiefe herauf, wie zwei consolidirte Irrlichter; die nur lose umgehängten Kleidungsstücke fielen dann von der Schulter, die sich vergebens bemühte, sie oben zu erhalten, und unter den Bemühungen noch mehr enthüllte als verbarg; ihr Mund, mit den herrlichen, weißen Zähnen, lachte dann und schien jeden Augenblick zu einer tigerhaften That bereit. Und ich mußte aufrecht vor ihr stehen — denn wenn ich mich zu ihrer Lage bequemte und mich auch hinkauerte, wurde ich ausgelacht, und wenn ich, mit weniger Ueberlegung, hinstürzte und sie an beiden Schultern faßte, wurde ich mit einem einfachen „St!“ zur Ruhe verwiesen, und ich hielt mich ruhig.

Man glaubt es nicht, bis zu welchem Grade der Mensch, respective der Mann zum Sclaven geboren ist. Aber manchmal empört sich der Sclave; er stellt plötzlich das Hofmachen ein, er wirft sich auf den Teppich oder aufs Sopha und gibt sich einer vollkommenen Unthätigkeit hin; er brummt die Melodie einer italienischen Oper durch die Zähne, er grollt.

So lag ich eines Tages da und führte meine Rolle mit großer Charakterstärke durch. Der Maler kam und malte und ging. Zanetta fragte Das und Jenes und bekam kurze Antworten; sie ging ins Nebenzimmer und kam geputzt und schön wie ein Engel zurück. Sie bat mich, ihr einen kleinen Spiegel zu halten, da sie noch etwas an ihrer Coiffure zu vollenden hatte; ich that es und brummte ihr Lieblingslied: O pescator dell' onda, weiter und fand die Coiffure, da ich um meine Meinung gefragt wurde, gar nicht übel. Da nahm mir Zanetta den Spiegel aus der Hand und warf ihn hin; dann schob sie ihre Finger in meine Haare, knieete zu mir hin und fragte, ob wir nicht endlich diesen Abend unsere Gondelfahrt machen wollten. Ich sprang auf, ich schlang meinen Arm um ihren Hals, und trotz ihrem fürchterlichen „St!" drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort, die Gondel zu bestellen.

Seit vielen Tagen hatte ich bei ihr um eine abendliche Gondelfahrt petitionirt und immer umsonst. Eine solche Fahrt im Mondschein, den Canal Grande entlang, dann hinaus auf den Lido schien mir das Höchste — endlich hatte ich es erreicht. Mondbeglänzte Zaubernacht lag bereits auf Venedig, als meine Gondel vor den alten Treppen des Palastes

erschien; mit Mühe that die Alte das Thor auf, und ich eilte hinauf, um Zanetta abzuholen. Sie erwartete mich bereits, den herrlichen Kopf in einen schwarzen italienischen Schleier gehüllt. Mit triumphirendem Herzen führte ich sie hinab und in die Gondel. Sie erlaubte nicht, daß die schwarze Decke abgehoben werde, und ich war es zufrieden. Sie streckte sich auf die eine Bank hin und wies mir die andere als Lager an; ich wollte mich in die Mitte und auf den Boden der Gondel legen, aber sie erlaubte es nicht; das störe das Gleichgewicht und verhindere eine angenehme Fahrt. Ich mußte mich damit begnügen, daß sie mir von Zeit zu Zeit die Hand entgegenstreckte und daß ich ihre melodische Stimme hörte, da sie, wie sie sagte, meinen Cicerone machen wollte und mir die Namen der Paläste nannte, an denen wir vorüberfuhren. Ich knirschte mit den Zähnen und sagte ihr endlich, daß ich die Fahrt höchst langweilig finde, die so entzückend sein könnte, wenn ich sie an der Seite einer Geliebten oder nur eines empfindenden Wesens machte.

Ich bin aber nicht deine Geliebte, sagte sie ruhig, sondern die Geliebte eines Anderen; du weißt es.

Ich weiß es!

Also warum die Vorwürfe? Als du mich kennen lerntest, wußtest du, welche Bekanntschaft du machtest. Und was das „empfindende Wesen" betrifft, fügte sie halb ironisch hinzu, so werde ich mich hüten, es zu sein mit einem zwanzigjährigen Jungen, der zufällig durch Venedig läuft und wieder in der Welt verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Du hast Recht, Zanetta! sagte ich mit einem Seufzer und schwieg. Auch sie versank in Schweigen, das sie manchmal mit Nennung der Insel oder eines Palastes, an denen wir vorüberfuhren, zu unterbrechen suchte; und endlich gab sie das auf, und in unserer Gondel war es still wie in einem Sarge, und so still fuhr sie noch eine Stunde lang dahin. Es war Mitternacht, als wir wieder an der Treppe anlegten; sie reichte mir schweigend die Hand und verschwand im Dunkel des alten Palastes. Ich fuhr weiter bis an die Riva der Slavonen.

Um eine große Enttäuschung reicher, warf ich mich ins Bett, wohl fühlend, daß ein Entschluß gefaßt werden müsse, und ich faßte ihn. Noch einmal wollte ich Zanetta sehen und dann die Stadt verlassen. Mit diesem Entschlusse bewaffnet, trat ich am anderen Tage vor sie. Ich hatte wenig oder viel-

leicht gar nicht geschlafen und sah wohl sehr blaß und müde aus.

Armer Junge! sagte Zanetta gleich bei meinem Eintreten, indem sie die Hand auf meinen Kopf legte: wie seine Stirn brennt, wie er blaß ist!

Signora! sagte ich, ich bin Ihres Mitleids müde und komme, um Abschied zu nehmen.

Gewiß? fragte sie rasch.

Gewiß, Signora, so gewiß, als ich nicht mehr Willens bin, mich ferner plagen zu lassen.

Mein Freund, erwiderte sie, du bist müde, dich länger plagen zu lassen! Siehst du, eben so gibt es Männer, die leicht des Glückes müde werden. Kann ich wissen, ob du zu diesen gehörst oder nicht? Meiner und des Glückes, das ich dir bieten kann, solltest du nicht müde werden, dazu bist du mir in diesen Tagen zu lieb geworden. Ewig frisch und ungetrübt, ungeschwächt durch Wiederholung soll in dir die Erinnerung an das Glück leben, das ich dir geben kann. Ist es gewiß, daß du reisest?

Gewiß!

Und wann? fragte sie hastig weiter.

Morgen, mit dem Frühesten.

Dein Wort, daß du den Entschluß nicht mehr änderst, was ich dir auch immer sagen werde.

Ich zauderte; sie drang in mich, indem sie mir die Hand entgegen hielt: Gib mir dein Wort!

Mein Wort! rief ich und schlug ein.

So geh jetzt fort, mein Freund, denn ich erwarte Besuche — aber komme heute Abend wieder.

Wie ich den Tag verbracht, welche Gassen ich durchrannt, wie ich meine Sachen gepackt, wie ich die Barke bestellt, die mich am anderen Morgen nach Mestre bringen sollte — ich weiß es nicht. Die Barke bestellte ich in die Nähe der Piazza San Zacharia und übergab ihr meine kleinen Reise-Habseligkeiten.

Die Sonne war noch nicht ganz ins Meer getaucht, als ich in Zanetta's Saal trat; sie war nie so schön gewesen als an jenem Abend, in jener Nacht. —

Am Morgen sprang ich in die Barke. „Nach Mestre!" rief ich, und Zanetta, die auf dem Balcon stand, konnte es hören. Ich warf mich der Länge nach hin und schloß die Augen und wollte keinen Stein mehr sehen von der herrlichen Stadt, aus der ich scheiden mußte, nachdem ich in ihr so viel Glück gefunden. Eine süße Betäubung bemächtigte sich meiner, und die Bilder der entschwundenen Nacht zogen reihenweise, doch traumhaft an mir vorüber.

Die Sonne stand schon hoch, als wir auf der offenen Lagune hinfuhren. Ich öffnete die Augen und sah das feste Land vor mir liegen — hinter mir im Morgenduft, traumhaft, verschwommen, lag Venedig. Es war mir, als führe ich aus einem schönen Traume hinaus in die Wirklichkeit; als wäre ich mit dem süßen Gefühl der Müdigkeit in meinen Gliedern gar nicht mehr gemacht, in diesen wirklichen Welten umher zu wandeln, und als ob etwas geschehen müßte, was mich wieder fähig mache, auf reellem Boden hinzuwandern. Ich sprang auf, warf die Kleider ab und stürzte mich in die frische, noch in Morgenhauch dampfende Flut. Eine Strecke weit schwamm ich neben der Barke einher; dann stieg ich wieder ein wie neu geboren, und als wir in Mestre landeten, schwang ich meinen Wanderstab, und mit dem gesunden Gefühl der Jugend und dem dankbaren für erlebtes Glück wanderte ich in den Morgen und in die schöne Welt hinein, den stillen Wellen der Brenta entgegen. An der Brenta stehen viele, viele prächtige Landhäuser, die meistens den Nobili's von Venedig gehört haben und jetzt wie ihre Paläste in der Stadt verfallen. Vor ihren prächtigen Portalen fließt die Brenta, hinter ihnen dehnen sich große, weite Parks und Gärten mit unendlichen Alleen, mit verwilderten

Taxusgängen, mit dichtem Gebüsch und unzähligen Statuen, die meist vom Sockel gesunken, von vielen todten Herbsten bedeckt sind. In einen solchen Park trat ich, ließ mir vom Besitzer ein Glas Wein vorsetzen, und da saß ich Stunden und Stunden lang und prägte mir, was ich erlebt hatte, tief in die Seele. Nach diesem erkenne ich mich selber kaum, wenn ich mich nur einige Wochen später, an einem regnerischen unangenehmen October-Morgen in der guten Stadt Regensburg wieder finde, wie ich, einen Aufenthalt von kaum einer Stunde, den Pferdewechsel und die Frühstückszeit benutzend, nach einer durchreis'ten Nacht als wißbegieriger Jüngling den alten Dom umwandle und mir die Formen altgothischer Kunst fast mit demselben Eifer einzuprägen suche, wie ich mir in jenem Garten an der Brenta andere lebendige, holdbeglückende Formen einzuprägen gesucht hatte. Ich war nicht allein. Ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von gefälligem, einnehmendem Aeußeren, in elegantem Reise-Costume ging neben mir einher. Er hatte im Gasthause gehört, wie ich mich beim Conducteur erkundigte, ob ich Zeit genug hätte, den Dom zu besehen, und bat mich um die Erlaubniß, sich mir anzuschließen. Er verstand nichts von der gothischen Kunst, aber das Schöne

gefiel ihm, und er ließ sich von dem Wenigen, was ich über den Gegenstand wußte, gern mittheilen. Ins Posthaus zurückgekehrt, fanden wir die Pferde noch nicht vorgespannt, und nun lud mich mein Gefährte vom Dome ein, mit ihm voraus zu gehen, die Brücke und mit ihr einen Theil des Schlachtfeldes von Regensburg zu beschauen. In der Vorstadt könnten wir in den Postwagen steigen. So wanderten wir voraus. Nun war es an meinem Gefährten, die Rolle des Cicerone zu übernehmen. Er kannte die Einzelheiten der Schlacht von Regensburg ganz genau, er zeigte mir, und zwar mit einer gewissen Freude, wo und wie die Oesterreicher Fehler gemacht, wo diese gestanden und von ihren Landsleuten, den Rheinbunds-Truppen, viel mehr als von den Franzosen gelitten haben; er bezeichnete mir genau den Punkt, wo Napoleon verwundet worden und wo die Oesterreicher ihren verhängnißvollen Rückzug begonnen haben, und knüpfte an seine Mittheilungen manche Bemerkung, wie Dies und Das anders geworden wäre, wenn man Dies und Das nicht vernachlässigt hätte.

Sie sind Soldat? fragte ich ihn.

Ich war es! antwortete er mit einem Seufzer.

Aber Sie sind kein Deutscher, fuhr ich fort;

denn aus allen Ihren Worten spricht sich, wie mir scheint, mehr Sympathie für die Franzosen, als für meine Landsleute aus.

Es ist war, ich bin kein Deutscher, antwortete er, doch ist mehr meine Erziehung als Sympathie oder Antipathie schuld daran, daß meine Worte diese Färbung annehmen. Es ist eine uns Polen anerzogene Schwäche, Napoleon als unseren Freund zu betrachten. Geht doch ein Theil meiner mystischen Landsleute neuerer Zeit so weit, ihn als einen wahren Messias der Welt darstellen zu wollen.

Es freute mich, daß der Pole bei diesen Worten die Achsel zuckte und daß er die scheinbare Freude an dem Siege der Franzosen als eine Folge schlechter vorurtheilsvoller Erziehung darstellte. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, dem an sich schon einnehmenden Manne mein Herz zuzuwenden.

Der Postwagen kam, und wir stiegen ein. Mit meiner einundzwanzigjährigen Polenbegeisterung konnte ich nicht lange an mich halten, und kaum daß wir auf unseren Plätzen saßen, als ich wieder das Thema aufnahm und, davon ausgehend, meine ganze Sympathie für Polen, seine Sache und seine Helden in seinen Busen ausschüttete. Der Pole lächelte mir dankbar zu, gab mir aber auch durch einige Winke,

indem er auf den neben uns sitzenden Capuziner und einen wohlbehäbigen Beamten deutete, zu verstehen, daß wir nicht allein wären und daß dieses Thema nicht in Gesellschaft zu verhandeln sei. Er that es mit solcher Freundlichkeit, daß ich über die Abwehr meiner Begeisterung nicht im Geringsten beleidigt war, ja, seine Mahnung sogar mit Dankbarkeit hinnahm. Ueberhaupt sprachen sich in seinem ganzen Benehmen neben vieler Milde ein gewisses Maß, eine gewisse lobenswerthe Vorsicht aus, wie sie bei seinen Landsleuten selten sind. Mit Geschick brachte er ein anderes Thema aufs Tapet, daß auch bald die zwei anderen Reisegefährten ins Gespräch verwickelt waren und der Weg bis Amberg unter lebhaften gegenseitigen Mittheilungen schnell zurückgelegt wurde und die Reisegefährten, die uns hier verließen, ihr Bedauern aussprachen, die Reise nicht weiter in dieser Gesellschaft fortsetzen zu können. Wir blieben zusammen, denn unser beider Reiseziel war Böhmen. In Amberg mußten wir mehrere Stunden auf den Postwagen warten, der aus Nürnberg kommen sollte. Ich legte in der Gaststube mein kleines Gepäck ab, und mich selbst streckte ich auf die Ofenbank, um wo möglich den Schlummer, den ich in der letzten Nacht zwischen München und Regensburg verloren hatte,

einzuholen. Aber schon nach wenigen Minuten trat der Pole an mich heran und lud mich ein, ihm auf die Stube zu folgen, die er genommen hatte, da ich mich dort besser als in dem lärmenden Saale von der Müdigkeit der Reise werde erholen können. Mit Dank nahm ich die Einladung an und folgte ihm. In der wohnlichen Stube, deren Ofen bei dem naßkalten Wetter bereits eine angenehme Wärme zu athmen anfing, forderte er mich auf, mir auf einem zurechtgestellten Sopha gütlich zu thun und auszuruhen, da er bemerkt habe, daß ich überaus ermüdet, ja, unwohl sei. So war es auch. Die Studenten-Sommertracht, in der ich in den heißen Tagen nach Italien gelaufen war, genügte dem deutschen Herbste nicht mehr, und die letzte Nacht, die ich im Postwagen zugebracht hatte, bewies es mir, indem sie mir eine ziemliche Erkältung anhängte. So gehorchte ich gern meinem Johanniter und legte mich aufs Sopha, das er mir noch mit Hülfe von Kissen und Decken so bequem als möglich zu machen suchte, trotz aller Gegenreden, die ich gegen ein solches Uebermaß von Güte erhob. A la guerre comme à la guerre! antwortete er — auf Reisen muß man einander helfen. — Aber, lieber Herr, fuhr er fort, Sie haben

Fieber; Sie müssen etwas thun, wenn Sie noch heute Ihre Reise fortsetzen wollen.

So sprechend verließ er das Zimmer und kam bald mit einem großen, eleganten, in russisches Leder gehüllten Reise-Necessär zurück, das er auf den Tisch stellte und aufzuschnallen und aufzuschließen anfing. —

Hier in diesem Kasten, sagte er, habe ich eine ganze Reise-Apotheke. Sie müssen mich nicht auslachen und mich für einen Weichling halten, weil ich wie eine russische Fürstin mit dergleichen Zeug reise. Das Necessär ist das Geschenk einer besorgten Mutter, der ich habe versprechen müssen, es auf allen Reisen mitzuführen. Die gute Mutter! sie hält mich für geborgen, wenn ich die Maschine mit mir habe. Sehen Sie, als ich mich auf diese Reisen begab, habe ich es in Venedig, meinen Wohnort, vergessen — ich konnte nicht ruhen, bis ich es mir per Post habe nachkommen lassen.

Bei dem Worte „Venedig" fuhr ich zusammen — ich richtete mich auf und sah am Reise-Necessär ein gräfliches Wappen. Schreckliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Gott, dachte ich, wenn dieser mein edler Pfleger Zanetta's Pole wäre! Das mußte ich wissen, wie sehr ich auch fürchtete, in mei-

ner Vermuthung bestärkt zu werden. Das Wappen, sagte ich mit zitternder Stimme, ist mir bekannt; ich bin kein starker Heraldiker, aber ich glaube, es ist ein gräfliches.

Ja, sagte der Pole, ich bin Graf.

Himmel und Hölle! dachte ich, auch Janetta's Pole ist ein Graf.

Bekannt, fuhr der Graf fort, mag Ihnen das Wappen auch sein; Sie mögen es in Wien oft gesehen haben.

Möglich, sagte ich zitternd, möglich — Sie sind so gütig gegen mich, Herr Graf, daß es natürlich ist, wenn ich Ihren Namen zu wissen wünsche.

Mein Name — sagte er zaudernd, indem er ein Flasche aus dem Necessär zog und ein Gläschen mit ihrem dunkeln Inhalt füllte — mein Name ist . . . da unterbrach er sich wieder, indem er mit dem Glase an mein Sopha trat . . . Da, trinken Sie, und Ihr Fieber wird schnell vergehen.

Ich nahm das Glas, aber meine Hand zitterte, und ich war nicht im Stande, es an die Lippen zu führen. — Vielleicht wenn du wüßtest, o Graf, woran ich jetzt denke, du würdest mir lieber Borgia-Gift als Arznei reichen.

Als ob er meine Gedanken errathen hätte, sagte er lächelnd: Sie zittern ja, als ob ich Ihnen Gift gäbe; erschrecken Sie nicht, es ist nicht einmal Medicin, sondern guter, uralter Malaga. Ein Gläschen davon wird Sie bald wieder herstellen — probatum est!

Nein! sagte ich, ich trinke nicht eher, als bis ich Ihren Namen weiß — ich will auf Ihr Wohl trinken.

Ah, Pardon, erwiederte er, ich habe vergessen, daß Sie mich nach meinem Namen gefragt haben; ich bin der Graf Raizky!

Auf Ihr Wohl, Graf Raizky; rief ich frohlockend. Ich war gerettet: Zanetta's Pole hieß Graf Zalesky!

Graf Raizky sah mich erstaunt an; mein ganzes Benehmen, besonders mein Jubel, da er seinen Namen nannte, mochten ihm sonderbar erscheinen. Er schüttelte den Kopf und sagte: Ihnen thut Ruhe noth; jetzt wenden Sie Sich mit dem Gesichte zur Wand und schlafen Sie.

Ich that, als ob ich gehorchte, aber mit dem Schlafe war es nichts. Ein schwerer Stein war mir vom Herzen gefallen, dennoch ließen mich verschiedene Fragen nicht ruhen. Wie kommt's, daß mehrere

polnische Grafen in Venedig hausen? — wie kommt's, daß Graf Raizky dasselbe Alter hatte, wie Graf Zalesky nach den mir gemachten Mittheilungen haben mußte? Wie kommt's, daß beide in Venedig wohnende Polen desselben Alters sich zu derselben Zeit auf der Reise befanden? Mit diesen Fragen beschäftigt und von den auf diese Weise aufgeregten Erinnerungen an Venedig, sein schönstes Weib und meine schönste Nacht fiel ich endlich in einen unruhigen Schlaf, in welchem Venedig, Zanetta, der Graf mit dem Glas Malaga in der Hand wie unheimliche Phantasmagorieen vorüber zogen. So glaubte ich noch zu träumen, als ich das schöne venetianische Volkslied „O pescator dell' onda", das Zanetta zu singen pflegte, verschwommen und undeutlich wie Bienensumsen unweit von meinem Lager hörte. Aber ich hatte schon die Augen offen; ich sah mich um und erblickte den Grafen, der am Fenster stand, in Gedanken vertieft in den regnerischen Tag hinausstarrte und zerstreut das Volkslied vor sich hinbrummte. Also noch eine Erinnerung an Zanetta? Sollt' er es doch sein! — Meinetwegen! Ich resignirte mich und nahm mir vor, die Lösung des Räthsels mit Ruhe abzuwarten. Aber dieser Entschluß verging wie Dunst, sobald der Graf bemerkte, daß ich erwacht

war, und sich mit den treuherzigen, großen blauen Augen, dem milde lächelnden Gesichte zu mir wandte. Er hatte während meines Schlafes einen Thee bereiten lassen, den er mir nun selbst entgegenbrachte. Er hielt mir mit der einen Hand die Tasse hin, während er mit der anderen meine Stirn anfühlte ob sie noch heiß war. — O, sagte er mit zufriedenem Gesichte, der Schlaf hat Ihnen wohl gethan; Sie können die Reise ruhig fortsetzen.

Sie haben da ein schönes Lied vor sich hingesummt, sagte ich selbstquälerisch.

Kennen Sie es? fragte er. O, natürlich! man kann nicht drei Tage in Venedig gewesen sein, ohne es hundert Mal gehört zu haben. Und ich — fügte er lächelnd hinzu —, wie oft habe ich es gehört, und von welchen Lippen! O schöne Venezia!

Nach diesem entzückten Ausrufe hielt ich es für besser, nicht weiter zu fragen. Ich stand auf und machte mich zur Reise bereit; denn schon war es Abend geworden, und wir hörten den nürnberger Postwagen die Straße herunterrollen. Wir stiegen hinab, und nach einer halben Stunde fuhren wir durch kalten Wind und Regen aus Amberg hinaus den böhmischen Bergen entgegen. Diesmal waren wir allein in einem Coupé; ich aber war von der

seit Stunden gehegten Angst, der neben mir sitzende polnische Graf könnte trotz aller Verschiedenheit des Namens der polnische Graf Zanetta's sein, so müde, daß ich mich hütete, das Gespräch eine Wendung nehmen zu lassen, die mich wieder hätte in neuen Zweifel stürzen können. Wir sprachen über gleichgültige Dinge, über Reise-Eindrücke, über die wiener Gesellschaft, die der Graf kannte, und dergleichen. Bald aber wurde ich schweigsam. Mein leichtes Sommer-Costüme bewies mir noch heftiger als in der vergangenen Nacht seine Unzulässigkeit; vom Fichtelgebirge wehte der Wind nordisch kalt und machte das Wort auf meinen Lippen erfrieren. Meine Zähne klapperten, und ich drückte mich so tief als möglich in die gepolsterte Ecke. — Meine traurige Lage konnte, trotz der Dunkelheit, dem guten Herzen des Grafen nicht lange verborgen bleiben. Jesus Maria! rief er plötzlich, Sie vergehen ja vor Kälte!

Mit klappernden Zähnen erklärte ich ihm, wie ich es büße, germanischen Herbst in einem Costume herauszufordern, das für italienischen Sommer berechnet war.

Graf Raizky lächelte zwar über meinen studentenhaften Leichtsinn, meinte aber doch sehr ernsthaft,

daß das nicht so bleiben könne und daß auf der nächsten Station geholfen werden müsse. Glücklicher Weise kamen wir bald im nächsten Posthause an. Noch bevor der Wagen anhielt, war der Graf schon hinabgesprungen.

Wie lange halten wir hier? fragte er den Conducteur.

So lange als nöthig, um die Pferde zu wechseln.

Könnte ich nicht indessen einen Koffer abpacken und öffnen lassen? fragte der Graf.

Unmöglich! rief der Conducteur — das würde uns zu lange aufhalten.

Der Graf nahm ihn am Arm, führte ihn bei Seite, und nachdem er ihm einige Worte ins Ohr geflüstert, griff er in die Tasche und drückte ihm eine Hand voll baierischen Silbers in die Hand. Der Conducteur sah ihn erstaunt an, rief den Hausknecht und befahl ihm, den Koffer abzupacken, den ihm der Herr Passagier anzeigen werde. Schnell kletterte der Graf mit dem Hausknecht auf den Wagen, schnallte mit ihm die lederne Decke los und half ihm aus dem Gros des Gepäckes einen großen schwarzen Koffer herausziehen. Er wurde herabgelassen, und der Graf selbst trug ihn mit Hülfe des Hausknechtes durch den strömenden Regen unter die Wagenremise,

wo er ihn beim Licht der Stalllaterne auszupacken und zu durchwühlen begann. Ich folgte ihm, um zu helfen. Was suchen Sie so eifrig? fragte ich.

Es muß sich in dem Koffer ein prächtiger Reise-Paletot befinden, der Ihnen, lieber Reise-Camerad, treffliche Dienste leisten wird — erwiederte der Graf, während er in den Kleidungsstücken herumwühlte.

Umsonst bat ich ihn, sich die Mühe zu ersparen, indem ich mich auf meine gute Constitution und mit einiger Uebertreibung auf meinen abgehärteten Körper berief; er ließ sich nicht stören und wühlte den Koffer bis auf den Grund durch. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, denn er eilte, um dem Conducteur so viel möglich eine Gesetzes-Uebertretung zu ersparen — plötzlich aber rief er: Teufel, der Paletot muß in einem anderen Koffer stecken!

Der Conducteur kam heran und drängte. — Kann ich nicht noch einen zweiten Koffer auspacken lassen? fragte der Graf.

Nein unmöglich! rief der Conducteur, ich komme in Strafe, ich verliere mein Amt.

Aber es muß sein!

Unmöglich! rief der Conducteur noch einmal — das Gesetz! das Gesetz! fügte er mit Pathos hinzu.

So geben Sie es doch auf, lieber Graf, bat ich; ich versichere Ihnen, daß ich den Paletot gar nicht nöthig habe.

Aber der Graf achtete auf meine Worte nicht — er nahm den Conducteur wieder bei Seite und füllte ihm die Hand wieder mit klingender Münze.

Das wäre gegen die Natur, solcher Güte zu widerstehen, murmelte der Conducteur — Hausknecht, den anderen Koffer! . . . das schlechte Wetter wird die Verspätung entschuldigen.

Der Graf stopfte Kleider und Wäsche in den Koffer, der, kaum geschlossen, wieder auf das Dach des Wagens geworfen wurde. Dann kletterte er wieder mit dem Hausknecht hinauf, und nach wenigen Minuten stand ein zweiter Koffer im Hofe. In diesem endlich fand sich der Paletot, den der Graf triumphirend hervorzog und, während er das Wiedereinpacken und Verschließen dem Hausknecht überließ, mir vorhielt, mich einladend, in die Aermel zu fahren. Mit einer fast kindischen Freude knöpfte er ihn selber zu und verpackte mich so von oben bis unten. So, lieber Freund! sagte er, jetzt werden Sie hoffentlich nicht mehr frieren.

Es war ein prächtiger Paletot! ich sehe ihn noch, als hätte ich ihn gestern getragen. Aus dich-

tem und festem englischem Stoffe, legte er sich doch, da er mit Wollseide gefüttert war, weich und warm um den Leib. Er ging tief über die Kniee und legte sich vorn doppelt um die Brust. Man stak darin wie in einer gemächlichen, geheizten Stube. Nun bekannte ich es, daß mir diese Hülle sehr wohl that, und der Graf freute sich mit diesem Bekenntniß. Unbekümmert, ob sein Koffer wieder aufgepackt werde, warf er dem Hausknecht noch ein Geldstück hin und drängte mich, nun einzusteigen, um den armen, vor dem Gesetz zitternden Conducteur nicht länger aufzuhalten.

Rasch flog der Wagen dahin. Gemächlich saßen wir in unserem Coupé und ließen Wind und Regen an die geschlossenen Fenster schlagen. — Nicht wahr, fragte mein Reisegefährte, Sie befinden Sich so besser?

Ich bin wie in meinem Bette, antwortete ich.

Tant mieux! so wollen wir noch Eins dazu rauchen, rief er ganz vergnügt, indem er mir eine Cigarre bot. Da saßen wir denn gemächlich und dampften.

Mitten in diesem Behagen, unter mancherlei Scherzen und Geschichten, fing es mit Einem Male wieder in mir zu wühlen oder vielmehr zu nagen an.

Jener „alte Einsiedler des Herzens“ fing wieder, erst in abgebrochenen, dann in zusammenhangenden Sätzen, zu murmeln an: Wie nun, wenn dieser Mann, dieser Fremde, der seit heute Morgen deinen Krankenwärter gemacht, dich ununterbrochen mit Gefälligkeiten, ja, Wohlthaten überhäuft hat, der dir brüderliche, ja, mütterliche Sorgfalt bewiesen hat — wie nun, wenn er trotz aller Namens-Verschiedenheit doch derselbe wäre, den du gewisser Maßen bestohlen, dem du gewiß überaus wehe, ein großes Unrecht angethan hast? Wie kämen mehrere polnische Grafen nach Venedig? Warum behauptet dieser, das Lied „O pescator dell' onda“ von unvergleichlichen Lippen gehört zu haben? Gibt es denn zwei Zanetta's, die dieses Lied sangen? Zwei Zanetta's sind eine Unmöglichkeit; es gibt nur Eine Sonne, nur Einen Mond! Und sagte dieser Pole heute Morgen nicht, daß er Soldat war, und war der Pole Zanetta's nicht Soldat der polnischen Revolution?

So fragend fuhr der Einsiedler fort, gleich einem Criminalrichter, der trotz falscher Papiere und Pässe die Identität einer Person herzustellen sucht. Mir wurde bange bei all diesen Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Indem ich mich so quälte, ver-

sank ich immer tiefer und tiefer in Stillschweigen; aber der Graf unterbrach es.

Sie haben mir heute Morgen, sagte er, viel Sympathie für mein Vaterland ausgesprochen. Es muß Ihnen sonderbar geschienen haben, daß ich Ihnen nicht dankbarer entgegen kam; aber wir waren in Gesellschaft, und ich habe schon die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. Meine Stellung, besonders aber meine Art, zu reisen, gebieten mir die größte Vorsicht. Sehen Sie, lieber Freund, ich bin ein Compromittirter, ich habe an der Revolution von 1830 thätigen Antheil genommen und bin halb und halb ein Verurtheilter.

Das ist Graf Zalesky auch! dachte ich und erschrak. Aber, fügte ich in Gedanken hinzu, es gibt viele compromittirte Polen. Dennoch wurde mir warm, und ich knöpfte den obersten Theil des Paletots auf.

Wie Sie mich hier sehen, auf Reisen, allein, unbewacht, scheine ich Ihnen ein freier Mann zu sein, aber ich bin nur ein Vogel, den man am Bande ein wenig fliegen läßt. Nachdem ich eine Zeit lang auf dem Spielberg gesessen, hat es meine Familie durch Protection dahin gebracht, daß man mir Venedig als Aufenthalt anwies, und in dem

letzten Jahre habe ich es ausgewirkt, daß man mich auch jeden Sommer, auf Ehrenwort, in einem gewissen Umkreise und in gewissen Ländern reisen läßt.

Das war zu viel, denn er erzählte mir die Geschichte des Grafen Zalesky. Mir wurde heißer in in meinem Paletot — ich seufzte tief auf, ja, es war eine Art Geächze, das ich ausstieß.

Was haben Sie? fragte mein Reisegefährte besorgt, sind Sie wieder unwohl.

Gott bewahre! Es ist nichts! rief ich schnell. In der That, dachte ich, kann die österreichische Regierung nicht systematisch mehrere compromittirte Polen in die einsame Lagunenstadt verbannt haben?

Ich beklage mich über die österreichische Regierung nicht, fuhr er fort. Einmal ist ihr Verfahren bei ihrem System ein sehr mildes, denn ich gehörte zu den Compromittirtesten unter den österreichischen Polen; ich war der Adjutant Chlopicki's und nach ihm Skrzynecki's und habe den polnischen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht. Dann habe ich in der Stadt, die sie mir als Gefängniß anwies, ein Glück gefunden, das ich vielleicht in der Freiheit Jahre lang vergebens gesucht hätte. — Mein Freund, hätten wir uns anstatt in Regensburg und

im Eilwagen auf dem Marcusplatze kennen gelernt. Sie hätten durch mich ein Weib zu sehen bekommen, wie es die Natur in diesem Jahrhundert vielleicht nicht zweimal geschaffen, ein Weib so schön wie die Engel des Himmels, ein Weib, das mich alle Bitternisse des Exils und der gezwungenen Unthätigkeit mit einem Lächeln ihres Mundes vergessen machen kann.

Ich hatte genug; jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Du bist geliefert! dachte ich, und streckte mich krampfhaft. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber mein Leib fühlte sich in dem Paletot wie in der Hölle. Er brannte mir auf die Haut, er schien sich zusammenzuziehen, um mich zu erwürgen. Um den Hals wurde er immer enger wie eine zusammengezogene Schlinge, um die Brust drückte er wie eine Folter, und in die Arme schien er sich mit Brandmalen festzufressen. Ich bedurfte aller Geistesgegenwart, um nicht laut aufzuschreien; vielleicht hätte ich es auch nicht gekonnt, denn es war mir, wie wenn im Traume ein Alp auf die Brust drückt und Athem und Stimme benimmt. Doch hatte ich Besinnung genug, die stockfinstere Nacht zu segnen, die dem Grafen verwehrte, in mein Gesicht zu sehen;

es muß alle jämmerlichen Farben eines Armensünder-Gesichtes gespielt haben.

Ich bin nicht sentimental, fuhr er ruhig fort, darüber ist man in meinen Jahren hinaus; aber ich liebe Zanetta. So heißt sie, fuhr er mehr gegen mich gewendet fort, und beim Schein der Cigarre, die er mächtig anzog, erkannte ich, wie sich sein Gesicht bei diesem Namen verklärte.

Zanetta! schrie ich, Zanetta! Und mit diesen Worten war es, als ob ein Bann von mir genommen wäre; ich konnte mich wieder regen, und mit einer wilden Bewegung riß ich sämmtliche Knöpfe des Paletots von oben bis unten auf.

Zanetta! schrie ich noch einmal, Zanetta heißt sie, und Sie, wie heißen Sie?

Was ist Ihnen, sagte der Graf, indem er sich vorbeugte und mir ins Gesicht zu sehen suchte, was ist Ihnen? Sie scheinen sehr aufgeregt!

Aufgeregt? Nicht im Geringsten, antwortete ich möglichst ruhig. Du gehörst einmal dem Teufel, dachte ich, nun mußt du heucheln und lügen. Der Name, fuhr ich ruhiger fort, erinnert mich daran, daß Sie auch schon die Güte hatten, mir den Ihren zu nennen, aber es ist mir so schwer, Ihre polni-

schen Namen zu behalten. Raizky, glaube ich, sagten Sie; ist es nicht so?

Wohl, so sagte ich, antwortete der Graf, doch muß ich Sie um Entschuldigung bitten, denn Raizky ist nicht mein eigentlicher Name. Unsere Familie hat ihn mit einigen Gütern erst vor Kurzem geerbt, und die österreichische Polizei zieht es vor, mich unter diesem unschuldigen Namen reisen zu lassen und für die Zeit meiner Reise den eigentlichen, compromittirten und bekannten Namen zu unterdrücken. So nehme ich denn auch den Namen meines Passes an, um nicht in Ungelegenheiten zu kommen; eigentlich aber heiße ich Felix Zalesky.

Nun war Alles klar, und ich gestehe, daß es mir mit dieser Klarheit auch klarer im Gemüth wurde. Ich wußte es nun, daß ich als Verbrecher, als Dieb, als Gott weiß, was neben meinem Freunde, meinem Wohlthäter saß. Meine Position war eine fertige, in sich abgeschlossene. Gern hätte ich mich schon als in das Unvermeidliche, Unabänderliche, darein ergeben, wenn der unglückselige Paletot nicht in seinem höllischen Zauber fortgefahren wäre. — Die Cigarre des Grafen, eine köstliche Cigarre, hatte ich in der Aufregung bereits zur Hälfte verdampft, zur Hälfte zerkaut, aber der Paletot mit seinem

Brennen, Drücken, Zusammenschnüren klebte mir am Leibe, und es schien mir, als würde ich ihn nie los werden. Ich erinnerte mich an jene Sage von dem italienischen Herzog, der als Gefangener in einem kunstvoll gebauten Zimmer wohnen mußte und die Wände dieses Zimmers von Tag zu Tag näher an einander rücken sah, bis sie sein Sarg wurden. Ich erinnerte mich an das Nessuskleid, das sich in die Glieder des unglückseligen Helden festfraß und ihn nicht mehr los ließ. Meine Gedanken begannen zu schwärmen, und ich dachte das Tollste. Es zog mir sogar einen Augenblick durch den Sinn: Ob der Graf nicht indessen in Venedig erfahren hat, was vorgegangen? Racheglühend ist er mir nachgereis't, hat mich eingeholt, hat, während seines langen Aufenthaltes ganz zum Italiener geworden, mir mit verstellter, perfider, wälscher Freundlichkeit ein künstlich vergiftetes Kleid aufgedrungen und reis't nun neben mir, um sich an meinen Leiden und Qualen zu weiden. Die vergifteten Briefe, Handschuhe, Cigarren sind keine Fabel, warum sollte es nicht einen vergifteten Paletot geben?

Aber da saß er in seinem Winkel und plauderte und erzählte so ruhig fort, so unschuldig wie ein Kind. Ohne daß ich es in meinem Paroxysmus

merkte, war er wieder auf den polnischen Feldzug gekommen und sprach mit großem Feuer, mit vieler Begeisterung für sein Vaterland. Ich hörte wenig davon. —

Fühlen Sie, rief er plötzlich, ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange, fühlen Sie, was mich trotz Allem und Allem stolz macht! Bei diesen Worten riß er seine Kleider auf, faßte meine Hand und führte sie über die Fläche seiner Brust. Ein Schauer durchzuckte mich; diese Brust glich einem geackerten Felde. Eine Narbe neben der anderen fühlte die Hand, und wie er sie leitete, ging sie wie über Berge und Thäler dahin.

Alles das von russischen Lanzen, Degen und Kugeln — alles das vor meinem vierundzwanzigsten Jahre, sagte er mit aufgeregter Stimme und ließ meine Hand sinken.

Darauf schwieg er und schien sich in Erinnerungen an alte Zeiten zu versenken.

Und ein Held, ein Märtyrer, ein edler Sohn seines Vaterlandes ist er auch! seufzte ich in tiefster Seele. Anstatt des Paroxysmus überkam mich eine große Ehrfurcht, eine innige Wehmuth. Ich hätte weinen mögen und wußte nicht, worüber; vielleicht über das Glück, das ich vor einigen Wochen so sehr

gewünscht und mit so vielem Rausche genossen hatte. Leise zog ich den Paletot ab und legte ihn zwischen uns. Da wurde es mir leichter. Hätte ich reden dürfen, vielleicht wäre mir ganz wohl geworden, aber Schweigen war mir Pflicht. Doch dauerte es nicht lange, und eine mächtige Thräne schlich durch die Stille der Nacht über die Wange hinab; es war eine aufrichtige Reuethräne. Ich verwischte ihre Spur, da es über dem Fichtelgebirge zu tagen begann.

Und als ich kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde Graus.
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward mir wieder froh zu Muth.

Hier schwieg der Erzähler und sah die Gesellschaft mit heiteren und naiven Augen an.

Nun, und dann? fragte der Russe.

Ja wohl, und dann? — setzte einer der Freunde, ein deutscher Arzt, hinzu. Mit diesem musikalischen Schlusse ist uns nicht gedient.

In Karlsbad, fuhr der Erzähler fort, trennten wir uns als gute Freunde.

Aber haben Sie nie etwas über Zanetta's und des Grafen fernere Schicksale gehört?

Nicht über Zanetta's, wohl jedoch über des Grafen fernere; aber ich theile das nicht gern mit; es klingt wie Ironie.

Die Ironie ist oft das Fabula docet einer moralischen Geschichte, sagte der Arzt, also heraus damit.

Graf Zalesky — betonte der Erzähler mit Nachdruck —, von Zanetta beglückt, hat im Laufe der Zeit Venedig so lieb gewonnen, daß er sich in der Revolutionszeit als bereits vierzigjähriger gesetzter Mann für die Lagunenstadt mit derselben Tapferkeit schlug, wie einst für sein Vaterland. Er blieb bei Vertheidigung des Forts Malghera.

3.

Das Wort einer Frau.

Durch diesen Schluß, sagte der Arzt, nachdem die Gesellschaft eine Zeit lang theils nachdenkend, theils debattirend die erzählte Geschichte noch einmal geprüft hatte — durch diesen Schluß kommt ein neues Element aufs Tapet: die Ironie. Diese —

in Verbindung mit Ihrem „Einsiedler des Herzens" erinnert mich an eine Begebenheit, die sich in dem Städtchen, in welchem ich vor meiner Verbannung als Arzt prakticirte, gewisser Maßen unter meinen Augen zugetragen.

Das Städtchen, in einer lieblichen, mäßig gebirgigen Gegend Norddeutschlands gelegen, gehört zu jener Zwittergattung von Flecken, die in schönen, eleganten Landhäusern und bequem sich ausbreitenden Gärten den Comfort der Stadt mit der Anmuth des Landlebens verbinden und deßhalb von den Städtern zu beliebten Villeggiaturen erhoben werden. Zu Anfang eines Frühlings der dreißiger Jahre kam ein junger Mann, den wir Eduard nennen wollen und der hier ein schönes und bequemes Landhaus besaß, in diesem Städtchen an und richtete sich für einen längeren Aufenthalt ein. Eduard gehörte der besten Gesellschaft an. Aus einer hohen und reichen Beamten-Familie entsprossen, hatte er seine Studien schnell und mit Glück zurückgelegt, war dann auf Reisen gegangen, und so eben von Italien zurückgekehrt, wollte er eine Zeit lang in ländlicher Ruhe noch der Freiheit genießen, die er beim Antritt seiner Beamten-Carriere, welche ihm bereitet war, in einigen Monaten verlieren sollte. Ein kenntniß- und

geistreicher junger Mann, war er nicht ohne Nutzen gereis't. Er hatte viel gesehen, viel beobachtet und in Tagebücher und Notizen eine reiche Ausbeute niedergelegt. Vorzugsweise um im Geiste die glücklichen, freien Reisetage noch einmal zu genießen und jene Notizen und Tagebücher zu ordnen, wohl auch um aus ihnen für seine künftige Carriere manchen praktischen Fingerzeig zu gewinnen, der ihm, was in der Beamtenwelt oft so nützlich ist, etwas vor seinen Collegen Auszeichnendes, eine Specialität geben könnte, hatte er sich auf dieses Landhaus zurückgezogen und war sogleich an die Arbeit gegangen.

Kurze Zeit nach Eduard's Ankunft traf in dem Städtchen ein seit mehreren Jahren gewohnter und beliebter Gast ein: Frau Louise von B..., die Gattin eines hohen Beamten, die sich seit mehreren Jahren nach den rauschenden Vergnügungen des Winters, allein oder mit ihrem Gatten in ihr hiesiges Landhaus zu flüchten pflegte. Gezwungen, in der Stadt ein großes Haus zu machen, umdrängt von einer Schaar von Anbetern und Schmeichlern, gebunden von den ermüdenden Gesellschafts-Pflichten ihrer Stellung, that ihr die Ruhe des Landlebens noth, und man muß es zu ihrem Lobe sagen, sie suchte es auf, sobald es nur ihre Pflichten und die

Sitte gestatteten. Man nannte sie in dem Städtchen die erste Schwalbe. Diesmal kam sie, da ihr Mann durch die politischen Reformen seines neuen Fürsten in seinem Bureau festgehalten war, wie übrigens schon früher geschehen, allein. Man wunderte sich darüber nicht, da das Verhältniß zu ihrem weit älteren Manne ein zwar sehr anstands- und rücksichtsvolles, aber doch sehr kühles war. Da es in dem Städtchen noch ganz an Gesellschaft fehlte, so war die Bekanntschaft zwischen Eduard und Frau Louise von B . . . leicht gemacht, um so leichter, als die Gleichheit des Standes, die nahen Beziehungen beider Familien und ein Brief der Schwester Eduard's es diesem zur Pflicht machten, der jungen und liebenswürdigen Frau über die ersten regnerischen Wochen des Frühlings hinwegzuhelfen. Der erste Besuch Eduards ermangelte zwar nicht jenes Unbehagens, das man empfindet, wenn man sich einer arbeitssamen Einsamkeit gewidmet hat und durch gesellschaftliche Pflichterfüllung aus dieser liebgewordenen Einsamkeit herausgerissen wird. Aber dieses Unbehagen konnte nicht lange bestehen. Louise war schön, geistvoll und stand eben in jenem verführerischen Alter, wo sich eine voll und reich entfaltete

Jugend mit einer angenehmen, den Umgang so sehr erleichternden Erfahrung verbindet.

Diese Erfahrung und ihr heller, menschenkennerischer Verstand wären zwar geeignet gewesen, auf ein frisches Gemüth wie Eduard, das bei Frauen mehr noch warme Gefühle sucht, eher erkältend als erwärmend zu wirken, wenn nicht etwas Elegisches, etwas wie eine Klage über Verlorenes oder wie eine vergebliche Sehnsucht nach Unbekanntem dem Wesen der schönen Frau die gewünschte Romantik, die bei der Jugend geliebte Gefühlsfärbung gegeben hätte. Eine junge schöne Frau an einem älteren Mann gefesselt, in eine tolle, conventionelle Welt geworfen — das Räthsel war leicht gelös't, das Elegische erklärlich, das Mitleid natürlich.

Eduard kam oft. Er war erst ihre einzige Gesellschaft, später, da das Städtchen sich mehr bevölkerte, ihr erklärter Ritter. Er erzählte ihr von seinen Reisen, sie hatte nach ihrer Hochzeit dieselben Länder gesehen, und sie schwelgten mit einander in der Erinnerung. Mancher schöne Punkt Italiens, Griechenlands schien Eduard schöner, als er ihm vom Munde Louisens beschrieben wurde. Sie kannte bald Eduard's Beschäftigung, und sie war im Stande, ihm zu helfen. Er brachte seine Notizen und Ta-

gebücher herüber, und es vergingen ihnen Stunden und Tage in gemeinschaftlicher Arbeit. Als Louise Einsicht in die Papiere hatte, lernte sie mit dem der schwärmerischsten Frau eigenthümlichen Charakter den Mann achten, der überall das Nützliche, das Belehrende beobachtete, der immer mit Rücksicht auf seine künftige Wirksamkeit sammelte. Eduard hingegen bemerkte mit Freuden, wie sie in seinen Tagebüchern gern bei der Beschreibung des Schönen verweilte, wie sie da jede Andeutung verstand, sie commentirte und sich daran begeisterte.

Bald, freilich, waren diese wohlgefälligen gegenseitigen Beobachtungen die Hauptsache. Die Arbeit, mit großem Eifer angefangen, ging langsam von Statten; wenn sich die Hände berührten, trennten sie sich nicht gern, um ein Blatt umzuwenden; wenn sich die Augen trafen, kehrten sie sich nicht gern ab, um todte Schrift zu lesen. Louise und Eduard liebten einander, und sie hatten beide Verstand genug, es bald zu wissen, und Jugend genug, sich dieser Liebe und ihrem ganzen Glück hinzugeben.

So verging der Sommer. Louise wurde von ihrem Manne früher als gewöhnlich in die Stadt zurückgerufen, und die Liebenden erschraken wie vor einer Entdeckung. Es stellte sich zwar schon aus

dem nächstfolgenden Briefe aus der Hauptstadt heraus, daß Herr v. B . . . seine Frau nur darum zurückberief, weil er ein großes Diner geben mußte, bei dem sie die Honneurs machen sollte; aber Eduard war dieser Schrecken vor einer Entdeckung neu, und das Verheimlichungswesen, seinem offenen Charakter und klaren Leben bisher so fremd, gab seinem Schmerze über die Trennung einen störenden, so zu sagen vergiftenden Beigeschmack. Eduard hatte den Entschluß gefaßt, auch den Winter auf dem Lande zu verbringen, um seine Arbeit, die in der letzten Zeit so langsam vorgeschritten war, zu vollenden, auch, um, wie er zu Louisen offen sagte, sich das Schauspiel zu ersparen, wie sie mit ihrer Liebenswürdigkeit aller Welt angehörte, vor Allem aber, um sie nicht mit ihrem Manne zu sehen, zu dessen Gesellschaft, ja Freundschaft er in der Stadt durch seine Stellung gezwungen sein würde. Man verabredete einen fleißigen Briefwechsel, und Eduard sah mit Vergnügen, wie sich Louise gegen alle die heimlichen Mittel und Vorsichtsmaßregeln sträubte, die nothwendig waren, um die Lebhaftigkeit dieses Briefwechsels zu verbergen.

Louise reis'te ab. Die Trennung von dem geliebten Weibe, die durch jenen falschen Schrecken bei ihrer Zurückberufung und bei den letzten Gesprächen

angeregten Gefühle, die ihn auf das Schiefe, leider auch Lügenhafte eines solchen Verhältnisses aufmerksam machten, die plötzliche Vereinsamung — alles das wirkte mit trüber Macht auf Eduard's Gemüth. Die Arbeit, einst so belebt in Louisens Gesellschaft, schien ihm schaal und unerquicklich, und er suchte sich bei der noch anwesenden Stadtbevölkerung zu zerstreuen. Sie langweilte ihn und fehlte ihm doch, als sie das Städtchen verlassen. In der vollkommenen Einsamkeit versank er in immer tieferen Trübsinn, und seine Briefe an Louise trugen diesen Stempel. In desto häufigeren Briefen suchte sie ihn zu trösten und aufzuheitern, indem sie ihn auf den Frühling verwies, der ihr Glück wieder in der Blüthe sehen solle. Sie ermunterte ihn zur Arbeit, ohne es ganz zu verhehlen, daß sie sich durch seine Traurigkeit geschmeichelt fühle. Dennoch forschte sie mit der Anstrengung eines gewissenhaften Arztes nach allen möglichen Ursachen seines Trübsinnes, der in wahre Melancholie ausgeartet war, und suchte alle diese Ursachen zu heben. So schrieb sie ihm einmal, daß ihre Liebe aller Welt ein vollkommenes Geheimniß sei, daß sie für ihren Ruf nichts zu fürchten habe und daß er sich über diesen Punkt vollkommen beruhigen könne. In der That gehörte Louise zu

jenen Frauen, an die sich beim ungezwungensten Umgange mit Männern der böse Leumund nicht heranwagt, und von denen man in Gesellschaft sagt: Sie ist zu klug, um sich in ein Verhältniß einzulassen, das sie compromittiren könnte.

Der Winter verging. Frau v. B . . . war wieder die erste Schwalbe des Städtchens; ja, sie kam in diesem Jahre noch früher als gewöhnlich, da ihr Mann sie für jene hastige Abberufung entschädigen wollte. Sie fand Eduard sehr verändert. Er war blaß, schweigsam und in sich versunken. Sie konnte sich nicht sagen, daß er sie weniger liebe als im vergangenen Sommer, im Gegentheil fand sie jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke inniger, intensiver; aber sie mußte erkennen, daß die Freude des Wiedersehens ihn zwar aufgeregt, aber im traurigen Zustande seiner Stimmung keine Krise hervorgebracht. Mit jener zärtlichen Geduld des Krankenpflegers, deren das Weib in so hohem Grade fähig ist, erschöpfte sie in den langen Nachmittagen und Abenden, die sie während der schlechten Zeit auf ihrer Stube verbrachten, alle die Mittel, Gründe und Ueberredungskünste, die sie schon in ihren Briefen erschöpft hatte; sie war heiter, um ihn zu erheitern, sie weinte, um sich von ihm trösten zu lassen. So gelang es ihr

wohl, ihn auf Momente aus sich selbst heraus zu reißen, im Ganzen aber blieb sein Zustand derselbe. Am Ende schien es ihr, als ob er ihr etwas verschweige, als ob er eine Frage an sie zu richten habe, die er nicht auszusprechen wage, und daß sie seinem Trübsinn auf der rechten Spur sei, bemerkte sie einmal mit Erstaunen, als sie ihm wieder lange zugeredet hatte und er sich plötzlich lächelnd und wie scherzend zu ihr wandte und so obenhin fragte: „Liebst du mich denn wirklich, Louise?

Für Louisen war das Räthsel gelös't; nicht Scrupel waren es, es war der Zweifel, der Eduard's Heiterkeit untergrub. Viel vermag eine Frau, wenn sie alle Schätze der Liebe vor dem Auge, dem Herzen des Geliebten ausbreiten will. Jede Minute im Leben Louisens war von nun an ein Beweis von Liebe. Mit dem Frühling wurde auch Eduard heiterer — aber jene Frage wiederholte sich trotz Allem von Zeit zu Zeit.

Indessen war es sonnig geworden und grün, und die Liebenden durchschweiften die Gegend, und Eduard schien immer mehr und mehr einer heiteren Ruhe entgegen zu gehen.

Eines Nachmittags kam er lächelnd zu Louisen, die ihn zu einer Promenade ins Gebirge eingeladen

hatte — aber als man einen Gang durch den Garten machte und es da so heimlich und von aller Welt abgeschlossen war, zog man es vor, die schönen Stunden in der buschigen Laube beim Gesang der Vögel, dem Dufte der sich erschließenden Blumen zuzubringen. Louise saß auf der Bank, Eduard ihr zu Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. Sie sprachen wenig; Louise schien über die Klarheit ihres Freundes glücklich. Da ertönte wieder jene Frage: Liebst du mich denn wirklich, Louise?

Louise antwortete nicht; sie zog die Hände aus den Haaren Eduard's, in denen sie gespielt hatte und sah, beleidigt, erst vor sich hin, dann zum Himmel hinauf, den Vögeln nach, die zwitschernd über den Garten flogen.

Da erschallt ein Schuß in ihrer nächsten Nähe; sie sieht herab, Eduard liegt mit zerschmetterter Stirn zu ihren Füßen.

Gott, meine Briefe! ruft Louise. Sie springt auf, zieht den Schleier vors Gesicht, eilt über die Gasse hinüber in Eduards Wohnung auf seine Stube. Da liegt ein Messer auf dem Tische, damit erbricht sie eine Lade im Pulte, nimmt das wohlverbundene Paket Briefe, das da liegt, schiebt es unter ihr Tuch und eilt wieder nach Hause.

Der Arzt schwieg, seine Geschichte war zu Ende.

In dieser Geschichte, lieber Freund, sagte der Russe, haben Sie uns, mit Einem Worte, hinterlistig mit einer Pointe etwas zu viel von Ihrer beliebten Ironie aufgetragen.

Was vermag ich gegen ein Factum? antwortete der Arzt, denn ein wirkliches und leibhaftiges Factum habe ich Ihnen mitgetheilt. Uebrigens habe ich es weniger der Ironie wegen gethan, als um unserem jungen Freunde zu zeigen, wie verschieden sich jener fein Einsiedler des Herzens äußert, besonders wenn er überrascht wird.

Das ist ja eben Ihre vermaledeite Ironie! rief der Hausherr.

Nein! sagte der Arzt mit immer gleicher Ruhe — und ich will es Ihnen zum Theil beweisen, indem ich Ihnen mittheile, was ich verschweigen könnte. Frau Louise v. B... wurde in späteren Jahren nervös und war oft krank; ich behandelte die trotz vorgerücktem Alter und allen Leiden immer noch reizende Frau. Ich saß oft Stunden lang an ihrem Bette und plauderte. Sie war protestantisch und hatte keinen Beichtvater, da schenkte sie ihr Vertrauen dem Arzte und sie selbst war es, die mir diese Geschichte mitgetheilt hat, und wenn mein junger Freund

will, erlaube ich ihm das als eine Regung seines viel genannten Einsiedlers des Herzens zu betrachten.

Das wollen wir! riefen wir alle, denn das ist das Richtige!

4.

Ein frommer Betrug.

Mit diesem uns alle ehrenden Ausruf verlassen wir die Gesellschaft der Erzähler von St. Hippolyt; aber anknüpfend an jene Erzählungen, in denen das Gewissen eine Rolle spielt, will ich die Geschichte eines Mannes mittheilen, der im Bewußtsein reinsten Wollens verachtungsvoll mitten durch Verdächtigungen mit Energie seinem Ziele entgegen ging. Den herrlichen Park, den hauptsächlichen Schauplatz dieser Begebenheit, habe ich selbst zu öfteren Malen durchwandert, und im lieblichen Rauschen seiner Tannen und Eichen ist mir die Geschichte aus authentischstem Munde erzählt worden.

Die Familie derer v. B ... gehört zu den bekanntesten und reichsten Banquiers-Familien des Continents. Die Herren v. B ..., nachdem sie in ihrer Provinz großen Grundbesitz und in ihrem Staate, einem der Großstaaten Europa's, den Adels-Titel sammt den daran haftenden Privilegien erworben haben, ziehen es zwar vor, zur Aristokratie ihres Landes gezählt zu werden, dennoch aber lassen sie echt bürgerlich ihre Banken weiter arbeiten und ihr Vermögen von Tag zu Tag vergrößern, und zeichnen sie sich durch jenen specifischen Stolz aus, der sich in der heutigen plutokratischen Welt mit dem Bewußtsein ihrer fast ausschließlichen Macht verbindet. Neben dem commerciellen Gewinne besitzt der Vorsteher dieses Hauses das Geschick, durch eine halb mediceische Art von Unterstützung der Künste und Wissenschaften, durch Heranziehung glänzender Berühmtheiten, durch pompöse Feste und durch Betheiligung an philanthropischen Unternehmungen einen gewissen Glanz um sich zu verbreiten, der die Cassen und Ziffern und die Prosa des Geldlebens vergessen macht. Die Frauen der Familie dienen mit ihrer natürlichen und gebildeten Güte des Herzens unbewußt den Planen des Herrn v. B ..., indem sie die Armuth unterstützen und so dem Hause noch den Ruf der Wohlthätig-

sichern. Die ältere Linie der Familie bewohnt in der welthistorisch berühmten Stadt, die nun freilich zu einer Provinzial-Hauptstadt herabgesunken ist, den Palast, den ehemals die erste Familie des Landes bewohnt hatte und der wegen seiner historischen Wichtigkeit sowohl, als wegen seiner großartigen, wahrhaft königlichen Bauart eine Merkwürdigkeit geworden ist, an der kein Fremder vorüber gehen darf. In seinen Sälen hat Herr v. B ... Sculpturen des größten Bildhauers dieses Jahrhunderts aufgestellt. Die Provinz ist von seinen Schlössern und Muster-Meiereien so zu sagen bedeckt; worauf er aber besonders stolz ist, das sind die Parks, welche er von englischen Kunstgärtnern an seinen Schlössern mit großen Kosten anlegen ließ und die, wie sein Palast in der Stadt, Zielpunkte neugieriger Wanderer geworden sind.

Die Familie v. B ... steht mit Einem Worte in vollster Blüthe. Aber sie hat den Ring des Polykrates vergessen, sie hat es vernachlässigt, den „Neid der Götter" zu versöhnen. Herr v. B ... hatte drei Töchter, die man gern mit den drei Grazien verglich, welche in Marmor im Schlafzimmer seiner Frau standen. Unter ihnen zeichnete sich die jüngste, Emilie, nicht nur durch höhere, geistigere Schönheit,

sondern auch durch eine wahrhaft magnetische Anziehungskraft aus, der Niemand widerstehen konnte. Man hatte das schon früh bemerkt und baute auf Emilien die stolzesten Hoffnungen. Durch sie hoffte man eine angesehene, wahrhaft aristokratische Verbindung erreichen und so factisch in die Welt des historischen Adels eintreten zu können. Aber schon in ihrem sechszehnten Jahre fingen die schönen und sanften braunen Augen Emiliens zu kranken an, und in ihrem siebenzehnten Jahre, der Blüthezeit des Lebens, der Zeit der Hoffnungen und Träume, war sie eine arme unglückselige Blinde. Das Unglück lastete schwer auf der Familie. Es versteht sich von selbst, daß Alles gethan wurde, um es abzuwenden. Reisen zu den berühmtesten Aerzten wurden unternommen, und als man die Reisemühen als schädlich erfand, wurden andere aus weiter Ferne herbeigeholt. Sie alle gaben nur spärlichen Trost, indem sie auf die ferne Zukunft verwiesen, oder gar keinen, indem sie die Blindheit für unheilbar erklärten.

Emilie war im ganzen Hause diejenige, die sich bei den traurigen Aussichten zuerst und mit Sanftmuth ins Unvermeidliche ergab; die den Blinden eigenthümliche Heiterkeit stellte sich bald bei ihr ein, und sie suchte die Anderen über ihr eigenes Unglück

zu trösten. Nach und nach gewöhnte man sich an die Unglückliche, die, von einer Gesellschafterin geführt, im Hause umherschlich; man umgab sie mit allen Bequemlichkeiten, die einem Blinden das Leben erleichtern, man gab ihr Gesellschafterinnen ihres Alters, die sie unterhalten sollten, Vorleserinnen in mehreren Sprachen, Musiker, die ihr die trüben Stunden mit Ausführung der schönsten Kammer-Compositionen erheitern sollten. Es war ein glänzendes Elend; doch wurde es mit der Zeit als ein Theil des Luxuslebens betrachtet, und man hörte die Bemerkung gern, daß Herr v. B ... das Unglück seiner Tochter auf großartige, wahrhaft fürstliche Weise zu verschönern verstehe.

Mit diesem ihrem Hofe lebte Emilie im stillsten Flügel des Palastes. Da sie weder mehr an den Bällen und Soireen des Hauses oder befreundeter Familien, noch an Besuchen u. dgl. Theil nehmen konnte, wurde sie in ihrer kleinen Welt immer einsamer. Mutter und Schwestern kamen des Morgens, um ihr die Stirn zu küssen und ihr einige freundliche Worte zu sagen — dann hörte sie meist den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Selten einmal versammelten sie sich mit den intimsten Freunden in Emiliens Zimmern, um daselbst ein kleines Concert

anzuhören, und auch das betrachtete man als eine Pflicht. Es ist traurig, aber wahr: auch Kinder sinken im Preise. Die arme Blinde machte ähnliche Betrachtungen und zog sich immer mehr in sich zurück.

So vergingen Jahre, und als man in einem Herbste einmal von der Villa in die Stadt übersiedelte, bat Emilie um die Erlaubniß, mit ihrer Gouvernante und ihren Gesellschafterinnen den Winter in dem einsamen Hause zuzubringen. Die Eine Schwester war verlobt; man machte sich zu glänzenden Festen bereit, der Winter sollte lärmend werden — man sah ein, daß all das Emilien nur stören könnte; das Landhaus lag in der Nähe der Stadt, man konnte sie im Nothfalle schnell in die Stadt holen, und man hatte gegen ihren Wunsch nichts einzuwenden. Eine Anzahl Bediente wurde ihr noch beigegeben und dazu eine Art Major domus, ein alter, treuer Freund, der ehemals der Mutter Unterricht gegeben hatte und nun im Hause gewisser Maßen das Gnadenbrod aß.

Die Villa, in welcher nun Emilie wie eine verwittwete Königin wohnte, gehörte zu jenen oben erwähnten, die ihrer Schönheit, besonders der Schönheit ihres Parkes wegen, von Fremden besucht wurden und weit und breit berühmt waren. Emilie

erinnerte sich ihrer noch klar aus der Zeit ihrer Kindheit und fühlte sich wohl im Bewußtsein der umgebenden Schönheit. Weniger gehindert als in der Stadt, konnte sie hier ihr Leben ganz nach ihren Neigungen einrichten; manches, was sie dort unangenehm berührte, fiel hier weg, und bald war sie unter ihren heiteren Genossinnen die Heiterste. Mit Spazierfahrten, Vorlesung, Musiciren, selbst ernsteren Studien verging die Zeit aufs angenehmste.

Emilie war zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Auge hatte sich der Welt verschlossen, eben, da sich ihr das Herz vielleicht erschließen wollte. Erschrocken vor dem Unglück, zog es sich zuerst krampfhaft zusammen und entsagte nach Ueberwindung des ersten Schmerzes den Freuden, dem Glücke, das die Welt bieten kann. Später war ihre zartfühlende und liebevolle Seele vollauf und schmerzlich beschäftigt, sich an alle ungeahnten Folgen ihres Unglücks, vorzugsweise an die Vereinsamung zu gewöhnen. Jetzt da diese Kämpfe überstanden waren und sie zu einer Art beschaulicher Ruhe durchgedrungen war, erwachten wieder manche Gefühle und Wünsche, die seit ihrer ersten Jugend gewisser Maßen unberührt in ihr geschlummert hatten. Sie hatte nie geliebt. Die Lectüre mancher poetischen Werke erinnerte sie daran, und sie

zuckte die Achseln, schmerzlich lächelnd. Aber es sind nicht die edelsten Weiber, bei denen die Liebe durch das Auge einzieht; sie weiß andere und oft bessere Wege zu finden.

Eines Abends fand die Vorleserin ein neues Buch auf dem Tische. Es war ein schön ausgestatteter Almanach, der mit einem wohlthätigen Zwecke noch den verband, die poetischen Kräfte der Provinz zu sammeln und anzuregen. Herr v. B . . . war wohlthätig und unterstützte Künste und Wissenschaften. So hatte er auf eine größere Anzahl von Exemplaren subscribirt, und eines hatte man Emilien geschickt, wie man sie überhaupt mit dem Neuesten versorgte. Man nahm den Almanach mit Mißtrauen in die Hand, aber man hielt es für Pflicht, die Hervorbringungen der nächsten Umgebung kennen zu lernen. In der That wurde Vieles angefangen und nicht zu Ende gelesen; des wohlthätigen Zweckes und der guten Meinung halber verzieh man den Autoren, aber man hielt es nicht für geboten, sich durch so viel Gestrüpp zu schlagen. So war das Buch bald zur Hälfte durchblättert. Plötzlich aber blieb man vor einer Reihe von Gedichten überrascht stehen; die Vorleserin hielt unwillkürlich inne, als ob sie sagen wollte: Hier ist etwas von einer ganz anderen Gat-

tung, und als ob sie abwarten wollte, bis man die bisher angeregte spöttische Stimmung verbannt und sich auf eine ernstere vorbereitet habe.

Es gibt Gedichte, die mit dem ersten Verse alle Saiten des Herzens vibriren machen, die den Leser oder Hörer meist mit den einfachsten Worten auf unerklärliche Weise ergreifen und selbstherrschend um ihn eine Atmosphäre verbreiten, der er sich nicht mehr entziehen kann. So waren die Gedichte, welche die Vorleserin Emiliens nach einigem Stillschweigen vortrug. Ein edles Gemüth sprach in ihnen eine sanfte, doch männliche Melancholie in einfachen Worten aus. Die Melodie der Sprache wirkte, als ob diese Lieder bereits in Musik gesetzt wären, als verlangten sie nur gesungen und nicht gelesen zu werden. Emilie ließ sie ein zweites, ein drittes Mal wiederholen; sie war tief ergriffen. Sie ging ans Clavier und suchte unter Mendelssohn's Liedern ohne Worte nach einer Melodie, die zu diesen Versen gepaßt hätte. Sie fand keine und spielte sich endlich, um die angeregte Stimmung festzuhalten, das Adagio aus Beethoven's Cis-moll-Sonate. — Dann versank sie in Träumereien und wurde schweigsam. Erst spät fragte sie nach dem Namen des Verfassers: er hieß Karl Blank.

„Ich möchte ihn kennen, diesen Karl Blank!"

sagte sie, indem sie das Buch nahm und sich die Hand auf die Blätter legen ließ, welche die schönen Verse enthielten. Dann legte sie selbst ein Zeichen in die Blätter, schloß das Buch und ließ sich an diesem Abend nichts mehr vorlesen.

Da Emilie am anderen Morgen, nach abermaliger Vorlesung der Gedichte, wieder den Wunsch äußerte, den Verfasser kennen zu lernen, und da ihre Umgebung gern jeden Wunsch der gütigen und sanften Herrin erfüllte, so fing man an, sich nach allen Seiten hin nach dem unbekannten Karl Blank zu erkundigen. Besonders war der Major domus bei solchen Gelegenheiten thätig. Der hatte es bald heraus, daß Herr Karl Blank als Arzt in einem benachbarten kleinen Städtchen ein bescheidenes Leben führte.

Das Unwohlsein einer der Gesellschafterinnen wurde benutzt, ihn, ohne das Wissen Emiliens, herbeizuholen. Erst als er schon im Hause war, wurde sie davon in Kenntniß gesetzt und gefragt, ob er ihr vorgestellt werden dürfe. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit ging sie darauf ein, obwohl man ihr gesagt hatte, daß Dr. Karl Blank ein junger Mann in den zwanziger Jahren und von sehr liebenswürdigen Manieren sei. Die Gouvernante glaubte eine Be-

merkung machen zu müssen, aber Emilie lächelte halb schmerzlich; durch ihre Blindheit war sie vor jeder übeln Nachrede geschützt.

Der Arzt kam. Emilie reichte ihm die Hand und empfing ihn wie einen alten Bekannten, ohne ihm zu sagen, wie sie seine erste Bekanntschaft gemacht. Er selbst fühlte sich beengter, verlegener. Jung und noch wenig beschäftigt, noch nicht abgehärtet gegen menschliche Leiden, obwohl Arzt, rührte ihn der erste Anblick dieser anmuthigen Gestalt, die zum Glücke geboren schien und in der schönsten Zeit des Lebens vom Leben ausgeschlossen war. Er stotterte einige Worte, aus denen Emilie das Mitgefühl und die Verlegenheit heraushörte; desto mehr hielt sie es für ihre Pflicht, durch unbefangenes Wesen und Zuvorkommenheit ihm seine Sicherheit wieder zu geben.

Karl hatte während und nach seiner Studienzeit in der Welt gelebt; erst seit Kurzem hatte er sich, um nur einen Wirkungskreis zu haben, in das Städtchen verbannt, und er hatte daselbst seine weltmännischen, sicheren Manieren noch nicht verloren. So fand er denn bald seine Fassung wieder und kam Emilien mit jener dankbaren Offenheit entgegen, die ihre Unbefangenheit verdiente, und mit jener Hinge-

bung, die edlere Seelen von Anfang an dem Unglücke gern beweisen. Der Ton seiner Stimme that ihr wohl; sie war männlich und sanft und paßte so zu seinen Worten. Als Blinde hatte sie es gelernt, die Menschen nach den verschiedensten äußeren Zeichen zu beurtheilen, und so fand sie auch, daß in seinem Händedruck beim Abschiede viel Herzlichkeit lag, viel mehr als in dem ersten, als sie ihn empfing. Kaum war Karl fort, als sie alle ihre Gesellschafterinnen versammelte, um sich sein Aeußeres beschreiben zu lassen; sie stimmten alle darin überein, daß er etwas sehr Einnehmendes habe und zum Arzte wie geschaffen sei, da ihm das Vertrauen förmlich entgegen fliege. Er sei zwar nicht geradezu schön zu nennen, doch habe er viele Schönheiten, die bei einem Manne mehr werth seien, wie ein sanftes, doch sehr ernstes dunkles Auge, eine hohe, weiße Stirn, eine feine Hand und einen Mund, der zwar etwas groß sei, aber viel Energie verrathe und diese wohlthätig mit einem sanften Lächeln verdecke. Die Kranke, zu welcher Karl als Arzt gerufen worden, konnte sein Benehmen nicht genug rühmen und schilderte vorzugsweise seine Art, zu sprechen, zu gehen, zu sitzen, sich zu bewegen, und so wurde es Emilien nicht schwer, sich aus den einzelnen Vorzügen, die jede der Damen

besonders hervorhob, ein vollkommenes und lebhaftes Bild Karl's zusammen zu setzen.

Karl kam bald wieder, um seine Kranke zu sehen. Es war ein heiterer Wintertag, und er mußte in den Garten, um die Herrin des Hauses zu begrüßen. Er schloß sich ihrem Spaziergange an, und es that ihm wohl, Emilien auf ihrem Gange manchen Dienst leisten zu können. Der Weg führte über eine hochgewölbte amerikanische Brücke, und sein Arm war nicht zu viel, obwohl die Gouvernante sie führte. Er übernahm alle Functionen des Dieners, der nachfolgte, er legte ihr den Mantel um, da man an eine luftigere Stelle des Parkes kam, er stützte sie, da es den Hügel hinabging. Auf dem Wege schob er vorsorglich jedes Steinchen oder jedes todte Zweiglein bei Seite. Dabei wußte er, um Emilien seine Geschäftigkeit nicht merken zu lassen, ein lebhaftes Gespräch zu unterhalten. Beim zweiten Besuch wagte es Emilie schon, ihm von seinen Versen zu sprechen und ihm ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. Sie verweilte mit Liebe bei diesem Gegenstande, aber bescheiden wußte er das Gespräch in ein allgemeines über Poesie zu verwandeln. Gern hörte sie ihre Lieblingsdichter von seinem Munde gelobt; mit größerer Freude horchte sie seinen Urtheilen, die in kla-

ren Worten aussprachen, was sie nur dunkel gefühlt und wovon sie sich nie Rechenschaft gegeben hatte. Es schien ihr, als ob sie nun Alles besser verstände und als ob sie künftig mit ganz anderen Ohren hören werde. Sie bat ihn bald wieder zu kommen, ihre Bibliothek anzusehen und die Lücken auszufüllen.

Karl erkannte bald die schöne Gedanken- und Phantasiewelt, welche Emilie in ihrer einsamen Nacht um sich aufbaute, und es schien ihm eine süße Pflicht, ihr am Ausbau behülflich zu sein. Er benutzte die Einladung, bald wieder zu kommen, und er hatte ihr in Bezug auf ihre Bibliothek in der That manchen nützlichen Rath zu ertheilen. Er blieb dabei nicht stehen. Bei späteren Besuchen, da er erkannt hatte, mit welcher aufrichtigen Dankbarkeit Emilie seine Rathschläge annahm, erlaubte er sich, sie auf manche Fehlwege aufmerksam zu machen, auf die sie bei ihren ernsteren historischen Studien gerathen war, und bald war er gewisser Maßen ihr Lehrer geworden.

So brachte Karl neue Elemente in diese kleine abgeschlossene Welt, wie das immer geschieht, wenn plötzlich ein Mann in einem Frauenkreise erscheint. Einem Manne gegenüber sind Frauen nicht eifersüch-

tig auf ihren Einfluß; einem gebildeten gestehen sie gern Ueberlegenheit zu. So thaten auch Gouvernante und Gesellschafterinnen. Es wurde viel von ihm gesprochen; seine Gespräche gaben Stoff zu neuen Gesprächen, in seiner Abwesenheit berief man sich auf ein von ihm ausgesprochenes Wort; war er da, machte man ihn zum Schiedsrichter. Emilien war er bald mehr, war er ein lieber Freund geworden. Von ihm geführt, machte sie ihre Spaziergänge durch den Park, verbrachte sie ganze Stunden im vertraulichsten Gespräche.

Da sie sich in seiner Gesellschaft neu aufleben fühlte, so war es natürlich, daß sie ihm von ihrer früheren Vereinsamung, von den Leiden einer von der Welt Ausgeschlossenen erzählte. Er konnte ihr dabei ungestört ins Auge sehen; es glänzte milde wie ein sanft umhüllter Stern, und das seine konnte unbelauscht eine Thräne zerdrücken. Doch war es ihm manchmal, als fühlte sie das und als sehe sie ihm ins innerste Herz. Er irrte sich nicht; am Zittern des Arms, am Tone seiner Stimme, an manchen Worten erkannte sie mit dem Instincte der Blinden den Freund, der mit ihr fühlte, wie noch Niemand mit ihr gefühlt hatte.

In der Freude ihres Herzens sprach sie der

Mutter, die sie oft besuchte, mit Begeisterung von der neuen Bekanntschaft. Die Mutter äußerte den Wunsch, Karl kennen zu lernen, und er wurde auf einen bestimmten Tag eingeladen, um ihr vorgestellt zu werden. Frau v. B . . . fand ihn sehr liebenswürdig, machte ihm Vorwürfe, daß er sich in einem kleinen Städtchen begrabe, da er ganz geeignet sei, in der großen Welt sein Glück zu machen, und lud ihn schließlich ein, sie doch ja zu besuchen, wenn er in die Stadt komme, und ihr Haus als das seinige zu betrachten. Bald lernte ihn auch der Vater kennen und fand ihn „charmant".

Sonderbar genug: die Gesellschaft des Städtchens, welches Karl bewohnte, und der Umgegend der Villa nahm die häufigen Besuche des jungen Arztes ernster. Emilie war rücksichtslos gegen eine Welt, die für sie nicht existirte; sie gab sich ihrer Freundschaft ohne Rückhalt hin, sie machte kein Hehl daraus, daß sie in Karl's Gesellschaft Stunden und halbe Tage verlebe, sie zeigte sich auch außerhalb des Parkes an seiner Seite. Kein Zweifel! das blinde Fräulein liebt ihn, der arme Arzt will sein Glück machen und eine reiche, wenn auch blinde Braut heimführen. Das Gerede drang in die Stadt und mit Hilfe guter Freunde bis an die Ohren der

Familie v. B . . . Anfangs war man überrascht, ja, bestürzt; einen armen Arzt ohne Ruf und Namen als Schwiegersohn in die Familie aufzunehmen, schien etwas Ungeheures. Der Vater seufzte in Erinnerung an die Pläne, die er einst mit Emilien gehabt hatte. Abends wurde Familienrath gehalten, und man begann die Debatten in schlechter Stimmung; nach einigem Ueberlegen aber fand man, daß sich die Dinge im Grunde gut fügen, daß man am Ende zufrieden sein müsse, wenn die arme Emilie überhaupt einen Mann finde. Man habe sich mit diesem unglücklichen Kinde in so Vieles fügen müssen, man müsse auch das ertragen, daß man sie nicht standesgemäß versorgen könne. Karl sei ein Mann, den man in der Welt präsentiren dürfe, und sein Charakter sei, wie es scheine, der Art, daß er Emilien ein ruhiges und rücksichtsvolles Leben verbürge. Auf das Bedenken der Mutter, daß Karl ihre Tochter wohl nicht aus Liebe heirathen wolle, antwortete der Vater, daß es ihm achtbar sei, wenn ein mittelloser junger Mann eine solche Gelegenheit benutze, seine Zukunft zu sichern. Zuletzt wurde beschlossen, daß der Vater schon am nächsten Tage nach der Villa fahren und mit Emilien und, wenn sie ein Verhältniß mit Karl zugebe, auch mit diesem sprechen solle.

Herr v. B . . . fand seine Tochter nicht unvorbereitet.

In Emiliens wie in Karl's Seele war es klar. Seit mehreren Tagen waren sie im vollen Bewußtsein ihrer Liebe glücklich. Sie hatte es zuerst gewußt, daß sie einander liebten; er hatte es ihr zuerst gesagt.

Und du willst als der barmherzige Führer einer Blinden durchs Leben gehen? fragte sie ihn weinend in jener glücklichen Stunde.

Er küßte ihr anstatt aller Antwort die beiden sanften blinden Augen. Da wischte sie die Thränen ab und rief mit freudestrahlendem Gesichte: Wie segne ich meine Blindheit! Sie allein wird es möglich machen, daß ich dein werde; wer weiß, was sie sonst aus mir gemacht hätten!

Bedurfte es für ihn eines größeren Beweises ihrer Liebe? Und sie — war sie nicht seiner innigsten Liebe gewiß, da er sie, die Hülflose, für ein Leben lang in seinen Schutz nahm? Denn kein beleidigender Gedanke, keine, auch nur die flüchtigste Erinnerung an die Schätze, die sie dem armen Arzte mitbrachte, war ihr in den Sinn gekommen.

So seiner und ihrer Liebe gewiß, antwortete sie auf des Vaters Frage mit einem einfachen Ja.

Herr v. B . . . erwiderte, daß er nach reiflicher

Ueberlegung gegen die Heirath mit dem vortrefflichen jungen Manne nichts einzuwenden habe und daß die ganze Familie, wie aus einer gestrigen Besprechung hervorging, einverstanden sei. Emilie, ahnend den Inhalt jener Familien-Conferenz, lächelte.

Es blieb nichts übrig, als mit Karl zu sprechen. Herr v. B . . . schickte seine prächtige, mit Wappen geschmückte und von zwei feurigen englischen Pferden gezogene Carrosse ab, daß sie ihn abhole. Ist einmal die Sache so weit, dachte er, dann kann man den Mann nicht früh genug an ein convenables Auftreten und die Bedürfnisse des Luxus gewöhnen.

Herr v. B . . . nahm indessen die Muster-Meierei, die er in der Nähe der Villa hatte, in Augenschein und durchging den Park, um für den nahenden Frühling mancherlei Anordnungen zu treffen. In das Haus zurückgekehrt, sah er von fern schon die Carrosse heranbrausen und fand, als sie in den Hof einfuhr, daß sich Karl in einem solchen Wagen ganz gut ausnehme und daß er sich mit Würde zurückzulegen verstehe.

Herr v. B . . . empfing den Ankommenden mit vielem Wohlwollen. Verzeihen Sie, lieber Herr Dr. Blank, wenn ich Sie gestört und ihren Patienten entzogen habe; ich habe Wichtiges mit Ihnen

zu besprechen. — Mit diesen Worten nahm er ihn freundschaftlich unter den Arm und führte ihn hinab in die Säulenhalle, die an der Parkseite vor dem unteren Salon hinlief.

Junger Mann! — fing er da im Auf- und Abgehen an — ich will mit Ihnen offen von einem Gegenstande sprechen, von dem anzufangen, eigentlich an Ihnen gewesen wäre. Indessen begreife ich, daß Sie bei der denn doch obwaltenden Verschiedenheit unserer Stellung, bei der Schüchternheit, die in Ihrem Alter nicht immer ganz verschwunden ist, und bei der Natur der in Rede stehenden Angelegenheit etwas zaghaft waren, und ich will, wie es mein Name und meine Stellung erlauben, ohne dadurch mich oder meine Tochter zu compromittiren, jede Formalität bei Seite setzen, indem ich selbst von dem Gegenstande beginne. — Sie haben es verstanden, meiner Tochter eine in der That lebhafte Neigung einzuflößen — Sie wünschen sie zur Frau zu haben . . .

Ich bitte, Herr v. B . . . — fiel ihm hier Karl ins Wort — ich bitte, diese letzten Worte . . .

Stille, junger Freund, fuhr Herr v. B . . . fort, stille, ich weiß Alles. Es ist mir, Gottlob! gelungen, meine Kinder so zu erziehen, daß sie kein

Geheimniß haben vor ihrem Vater! Ich weiß Alles! Sie haben Sich gewisser Maßen verlobt, junger Freund — hier legte Herr v. B . . . die eine Hand auf die Schulter Karl's, indem er ihm die andere hinreichte — ich habe nichts gegen diese Verlobung einzuwenden.

Sie sind ein edler Mann, murmelte Karl und legte ruhig seine Hand in die dargebotene des Herrn v. B . . .

Nein, mein Freund, fuhr Herr v. B . . . fort, ich bin nur ein guter Vater. Nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach dem Eindrucke, den Sie mir selbst und Frau v. B . . . gemacht, können wir das unglückliche Kind unmöglich besseren Händen anvertrauen. Aus Liebe zu unserem Kinde setzen wir auch gern jede Rücksicht bei Seite, die uns sonst Stand und Stellung auferlegen. Lieber Doctor, fügte Herr v. B . . . human lächelnd hinzu, Sie kommen in eine aufgeklärte Familie, in der Sie nichts von veralteten Vorurtheilen werden zu leiden haben.

Auch Karl lächelte; er fühlte den ganzen Hochmuth, der aus diesen Worten sprach, und unwillkürlich entzog er Herrn v. B . . . seine Hand. — Warst du denn auf dergleichen nicht gefaßt? fragte er sich.

— Geduld! Geduld! und er krampfte die Hand zusammen und setzte die Wanderung an der Seite des Herrn v. B . . . fort. Dieser schien eine Antwort zu erwarten oder die Fortsetzung seiner Rede zu überlegen und schwieg. In Karl stieg ein Gedanke auf, der ihn glücklich lächeln machte. Er dachte nach, ob er Herrn v. B . . . nicht ein Wort hinwerfen solle, das ihn beschämen mußte. Aber dieses Wort hätte ein ihm theures Geheimniß verrathen, das selbst Emilie noch nicht kannte und das sie doch vor allen Menschen zuerst kennen mußte, und er murmelte noch einmal: „Geduld! Geduld!“ und schwieg. — Dann dachte er wieder an all das Gerede, das seit Wochen die Gegend erfüllte, an die Fragen seiner Freunde und Bekannten, ob man denn wirklich eine Blinde lieben könne, und an die oft wiederholten Lobsprüche, daß er ein praktischer Mann sei, der ein Auge zuzudrücken und sich eine der reichsten Erbinnen des Landes zu holen wisse. Er war nicht darauf gefaßt, ungefähr dasselbe aus dem Munde des Herrn von B . . . zu vernehmen, der wieder begann:

Ihr Schweigen, mein Freund, finde ich natürlich. Sie setzen bei mir, wie ich mir schmeichele, einigen praktischen Sinn voraus; Sie wissen, daß ich unser Verhältniß mit Kaltblütigkeit, ohne Illu-

sionen betrachte, und als junger Mann fühlen Sie Sich mir gegenüber etwas beengt. Beruhigen Sie Sich! Ich achte den Mann, der — Sie sehen, ich spreche offen — mit einiger Selbstverläugnung, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, für seine Zukunft zu sorgen versteht. Hoch achte ich den jungen Mann, der früh einer solchen Handlungs- und Anschauungsweise fähig ist. Und damit Sie sehen, wie offen ich bin, wie klar ich die Verhältnisse betrachte, so füge ich noch ohne Rückhalt hinzu: Sie werden uns bei allem Reichthum, den Ihnen meine Tochter bringt, nichts zu danken haben. Schwer und groß sind die Pflichten, die Sie mit einer blinden Frau übernehmen; es ist nur billig, daß der Lohn ihrer Erfüllung ein großer sei.

Karl blieb stehen, keines weiteren Schrittes fähig. Handelsmann! — das Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er dachte an Emilien, an die Vorsätze, die er gefaßt, an sein süßes Geheimniß, und er wischte sich schweigend den kalten Schweiß von der Stirn. Dann wieder dachte er, ihn mit einem Worte mit plötzlicher Enthüllung seines Geheimnisses zu beschämen, aber wieder fiel es ihm ein, daß Emilie es zuerst kennen müsse. Er faßte sich und sagte so ruhig als möglich:

Herr v. B . . ., erlauben Sie mir, bevor ich auf alles, was Sie mit so großer Offenheit darzulegen die Güte hatten, antworte, erst noch einige Worte mit Fräulein Emilie zu sprechen.

Herr v. B . . . war zwar etwas überrascht, fand es aber billig, daß, wenn noch eine Erklärung zwischen den jungen Leuten nöthig sei, diese Statt finde.

Karl eilte die Treppe hinauf und in Emiliens Zimmer.

Emilie! — rief er ihr schon von der Thür zu — was habe ich hören müssen!

Wiederhole es nicht — bat Emilie, indem sie ihm mit der Hand liebevoll über die Stirn fuhr — wiederhole es nicht, mein Freund, ich ahne, ich weiß es.

Nein, sagte er, ich werde es vor dir nicht wiederholen — ich werde dich nie so kränken. Ich komme auch nicht darum, fügte er hinzu, und schlang den Arm um ihren Hals — ich komme, um dich ans Herz zu drücken und dir ein Geheimniß mitzutheilen, daß du vor allen Menschen dieser Erde zuerst kennen mußt.

Ein Geheimniß? fragte Emilie?

Ja, ein süßes Geheimniß, das mich beglückt, wie mich noch nichts im Leben beglückt hat. Seit Wochen

trage ich es in mir, aber ich wagte nicht, es auszusprechen. Jetzt, da meine Zweifel und Hoffnungen zur Gewißheit geworden, jetzt erst wage ich es, dir davon zu sprechen.

Er nahm das holde Gesicht Emiliens in beide Hände und sagte: Versprich mir, es ruhig und mit Fassung anzuhören.

Ich verspreche es, antwortete Emilie, obwohl sie zu beben und zu zittern begann.

Er küßte sie auf beiden Augen und sagte mit fester und sicherer Stimme: In wenigen Wochen ist die Krankheit dieser beiden geliebten Sterne reif; ich werde ihnen das Licht wiedergeben.

Karl! schrie Emilie, Karl! Und keines anderen Wortes fähig, warf sie sich an seine Brust, umschlang ihn mit beiden Armen und benetzte seine Wange mit ihren glücklichen Thränen.

Stille! gebot Karl, nicht geweint — der Arzt verbietet es.

Durch dich bin ich in trüber Einsamkeit wieder aufgelebt, schluchzte Emilie, soll ich durch dich die köstliche Gabe wieder erhalten? Ich soll dein theures Antlitz sehen können', mein Freund, mein Retter, mein Befreier!

Mein theures Kind! rief Karl, indem ihm selbst die Thränen aus den Augen sprangen.

Aber, mein Freund, fuhr Emilie nach einiger Zeit fort, täuscht dich deine Liebe nicht mit eitlen Hoffnungen, da mich die erfahrensten Aerzte längst aufgegeben haben?

Emilie, hat dir einer von all den berühmten Aerzten so lange und so tief ins Auge gesehen, wie ich? hat ihm dabei wie mir die Liebe mit ihrer Fackel geleuchtet? fragte Karl mit sanftem Vorwurf.

Wahr, mein Freund, ich glaube dir; scheint es mir doch so gewiß, daß mir von dir alles Heil kommen müsse! antwortete Emilie.

Nun du es weißt, Emilie, gehe ich wieder hinab zu deinem Vater, um ihm zu sagen, was ich dir für all dein Geld mitbringe.

Schon war Karl an der Thür, als ihn Emilie plötzlich und mit ängstlicher Stimme zurückrief. Halt, mein Freund, sagte sie mit zitternder und aufgeregter Stimme, eile nicht! Warte, bis ich einen Gedanken ganz erfaßt habe, einen traurigen Gedanken, der mir so eben durch den Kopf zog. Schweige, sprich nicht davon! Nur du und ich sollen das Geheimniß kennen. Gott, es ist schrecklich! Wenn du mich heilst, werden sie dich mit Gold überhäufen, ich aber bin

dir verloren. Niemals werden sie mich, die Sehende, dem armen Dorfarzte geben.

Das habe ich mir schon selbst gesagt, erwiderte Karl und habe danach meine Pläne gemacht. Aber ich konnte es doch nicht recht glauben.

Glaube es mir! bat Emilie dringend.

Was aber soll ich deinem Vater auf all das Beschämende antworten? fragte Karl.

Trage es, trage es für mich! bat Emilie mit gefalteten Händen.

Das will ich, meine Geliebte, rief Karl, das und noch vieles Andere. — Er schloß sie herzlich in seine Arme und eilte dann zu Herrn v. B . . . hinab, welcher, noch in Gedanken vertieft, zwischen den Säulen auf und ab ging.

Herr v. B . . ., begann Karl, zwischen mir und Emilien ist Alles auf das befriedigendste geordnet! — Und mit ceremoniöser Haltung und etwas steifer Förmlichkeit fügte er hinzu: Ich werde mich glücklich schätzen, ich werde mich höchst geehrt fühlen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter gewähren und mich so in den Schooß Ihrer hochgeehrten Familie aufnehmen.

Lieber Doctor, antwortete Herr v. B . . ., um-

armen Sie mich als Ihren Schwiegervater ... Und jetzt gehen wir zu Emilien.

Karl und Emilie mußten sich in Gegenwart des Herrn v. B ... umarmen, und er gab ihnen seinen Segen. Dann setzte er sich zwischen Beide aufs Sopha, nahm Beider Hände und war sehr gemüthlich. Er sprach von der künftigen Einrichtung des jungen Ehepaares und schenkte Karl diese prächtige Villa sammt Park, Muster-Meierei und Dependenzen, da er doch hier Emilien kennen gelernt, und bat ihn um die Erlaubniß, bei einem jungen Bildhauer, den er protegirte, einen Aeskulap zu bestellen, den er unten in der Säulenhalle aufstellen wollte. — Auch die Aerzte haben ihren Adel, sagte er lächelnd, sie stammen von den Göttern. — Auch auf die Hochzeit kam er zu sprechen. Mit Anfang des Frühlings, sagte er, heirathet Emiliens Schwester den Grafen R. ..., die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert werden, Leider gestattet es Emiliens Lage nicht, daraus ein Doppelfest zu machen; sie könnte an all dem Tumult nicht Theil nehmen. Ihr wird es angemessen sein, zu anderer Zeit und in der Stille ihre Vermählung zu feiern. Wir wollen daraus ein gemüthliches Familienfest machen. Auch sind Ihre Verhältnisse, lieber Doctor, und die des Grafen so verschieden, die

Gesellschaft wäre am Doppelfeste innerlich so getrennt, daß sich an eine Vereinigung gar nicht denken läßt. Nach der Hochzeit geht der Graf mit seiner Gemahlin auf Reisen, Mama muß in ein Seebad und wird bei dieser Gelegenheit unseren Freunden bei Paris einen Besuch abstatten; so wird Eure Vermählung wohl bis in den Herbst aufgeschoben werden müssen.

Bis in den Herbst? rief Karl — unmöglich!

Unmöglich? wiederholte Herr v. B … lächelnd — es ist natürlich, daß es Ihnen so scheint, wird aber bei der Lage der Dinge doch nicht anders thunlich sein.

Karl wurde verdrießlich und brütete vor sich hin, ohne auf die Worte seines künftigen Schwiegervaters weiter zu hören. So wurde es spät, und Herr v. B … nahm Abschied, indem er versprach, morgen Mama herauszuschicken, daß sie dem Brautpaar ihren mütterlichen Segen gebe. — Kommen Sie morgen ja herüber, sagte er zu Karl, und daß ich Ihnen den Weg erleichtere, wird mit dem Frühesten ein Phaeton mit zwei kräftigen Holsteinern vor Ihrer Thür warten. Ich bitte, über Gespann und Kutscher als über Ihr Eigenthum zu verfügen.

Karl begleitete Herrn v. B … an den Wagen, dann kehrte er in Emiliens Zimmer zurück und warf

sich in die Sophaecke, wo er so eben neben ihm gesessen hatte. Er drückte die Augen in die Hände und brütete, wie vorhin.

Warum so schweigsam, mein Freund? fragte Emilie, die sich zu ihm setzte.

Also bist du mir doch verloren! rief Karl traurig.

Wie so verloren? fragte Emilie erschrocken — ist nicht Alles aufs schönste geordnet?

Unsere Vermählung soll ja, wie der Vater bestimmt, erst im Herbste Statt finden, antwortete Karl.

Nun, und fürchtest du, daß deine Liebe nicht so lange aushält? fragte Emilie scherzend.

O, scherze nicht, während mir vor Leiden das Herz zittert! rief Karl wieder. Wenn du das Licht der Augen vor unserer Vermählung erhältst, dann bist du mir verloren; darüber sind wir beide einig. Die Krankheit deiner Augen wird eben um die Zeit der Hochzeit deiner Schwester zur Operation reif sein. Unsere Vermählung müßte um dieselbe Zeit Statt finden; dann, am selben Tage, solltest du, meine Geliebte, wieder sehen können.

Emilie schwieg und versank in Nachdenken; dann plötzlich, als ob sie einen Ausweg aus dieser Verle-

genheit gefunden hätte, fragte sie: Ist es unbedingt nothwendig, daß die Operation in der ersten Zeit der Reife Statt finde, oder kann sie um einige Zeit aufgeschoben werden?

Es ist nicht unbedingt nothwendig, antwortete Karl, daß sie in der ersten Zeit vorgenommen werde, man kann sie allerdings aufschieben.

Nun! rief Emilie, so werde ich in meiner Blindheit bleiben bis zum Herbste, bis ich dir angetraut bin, dir unwiderruflich angehöre.

Nein, du Engel des Lichtes in der Finsterniß, nein! rief Karl gerührt und drückte sie an sein Herz — nein, um keinen Preis soll deine Nacht länger dauern, als sie muß. Du solltest noch einen Frühling versäumen mit allen Blumen, einen Sommer mit seinem Meer voll Licht, und das um mich? Nein um keinen Preis auf Erden!

Um keinen Preis? auch nicht, wenn ich der Preis bin? fragte Emilie vorwurfsvoll.

Auch dann nicht! rief Karl mit Festigkeit; wenn die Zeit kommt, werde ich vor deinen Vater hintreten und ihm sagen: Die Zeit ist gekommen, Ihre Tochter zu heilen, oder auch: Ihre Tochter ist geheilt, — wenn ich auch weiß, daß er dich dann zurücknimmt und daß ich von fern zusehen muß, wie du

mit Gewalt irgend einem Baron oder Grafen hingegeben wirst.

Du könntest das sehen und kannst von mir nicht das Opfer eines Frühlings und eines Sommers annehmen? fuhr Emilie in vorwurfsvollem Tone fort.

Karl wiederholte seinen festen Entschluß, ihr Geheimniß zu verrathen, wenn ihre Vermählung nicht schon im Frühling vollzogen und ihm so Gelegenheit gegeben werde, seinen geheimen Plan auszuführen.

Emilie dachte wieder nach. Nach einiger Zeit sagte sie: Sei ruhig, mein Freund, morgen kommt die Mutter. Lasse mich erst mit ihr allein und triff später ein. Ich werde ein Weib sein, ich werde intriguiren, ich werde heucheln, und ich werde es durchsetzen, daß wir im Frühling getraut werden.

Es war indessen spät geworden; Karl sprang auf und drückte Emilien in seine Arme. Zum Abschied sagte er ihr noch: O, heuchle, heuchle, Emilie! Muß ich doch einen falschen Schein auf mir ruhen lassen, der mich zu Boden drücken würde, wenn ich nicht mein Bewußtsein und deine Liebe hätte.

Karl hatte die letzten Worte so traurig ausgesprochen, daß sich Emilie vornahm, ihre Rolle für ihn so gut als thunlich durchzuführen. Und sie hielt sich Wort. Am Morgen kam die Mutter an. Sie

drückte ihre Tochter in die Arme und überhäufte sie mit Glückwünschen. Bald aber bemerkte sie, daß Emilie nicht so heiter war, als sie erwartet hatte.

Wie sollte ich auch? sagte Emilie — Papa zeigte mir wahre Angst vor dem Gedanken, daß meine und der Schwester Vermählung zusammen gefeiert werden solle, und doch wird alle Welt fragen, warum das nicht eine Doppelhochzeit gebe, da doch zwei Bräute im Hause und keine Hindernisse vorhanden sind. In der Stille will mich Papa verheirathen, wie man eine arme Cousine verheirathet, die aus Barmherzigkeit ausgestattet wird.

Kind, Kind! welche Gedanken! rief die Mutter erschrocken.

Ich hätte sie auch nicht ausgesprochen, fuhr Emilie schnell fort, wenn sie mich allein beträfen. Ich habe mich nie beklagt, ich habe mich immer zurückgezogen, um Euch nicht zu stören; denn ich bedachte Eure Pflichten, Eure Verbindungen, und was Ihr diesen schuldig seid. Dieses Mal aber betrifft die Zurücksetzung nicht mich allein, sie betrifft Karl, meinen Mann, eben so sehr. Ist es nicht, als ob man sich schämte, ihn als Schwiegersohn zu zeigen, als ob man sich des Abstandes zwischen dem Grafen und dem armen bürgerlichen Arzte schämte? Werde

ich nicht, wenn Papa bei seinen Gedanken beharrt, ich wiederhole es, wie eine arme Verwandte behandelt?

Emilie! rief die Mutter, indem sie aufsprang und sie in ihre Arme schloß, du bist mein Kind, mein theures Kind, deine Vorwürfe schneiden mir ins Herz, und ich fühle, daß etwas Wahres in deinen Worten ist. Dein Vater hat ja nur so ins Blaue hinein im ersten Moment ohne Ueberlegung den Plan gemacht. Gewiß, er hätte nicht daran gedacht, wenn er gewußt hätte, daß du die Sache so betrachtest. Du weißt, daß ich in solchen Angelegenheiten der Familie etwas vermag, und ich verspreche dir, daß deine Hochzeit zugleich mit der deiner Schwester gefeiert werden soll.

Die Mutter hielt Wort; im Familienrath wurde beschlossen, daß im Frühling eine Doppelhochzeit gefeiert werden solle. Nur am Programme der Festlichkeit wurde aus Rücksicht auf Emilien Manches geändert. Der große Ball wurde ganz gestrichen, das Diner in ein großartiges Dejeuner verwandelt und anstatt der aristokratischen Kirche der Stadt die Hauscapelle zur Vermählung bestimmt.

So kam der Frühling heran und mit ihm die zur Doppelvermählung bestimmte Zeit. Emilie begab sich erst einen Tag vor der Hochzeit in die Stadt,

wo sich Karl bereits seit einer Woche befand. Er hatte einige Gassen weit vom Palaste des Herrn v. B ... eine geräumige Wohnung gemiethet, in welcher er sich mit geheimnißvollen Vorbereitungen viel zu schaffen machte.

Die Ceremonie fand in Gegenwart zahlreicher Gäste Statt; zuerst erhielt die ältere Schwester mit dem Grafen R ..., dann unser Paar den priesterlichen Segen. Nach der Trauung begab man sich in einen großen Saal des oberen Stockwerks, wo die ganze Gesellschaft plaudernd und auf- und abwandelnd die Stunde des Dejeuners erwartete. Karl hatte sich entfernt und Emilien in Gesellschaft von Jugendfreundinnen zurückgelassen. Nach einiger Zeit kam er zurück, faßte Emiliens Arm und flüsterte ihr ins Ohr: Bist du ruhig, mein geliebtes Weib?

Fühle meinen Puls, antwortete sie lächelnd, ob er schneller schlägt, als du es erlaubst.

So laß uns gemach aus dem Saale verschwinden, sagte Karl mit aufgeregter Stimme.

Er machte mit ihr einen Gang den Saal entlang und führte sie leise vor die Thür und in den Vorsaal. Dort faßte er sie in seinen Arm und trug sie eilend hinab, wo er sie in einen bereit stehenden

geschlossenen Wagen hob, der sich sofort in Bewegung setzte und in den nächsten Gassen verschwand.

Erst da man sich zu Tisch setzen sollte, wurde die Abwesenheit des Einen Brautpaares bemerkt. Man suchte es überall — vergebens. Man wollte sich bei Emiliens Gesellschafterinnen erkundigen — auch sie waren sämmtlich verschwunden.

Herr v. B . . . fand diese Entführung höchst unschicklich und meinte, daß nur ein Mann von Karl's Stande eines solchen Streiches fähig sei. Um Skandal zu vermeiden, trat er vor die Gesellschaft und entschuldigte Madame Blank, die sich etwas müde in ihre Gemächer zurückgezogen habe, und Herrn Blank, der ihr Gesellschaft leiste. Indessen schickte er einen Vertrauten in die Wohnung Karl's mit der Weisung, daß sich das junge Ehepaar so bald als möglich zur Gesellschaft zurück verfügen solle. Auch der Vertraute kam nicht zurück, und die Zeit verrann Herrn v. B . . . auf eine unangenehme Weise, während die Gäste sich beim Dejeuner sehr gütlich thaten und die heiterste Stimmung herrschte.

Man war eben dabei, den Grafen R . . . sammt Gemahlin hoch leben zu lassen, als Karl mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen, sprühenden Wangen, tief und schnell athmend vor Aufregung in den Saal

stürzte. Meine Herren und Damen! rief er fast schreiend, seit zehn Minuten sieht Madame Blank; die Operation ist vollkommen geglückt.

Mit einem Schrei der Ueberraschung sprangen die Gäste von ihren Sitzen; Herr v. B ... stürzte sich auf Karl und umhals'te ihn gerührt, Frau v. B ... weinte aufrichtige Thränen mütterlicher Liebe.

Ungeheurer Jubel bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft; Jeder besonders wollte Karl Glück wünschen, Jeder besonders ihm danken und ihn umarmen, und so wanderte er aus einer Umarmung in die andere. Herr v. B ... drückte seine Frau ans Herz und schämte sich der Thränen nicht, die ihm von den Wangen liefen; ermattet sank er endlich auf einen Stuhl. Frau v. B ... stürzte fort, um zu ihrem Kinde zu eilen, aber ihr Gatte faßte sie noch am Arm, und während er sich die Thränen abwischte, sagte er leise mit noch bebender Stimme: Merkst du's, Sophie? — ich durchschaue Alles — eigentlich hat er uns betrogen.

Wer? fragte Frau v. B ... überrascht.

Nun, der Doctor! antwortete ihr Gatte, noch immer mit thränenden Augen.

Gott lohne ihm den Betrug! rief Frau v. B ...

mit fromm gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen.

Gewiß, antwortete er, ich sage nicht Nein. Ein kluger Mann! er wußte sehr wohl, daß ich ihm das sehende Fräulein v. B ... nicht zur Frau gebe, so nahm er die Blinde und machte sich sie sehend. Ein sehr kluger Mann! ich achte ihn hoch!

Mit diesen Worten sprang er auf und drang durch die Menge der Gäste, um Karl noch einmal zu umarmen.

Graf R ... und seine Gemahlin reis'ten nach wenigen Tagen nach dem sonnigen Italien ab. Nach einigen Wochen, da die Heilung vollendet war, führte Karl sein glückliches Weib in die grünen Thäler der nahen Schweiz. In die Heimat zurückgekehrt, etablirte er sich in der Stadt. Der Ruf jener Operation, die Verbindungen des Schwiegervaters, vor Allem aber sein liebenswürdiges und Vertrauen einflößendes Wesen trugen dazu bei, ihm bald eine Stellung als Arzt zu geben, deren sich Herr v. B ... nicht zu schämen hatte. Was aus seiner Poesie, der ersten Liebes-Botin zwischen ihm und Emilien, geworden, wissen wir nicht. Er war wohl zu glücklich, um noch länger melancholische Verse zu schreiben.

5.

Contraste.

Der fürchterliche Contrast zwischen Reichthum und Armuth erinnert mich an eine Zeit, da ich, fern von Emiliens sonniger Heimat, fern von Herrn v. B ...'s Villen, Schlössern, Palästen, Statuen und Vasen, das Land der Armuth, das Land der herabgekommenen Königssöhne, da ich Irland durchwanderte, in eine Hütte einkehrte und in die Wohnung des Elendes eingekehrt zu sein glaubte.

Von Belfast aus kam ich mit Hülfe des Dampfes in wenigen Stunden nach der alten Celtenstadt Antrim. Die alte, verfallene Physiognomie der Menschen und Häuser abgerechnet, findet der Fremde in Antrim nichts Auffallendes, während für die Einwohner im Gegentheil ein solcher Tag, da ein Fremder über ihren öden Marktplatz geht, allerdings höchst merkwürdig ist. Aus den erblindeten Glasfenstern der besseren, aus den papierverklebten der schlechteren Häuser blicken dann verwitterte Gesichter mit erstaunten Augen und scheuen sich nicht, dem Wanderer Ausrufe höchster Ueberraschung, oft sehr wilder Art, in

die Ohren zu schreien. Die halbnackten Kinder, die vor den Thüren spielen, springen erschrocken auf und eilen, sich im Schooße der Mutter zu verbergen. Auf dem grasbewachsenen Marktplatze gehen bewaffnete englische Constabler auf und ab und langweilen sich. Sie sind froh, einen Fremden zu sehen, weisen ihn gern zurecht und scheinen die einzigen civilisirten Menschen.

Indessen kommt man nicht nach Antrim, um Antrim zu sehen, man kommt seines See's wegen, welcher der größte von allen irischen Seen ist und bei den Einwohnern der Laugh Neagh heißt. So verläßt man denn bald die Stadt, um die Ufer aufzusuchen. Man steigt nun die Hügel hinab und gelangt in eine Art von Vorstadt. Sie besteht aus Lehmhütten, von denen jede nur Ein Gelaß hat und gar kein Fenster — der Fenstersteuer halber. Die Thür steht offen und muß auch im Winter offen stehen, wenn man etwas Licht haben will. Im Halbdunkel dieser erbärmlichen Wohnungen hocken unbeweglich abgezehrte weibliche Gestalten, oder liegen oft betrunken alte und junge Männer. Selten, daß ein heimliches Kaminfeuer das Unheimliche dieser Menschenwohnungen mildert. Geht man durch solche Gassen und will man Almosen austheilen, so kann man

es ohne Unterbrechung thun und nach rechts und links reichen; magere, knochige, gierige Hände werden sich überall entgegenstrecken.

Hat man den Westen gesehen oder auch nur die Moorgegenden von Castleblanay, dann ist man freilich schon an Solches und an Aergeres gewohnt. Hat man die Hütten gesehen, von denen der Beamte des Grundbesitzers das Dach gerissen und die wohl zu Hunderten mitten aus Moorgründen oder sandigen Kartoffelfeldern ihren Lehmgiebel wie dürre Arme klagend gen Himmel strecken; hat man die einstigen Bewohner dieser Hütten gesehen, wie sie, Mann, Weib und eine lange Reihe von Kindern, wie Vögel mit bleigetroffenen Flügeln, nackt, krank, mit den Symptomen des nahenden Hungerfiebers über die Kartoffelfelder oder die nassen Moorgründe irren, ohne zu wissen, wohin sich zu wenden: dann freilich scheinen einem die Bewohner dieser Hütten von Antrim noch in Wohlleben schweigende Menschen. So ging ich denn auch mit einem durch Gewohnheit schon geminderten Gefühle durch jene Gasse.

An ihrem Ausgange taucht man wie aus der Nacht zum Lichte auf, denn sie mündet auf eine Wiese, die sich mitten durch schöne Gebüsche und Haine lachend hinzieht, während aus dem Hinter-

grunde die schimmernde Fläche des See's grüßt. Die Wiese, Büsche und Haine sind die letzten Ausläufer des Parkes von Shanes=Castle, welcher die nördlichen Ufer des Laugh Neagh mit grünen Armen umschließt. Aber in ihrem Schooße ist die Aussicht noch beschränkt; ich wanderte weiter auf dem Damme, der sich weit in den See hinein streckt. Hier thut sich ein weiter, breiter Blick auf. Der See, der fünf Grafschaften die Füße badet, verliert sich gegen Süden wie ein Meer ins Unendliche — da ist kein Berg und Wald, auch keine Hütte, die nach dieser Richtung dem Blicke seine Ufer andeuteten; die wenigen Segel, die dahin ziehen, scheinen auf weite, lange Reisen zu gehen, die Nebel, die sie bald verschlingen, ein unbekanntes Land zu verhüllen. Nur die nördlichen Ufer sind, wie gesagt, durch den Park belebt, den die Lords O'Neil, die Herren der Gegend, im Laufe der Zeit aus dem unwirthbaren Gestade hervorsprossen ließen. Er gleicht, vom See aus gesehen, mehr einem nordischen Walde und blickt düster wie ein Druiden=Hain. Shanes=Castle, das Schloß der Lords O'Neil, das mit spitzigen Thürmen und schmalen, langen Fenstern seit dem großen Brande von vor zwanzig Jahren theils als Ruine aus dem Parke hervorblickt und mit eingefallenen Augen den

See bewacht, trägt nicht dazu bei, die Gegend zu erheitern. Der See war dunkel, fast schwarz anzusehen, und das war nicht die Schuld des wolkigen Himmels an jenem Tage; er ist es immer und heißt auch im Munde des Volkes „das schwarze Wasser", the black water. Die ganze Gegend hat etwas Nordisch-Mythologisches. Nach der christlichen Tradition ist der See das Werk des Teufels. Einmal, um eine Seele geprellt, die er bereits in seinen Klauen zu halten glaubte, riß er im Aerger ein Stück Landes aus der Erde und schleuderte es in den irischen Canal; so entstand hier der See, dort die Insel Man.

Natürlich wohnen auch hier in der Tiefe des See's, wie überall in Irland, die liebenswürdigen Elfengeister, jene halb gefallenen Engel, die, weil sie im Kampfe der Engel des Lichtes mit den Genossen Lucifer's abwarteten und nicht Partei ergriffen, auf die Erde, zwischen Himmel und Hölle, verbannt worden sind. Aber diese holden Geister treten hier in den Hintergrund, und man weiß von ihnen und ihren Krystall-Palästen in der Tiefe des See's nur sehr wenig zu erzählen. Eine größere Rolle spielt die traurigere Banshee, eine Art weißer Frau aus dem Schlosse Shanes-Castle, die jedes Mal erscheint, wenn

ein Glied aus der Familie O'Neil sterben soll. Sie läßt sich zwar bei solchen Gelegenheiten nicht immer sehen, aber man hört ihren Schrei, der ähnlich dem Pfiff des Orkanes drei Mal die Luft durchgellt, mit klagendem Tone über die ganze Gegend, welche einst die O'Neil's beherrscht, hinzieht und als Seufzer in weiter Ferne verhallt. Shanes-Castle hat ganz das Aussehen einer solchen Geister-Residenz. Traurig und schwarz, wie es sich in den schwarzen Wassern bespiegelt, erwartet man am hellen Tage, wenn es hier einen solchen gibt, daß aus seinen runden Thürmen und schmalen Fenstern Ahnfrauen, weiße Frauen und solches Volk hervortreten, um weinend und ächzend über die Wasserfläche hinzuschreiten.

Die Banshee wird jetzt von Tag zu Tag erwartet, denn in Shanes-Castle residirt der grauhaarige letzte Lord O'Neil. Mit ihm stirbt das letzte Stammhaupt, wenn auch nicht der letzte Sprosse aus dem Königshause von Ulster. Denn alle Bewohner dieser Gegend sind O'Neil's, alle sind sie Königssprossen, selbst die wir in jener dantisch-höllischen Gasse gesehen haben. Sie alle werden, als zur Familie gehörig, den Ruf der Banshee hören. Den Leuten im Schlosse selbst wird noch ein anderes Zeichen werden. Aus dem Gemäuer des Hofes blickt ein uralter, in Stein

gehauener Kopf mit buschigen Brauen, hohlen Augen und schmerzlich verzogenen Mundwinkeln; der Kopf wackelt und wackelt von Tage zu Tage mehr und mehr und wird endlich aus dem Gemäuer fallen und in Stücke brechen. Dann ist das Ende des letzten Lords O'Neil gekommen. Dem armen Lord, der in dem alten, halbverbrannten Schlosse, das er nicht mehr aufbauen läßt, in Erwartung solcher Zeichen sitzt und den steinernen Kopf wackeln sieht und im Kreischen des Wetterhahns den Ruf der Banshee zu hören glaubt, muß melancholisch zu Muthe sein.

Es that mir leid um ihn. Die Gegend ist nicht gemacht, ihn aufzuheitern; das fühlte ich, wie ich auf der letzten Spitze des Dammes da saß und meine Blicke über den See schweifen ließ, immer tiefer in Brüten versank und meine Seele so dunkel wurde, wie die Wellen des „schwarzen Wassers". Es gibt traurige Erdpunkte, die so auf den Wanderer wirken; es gibt solche Momente auf einsamer Wanderung, da muß man sich schütteln und aufraffen, sonst verliert man seine Zeit und bildet man sich ein, man habe zu versteinern angefangen. Man vergißt, daß man ein gebildeter Mensch ist, und man glaubt an all die Sagen und brütet darüber; im besten Falle grübelt man und sucht nach ihrer traurigen Symbolik.

Ich schüttelte mich und stand auf. Das letzte Segel war verschwunden, vom Nebel verschlungen, die Wolken hatten sich tiefer gesenkt, und die Wellen und die Tannen am Ufer schienen mir schwärzer geworden. Auf der Höhe des See's stand ein einsames Fischerboot und darin ein Mann, der sich abmühte, ein großes Netz aus dem Wasser zu ziehen.

Ich trat den Rückweg an. Wo der Damm sich den Baumgruppen nähert, denen ich entgegen ging, und wo er durch einen schmalen, grünen Rasenplatz von einer kleinen Seebucht getrennt ist, wurde mein Blick durch eine dünn aufsteigende Rauchsäule angezogen und durch sie auf eine rundförmige Erhöhung gelenkt, die sich an und aus dem Damme erhob. Bei näherer Betrachtung erkannte ich diese Bodenerhöhung als eine Art von Hütte, deren Wände aus rohen Steinen und schwarzem Erdreich, deren Dach theils aus Wasen, theils aus getrocknetem Gezweige bestand. Der Eingang in die Hütte öffnete sich dem Rasenplatze und der Seebucht zu, und aus ihm stieg die Rauchsäule auf. Vor der Hütte an einem Weidenbaume hing ein Fischernetz ausgebreitet. Ich wollte die Bewohner eines solchen ursprünglichen Gehäuses kennen lernen, und ich stieg den Damm hinab.

Im Dunkel der Erdhütte, die durch die Ritzen

des Daches, durch den offenen Eingang und die Flamme an demselben nur schwach erleuchtet war und deren Hintergrund sich kellerartig und schwarz in einer Vertiefung verlor, saß auf einem Baumstumpfe eine Gestalt, die ich nicht erkannt hätte, wenn sie mir nicht überrascht entgegengekommen wäre. Es war ein schlankes junges Mädchen von ungefähr sechszehn bis siebenzehn Jahren. Anstatt aller Kleidung trug sie ein Hemd, das eben so viele Löcher hatte als das Fischernetz, das vor der Hütte hing, und einen dünnen Rock, der von der Höhe des Kniees bis hinab aufgeschlitzt und mannigfach ausgefranzt war. Kaum daß dieses Costume, das überdies seit lange nicht gewechselt zu sein schien, den mageren Leib genügend bedeckte. Das verhinderte sie nicht, sich im vollen Tageslichte zu zeigen, da die Mangelhaftigkeit ihrer Bekleidung sie aus alter Gewohnheit nicht im Geringsten zu geniren schien. Mit freundlichen, wenn auch Anfangs etwas überraschten, braunen Augen sah mich das runde, echt irische, etwas stumpfnasige Gesichtchen an. Es lächelte endlich und zeigte einen rosigen Mund voll der klarsten, schimmerndsten Perlenzähne; das hellbraune Haar, das ungeordnet und dick um die Scheitel hing, war rückwärts theils in einen Knoten zusammengebunden, theils fiel es frei

und flatternd über den nackten weißen Hals herab. Die Wangen waren bleich und etwas eingefallen, was die, wie es schien, diesem wie allen echt irischen Mädchengesichtern natürliche Rundung störte, ihm aber dafür einen überaus zarten Charakter gab.

Ein Fremder! rief sie, als sie vor mir stand, und maß mich neugierig von Kopf zu Fuß.

Ich bin aus weiter Ferne hieher gekommen, sagte ich, mit Rücksicht auf den irischen Charakter, den ich seit Wochen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um Ihren wunderherrlichen See, Miß, den Laugh Neagh, kennen zu lernen.

Ich glaube (I suppose), antwortete sie echt irisch, ich glaube, es ist der schönste See der Welt.

Ohne Zweifel! antwortete ich mit dem größten Ernst und folgte ihrer Einladung, in die Höhle zu treten.

Ich starrte in leeres Dunkel. Anfangs glaubte ich, daß mein Auge, an das Zwielicht nicht gewohnt, die Gegenstände nicht unterscheiden könne, bald aber erkannte ich, daß die Höhle in der That von aller Einrichtung entblößt war. Im Hintergrunde eine aus etwas Heu und trockenen Blättern bestehende Streu, der Baumstumpf, auf welchen sich das Mädchen wieder setzte, ein breiter Stein, der mir zum

Sitze angewiesen wurde, der Topf am Feuer und ein Porcellan-Teller, der, der Himmel weiß wie, in diese Höhle gekommen ist und der zwischen den Hölzern der Decke stak — waren der ganze und einzige Hausrath dieser Wohnung.

Ist dieses Ihre Wohnung, Miß? fragte ich, und setzte schnell hinzu: Ich frage nur, um zu wissen, ob ich bei Ihnen, ob ich Ihr Gast bin?

Ja, Sir! antwortete sie mit irischer Grazie, ich habe die Ehre, Sie als meinen Gast zu begrüßen. Sie sind in meiner Wohnung; dieses Haus gehört Dick O'Neil, meinem Vater, der jetzt auf dem See ist. Ich heiße Honnor O'Neil, Tochter Dick's O'Neil, Euer Ehren zu dienen.

Ich freue mich, sagte ich, indem ich mich verneigte, Miß Honnor O'Neil kennen zu lernen.

Sie sind sehr gütig! erwiderte sie und verneigte sich ebenfalls. Sie schlug, in Nachdenken versinkend, die Beine über einander; über dem Knie schlang sie die Finger in einander und wiegte sich auf ihrem Sitze hin und her. Nach einigem Nachdenken fragte sie: Sir! Sie kommen wohl aus weiter Ferne?

Aus sehr weiter Ferne, Miß!

Haben Sie schon in Ihrer Heimat von den O'Neil's gehört?

Gewiß, Miß Honnor, habe ich in meiner Heimat und in anderen Ländern von den O'Neil's gehört.

Das habe ich wohl gedacht, antwortete Honnor mit stolzer Ruhe — die O'Neil's waren die mächtigsten Könige der Welt, ganz Ulster gehörte den O'Neil's. Ich, Sir, ich stamme von den Königen von Ulster — alles, was hier O'Neil heißt, stammt von diesen Königen; der Lord O'Neil, der dort in diesem Schlosse wohnt, stammt vom ältesten Sohne des Königs — das ist der einzige Unterschied zwischen ihm und den anderen O'Neil's.

Miß Honnor O'Neil, ich bin glücklich, den Sprossen eines so mächtigen Königshauses kennen zu lernen.

Honnor wollte mir eben mit einem freundlichen Lächeln antworten, als der Topf am Feuer mit seinem dunkeln Inhalte zu brodeln und überzulaufen begann. Sie sprang erschrocken auf, faßte ihn mit Hülfe des Rockes am Henkel und zog ihn von der Flamme zurück. Sie verbrannte sich ein wenig die Finger, doch beachtete sie das nicht und rief, noch erschrocken, die Hand auf die Brust legend: Vor lauter Plaudern habe ich den Topf vergessen! St. Patrick, wenn ich den Topf hätte auslaufen lassen, drei Tage lang hätten wir wieder hungern müssen!

St. Patrick und St. David und all ihr Heiligen Irlands, ich danke Euch!

Sonderbar rührend klang mir diese fromme, aus tiefstem Herzen kommende Danksagung für die Rettung des Topfes aus demselben Munde, der eben von seinen königlichen Ahnen und Verwandten gesprochen.

Honnor setzte sich wieder auf ihren Baumstumpf, nahm ein altes Netz, das ihr zu Füßen lag, in die Hände und kehrte, während sie zerrissene Maschen wieder zu knüpfen suchte, mit offenbarer Liebe zum Gegenstande unseres Gespräches zurück.

Haben Sie, Sir, hub sie an, in Ihrer Heimat auch gehört, auf welche Weise die O'Neil's dieses Land gewonnen haben?

Nein, Miß O'Neil! antwortete ich, ich gestehe mit Beschämung, daß ich das nicht gehört habe. Ich weiß wohl, daß die O'Neil's dieses Land mächtig und mit Ruhm beherrscht, aber wie sie es gewonnen haben, habe ich nie erfahren.

Ich will es Ihnen erzählen, sagte Honnor und ließ das zerrissene Netz wieder fallen. Als vor langer, langer Zeit, kein Mensch kann es mehr berechnen, wie lange das her ist, die ersten Menschen, die allerersten

Menschen in dieses Land kamen, fanden sie hier einen König.

Wie, Miß O'Neil? — fragte ich — als die allerersten Menschen ins Land kamen, fanden sie hier einen König?

Ja, sagte Honnor ganz ruhig, so ist es. Sie fanden hier einen König?

Ja, sagte Honnor ganz ruhig, so ist es. Sie fanden hier einen König. Der sagte: Dem soll das Königreich Ulster gehören, der das Land, der Erste von Allen, mit seiner Hand berührt. Da nun diese ersten Menschen übers Meer und Jeder in einem Kahne ankamen, fingen sie auf das Wort des Königs alle gewaltig zu rudern an, denn Jeder wollte der Erste das Land mit seiner Hand berühren und König werden. Da war Einer unter ihnen, der hieß O'Neil. Der hätte gern das Königreich gewonnen; aber es waren Andere da, die es auch gern gewonnen hätten, und die waren ihm weit voraus gerudert. Was thut O'Neil? Er zieht sein Schwert, haut sich eine Hand ab und wirft sie aufs Land. So hat er mit seiner Hand zuerst das Land berührt, und so war er König von Ulster, und dieser Held ist unser Stammvater.

Honnor sah mich fragend an, als ob sie auf

diese Erzählung etwas erwartete. Um nur etwas zu erwidern, sagte ich, es sei eine wunderbare Geschichte.

Eine wunderbare Geschichte? rief Honnor — Sir, es ist die allerwunderbarste Geschichte der Welt! Und daß sie wahr ist, beweis't die „Hand“, welche Lord O'Neil noch heute in seinem Wappen trägt. Das Wappen, fügte sie hinzu, gehört uns eigentlich auch; es gehört allen O'Neil's, aber wir tragen kein Wappen.

Unwillkürlich hob ich die Augen auf, um mich in der Halle, die mich beherbergte, nach alten Bildern, Waffen und dergleichen umzusehen; lächelnd mußte ich sie auf Honnor haften lassen, die mit einem gewissen Stolze, fast mit Hoheit, lächelnd vor mir saß. Das Gespräch schien sie zu verklären, und wenn sie mir auch etwas wahnsinnig vorkam, so sah ich es doch gern, wie sich ihre Wangen rötheten, und ich verharrte bei dem Gegenstande, indem ich sagte:

Das Haus der O'Neil's stirbt aus?

Ja, sagte sie gleichgültig, das Haus der Lords, nicht das Königshaus. Es gibt mehrere Tausend O'Neil's. In unserer Familie gibt es vier: meinen Vater, zwei Brüder und mich.

Ihre Mutter ist keine O'Neil? fragte ich.

Doch, doch, Sir, rief Honnor rasch, auch sie war aus dem königlichen Hause von Ulster. Aber sie starb vor vier Jahren, sie starb vor Hunger, Sir, denn es war ein böses Jahr. Damals sind meine Brüder fortgegangen aus ihrer Heimat; der eine ist Soldat, was aus dem anderen geworden ist, haben wir nicht erfahren.

In dem Augenblicke erscholl draußen eine rufende Stimme. Honnor eilte hinaus, ich ging ihr nach. Auf dem gegenüber liegenden, von uns durch die Bucht getrennten Ufer stand ein stattlicher, dickleibiger Bedienter in glänzender Livree. Er machte ein Zeichen, daß Honnor zu ihm hinüber kommen sollte, Honnor deutete auf den See und daß der Vater mit dem Kahne draußen sei. Da rief der Bediente etwas herüber, aber die Stimme erreichte uns nicht des Geräusches halber, das in dieser Bucht durch die Einmündung eines ziemlich wild herbeiströmenden Baches entstand. Honnor machte eine fragende Geberde und fragte zugleich mit Schreien, was Master Jeffs wolle. Master Jeffs, der Bediente, wiederholte seinen Ruf. Da man ihn wieder nicht verstand, wurde er ungeduldig, zuckte die Achsel und wandte sich, um den Weg zum Schlosse einzuschlagen.

St. Patrick und alle Heiligen Irlands! rief Honnor verzweifelnd und die Hände ringend, wenn er fortgeht, ohne Fische zu bestellen, haben wir eine Woche lang nichts zu essen!

So rufend lief sie am Ufer der Bucht auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen, schien einen Entschluß zu fassen und warf sich mit Einem Male in das Wasser. Ich schrie auf vor Schrecken und eilte aus dem Dunkel der Höhle hervor, wohin ich mich beim Anblick des Bedienten zurückgezogen hatte. Bald aber beruhigte ich mich, denn Honnor schwamm wie eine wilde Ente und trotz den heranstürmenden Wellen des einmündenden Baches in gerader Linie dem entgegengesetzten Ufer und dem Bedienten zu. Dieser, sobald er Honnor schwimmen sah, blieb stehen und wartete ihr Nahen ruhig ab; doch schien er Eile zu haben, denn er nahm sich mit seinen Aufträgen nicht Zeit, bis sie gelandet war, sondern rief ihr vom Ufer zu, als sie in der Nähe an einer seichten Stelle hielt und nur mit halbem Leibe aus dem Wasser hervorragte. Honnor nickte ihm bejahend zu, und nachdem sie noch eine Weile gerastet hatte, schwamm sie eben so rasch an das diesseitige Ufer zurück.

Ich eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu

reichen. Ihre Kleider, wenn man die elenden Lumpen so nennen konnte, troffen und klebten am Leibe.

Master Jeff's hat Fische bestellt, wie ich vorausgesehen habe, sagte Honnor froh und unbekümmert um die Ströme Wassers, die an ihren Gliedern herunterflossen. — Hätte ich nicht den Einfall gehabt, hinüber zu schwimmen, fuhr sie fort, er wäre weiter gegangen und hätte die Fische bei O'Sullivan, der dort drüben wohnt, bestellt. Was hätte mein Vater gesagt, und was hätten wir die ganze künftige Woche gegessen?

So sprechend, setzte sie sich ans Feuer. Da wird das Zeug bald trocken, sagte sie, mich anlächelnd. — Bald aber versank sie in ernstes Nachdenken und murmelte vor sich hin: Wenn nur der Vater einen guten Zug thut, heute oder spätestens morgen! Seit drei Tagen, fuhr sie zu mir gewendet fort, ist der Laugh Neagh unbarmherzig.

Ist der See nicht fischreich? fragte ich.

St. Patrick, sagte sie, hat ihn wohl gesegnet, sein Wasser heilt die Kranken, aber Fische gibt er von Tag zu Tag weniger. Das wird, wie alte Leute sagen, immer ärger, seit Irland englisch geworden ist; denn zu St. Patrick's Zeit und als die O'Neil's noch herrschten, brauchte man nur mit der Hand in

das schwarze Wasser zu greifen, um einen großen Fisch herauszuziehen. — Sehen Sie, was hier in diesem Topfe kocht, sind alte Fische, von denen der letzte vor fünf Tagen gefangen wurde.

Sie warf einen trübseligen Blick auf die schwarze Jauche im Topfe, und so that auch ich. Indessen fing die Nässe doch zu wirken an, und sie schüttelte sich vor Frost. Ich fragte sie nicht, ob sie die Kleider wechseln wolle, denn ich wußte, daß sie das nicht konnte. Doch sprach ich meine Besorgniß über ihre Lage aus. Das thut nichts, sagte sie lachend, hob das Netz vom Boden auf und umhüllte sich damit. So saß sie in der That da wie Aslauga, jene Königstochter der nordischen Sage, die in ihrem Exile ein Netz statt aller Kleidung trug.

Es wäre mir nicht so kalt, sagte Honnor ganz naiv, wenn ich nicht Hunger hätte; ich habe seit gestern nicht gegessen und mit diesem Topfe immer gespart, bis der Vater vom See zurückkommt. Aber er scheint weit hinaus gefahren zu sein.

Da erinnerte ich mich an den Mundvorrath, den mir die vorsorgliche Wirthin vom „Pflug“ zu Belfast bei meiner Abreise eingepackt hatte. Sir, hatte sie gesagt, Antrim ist ein recht irisches Nest und schwerlich im Stande, einen Gentleman würdig

zu bewirthen; nehmen Sie dieses kleine Paket in Ihre Reisetasche, und Sie werden mir dankbar sein. An das kleine Paket erinnerte ich mich, da Honnor über Hunger klagte, und ich zog es aus meiner Handtasche; es enthielt jene angelsächsisch vervollkommnete Zubereitung der sächsischen Butterbemme, die man in England Sandwiches nennt. Ich breitete sie auf dem Papiere vor Honnor aus und lud sie ein, mir die Ehre anzuthun und an meinem Frühstücke Theil zu nehmen.

Honnor streckte sogleich die Hand aus und ließ einen gierigen Blick über das Papier streifen. Bald aber faßte sie sich und griff so langsam, als es ihr Hunger erlaubte, nach der Speise. Sie kostete und rief überrascht: Da ist Fleisch darin!

Ja, Miß, ich hoffe es wird Ihnen schmecken.

O, rief sie entzückt, das ist kostbar — ich habe nie etwas so Vortreffliches gegessen.

Sie nahm ein zweites, ein drittes Stück; ihr Hunger schien während des Essens erst recht zu erwachen. Langsam nagte ich an einem Bissen, um ihr nur Gesellschaft zu leisten, und sah von Zeit zu Zeit bei Seite, um sie nicht zu stören, wenn sie auf's Neue zugriff. Nach kurzer Zeit war das Papier leer.

Ich hoffe, es hat Ihnen geschmeckt, Miß O'Neil, sagte ich.

O, Sir, rief sie tief aufathmend, es war die beste Mahlzeit der Welt. Ich habe nie so vortrefflich gegessen. Wo macht man das, was Sie da in dem Papiere mitgebracht haben?

Man macht das in Belfast, Miß.

O, Belfast, da wohnen reiche Leute, lauter Engländer, sagte sie.

Als ich die Sandwiches aus der Reisetasche zog, bemerkte ich, daß ich auch ein rothseidenes Taschentuch eingesteckt hatte; ich nahm es hervor und sagte zu Honnor: Miß O'Neil, ich bitte Sie, dieses Halstuch als ein Andenken an meinen Besuch und an das gemeinschaftliche Frühstück von mir anzunehmen.

Ach, wie weich und glatt das ist! rief sie, indem sie mit der Hand darüber fuhr.

Sie warf das Netz ab und nahm das Tuch und schlang es um den Hals. — So was Schönes, fuhr sie fort, habe ich noch nie gehabt. Ich danke Ihnen, Sir, Sie sind so gütig!

Mit diesen Worten neigte sie sich zu mir herüber und streckte mir ihre Hand entgegen. Sie zitterte. Ein tiefes Mitleid ergriff mich mit dem armen Geschöpfe, das in so holder Jugend dem furchtbar-

sten Elend verfallen war, das in Hunger und Jammer, mit königlichem Bewußtsein — das ist freilich der Humor davon — so hinwelken mußte. Unwillkürlich neigte ich mich ihr entgegen und drückte ihr die kalte Hand. Traurig und gedankenvoll wiegte sie das liebliche Köpfchen, und wir schwiegen beide.

Plötzlich aber sprang sie auf und rief voll Freude: Ich kann Ihnen auch etwas geben, Sir!

Sie eilte in den dunklen Hintergrund der Höhle, suchte dort eine Zeit lang und kam endlich mit einigen schimmernden Quarzen in den Händen hervor. Diese Steine, manchmal auch edlere, wie der Opal, werden hier im Grunde des See's gefunden; die Reisenden kaufen sie mit einigen Pence als Andenken an den Laug Neagh.

Honnor legte die Steine vor mich hin und bat mich, sie mitzunehmen.

Das will ich gern, Honnor, sagte ich — doch kenne ich die Sitte, die will, daß man die Steine bezahle.

Sie haben sie schon bezahlt, sagte sie zögernd, Sie haben mir das schöne Tuch gegeben und das gute Frühstück.

Nicht doch, die Sitte will, daß sie mit Geld

bezahlt werden — erwiederte ich —, willst du nicht ein Stück Geld annehmen, Honnor?

Honnor schwieg und sah mich mit starren Augen an.

Ich steckte die Hand in die Tasche und zog ein Silberstück hervor, daß ich ihr hinreichte.

Half a Crown! (eine halbe Krone) schrie sie, auf die Münze starrend. Sie sprang einige Schritte zurück, blieb dann stehen und blickte vorgebeugten Leibes unverwandten Auges nach der Münze. Ihr ganzes Wesen war verwandelt. Die Augen wurden immer starrer und leuchteten mit unheimlichem Glanze, die Lippen wurden bleich und zitterten, die Wangen überzog eine grünliche Bläſſe. Nach und nach lös'ten sich die Hände von der Brust los, an die sie beide fest gedrückt hatte; sie streckte sie beide langsam hervor, während sich die Finger krampfhaft bewegten und krallenhaft bogen. Eine ungeheure Gier drückte sich in Haltung, Blick und Geberde aus, zugleich mit einer gewissen Angst vor so großem Besitze, und daß ich die Münze wieder zurückziehen könnte. — Half a Crown! stotterte sie noch einmal und seufzte aus tiefster Brust. Es waren die einzigen Laute, deren sie fähig schien.

Mir wurde es unheimlich, die Münze brannte

mir in die Finger, und ich warf sie auf den Baumstumpf, auf dem Honnor gesessen hatte. Mechanisch folgten ihr Honnor's Blicke und drehte sich ihr Honnor's Oberleib zu, während sie mit den Füßen wie eingewurzelt stand.

Da hörte ich eine rauhe Männerstimme hinter mir, die ebenfalls: Half a Crown! rief. Ich sah mich um; am Eingange der Höhle stand, ein Fischernetz auf der Schulter, ein langer, magerer Mann, dessen Blicke nach demselben Punkte starrten, wie Honnor's Blicke.

An ihm vorbei, ohne daß er mich angesehen oder gegrüßt hätte, eilte ich von Frost geschüttelt aus der Höhle.

* *
*

Einige Wochen später durchwanderte ich die schottischen West-Highlands. An einem sonnigen Nachmittage bog ich um die Spitze des Loch Fine, jenes schönsten Lochs von Schottland, der den berühmten Loch Lomond an Schönheit, Größe, Wildheit und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Der Loch Fine ist kein See, wie der Loch Lomond, sondern ein Arm des Meeres, der sich in den mannigfachsten Krümmungen mitten durchs Gebirge schlingt, schmal und lang wie ein Fluß, mit bald felsigen, bald grünbe-

waldeten Ufern weit, weit, bis in den Schooß des Hochlandes hineindringt. Mit ihm kommen mächtige Meerschiffe und Ebbe und Flut wie durch Zauber in Gegenden, die hundert Meilen weit vom Meeresufer entfernt zu sein scheinen. Trotz Meerschiff und Ebbe und Flut hat er mit seinen Krümmungen und den Bergen, die ihn überall umschließen, überall das Ansehen eines in sich ruhenden, abgeschlossenen Waldsee's. Am schönsten ist wohl der Loch Fine an seiner äußersten Spitze. Hohe Berge, bedeckt von dunklen Tannen, jahrhundertalte Eichen, krönen ihn mit einer zackigen Krone; mitten aus den Wäldern heraus, von den Bergen herab laufen bis an seine Ufer helle Lichtungen, englisch grüne Wiesen; dort und da sind die Berge durch lachende Thäler getrennt, in deren Tiefen ein Bach dem Loch entgegenrauscht, deren Hintergrund durch zusammengeschobene Hügel oder eine grüne Wand von riesigen Bäumen geschlossen ist. Der Menschengeist kam der Natur zur Hülfe, und hier mit Glück; ursprünglich mochte diese Gegend eine rauhe, ungastliche Wildniß gewesen sein, jetzt sind Wald und See und Berge und Thäler in einen einzigen großen Park, in einen heimlich glücklichen Erdwinkel verwandelt.

Die Sonne lag bereits über den Laubgebüschen

des westlichen Ufers, als ich auf der Straße, den Loch entlang, das Rauschen der Flut mir zu Füßen, dem Städtchen Inverary, dem Hauptorte des Clans, entgegen eilte. Weiß und schimmernd hebt sich Inverary von dunklem Hintergrunde ab und winkt nach Norden dem wandelnden, nach Süden dem schiffenden Wanderer entgegen. In seinem Hafen lagen schon mehrere Schiffe, Häringsjäger, Glasgowfahrer u. a., wie in einem guten Nachtlager; auf ihren Verdecken brannten gemüthliche Feuer. Andere Fahrzeuge eilten mit der Flut und ausgespannten Segeln vom Süden heran, darunter ein Dampfer, der eben Fingal's Höhle besucht hat.

Es war schon Abend, als ich mich Inverary näherte. Aber hier in der Nähe des Städtchens wurde es erst recht zauberisch. Plötzlich öffnet sich der Wald zu einem weiten, freien Raume; mitten aus dem Grunde taucht ein prachtvolles, normannisches Schloß aus dem Boden, das mit vier gezackten Thürmen nach allen Weltgegenden ausblickt. Die Rundbogenfenster schimmerten hier im Wiederscheine der See, dort im Abendroth. In Abendroth getaucht, glühend steht auch der einsame Thurm, der von der Anhöhe im Hintergrunde über die Bäume der Berggipfel herabsieht auf das Schloß und das

ganze Land bewacht. Vom Schlosse aus führen einzelne Alleen himmelhoher Eichen in dunkles Laubgebüsch, in dunkle Haine, die den weiten, grünen Raum rings umschließen. Nur gegen Westen verliert sich die Wiese in duftiger Ferne. Mit dem Abende senkte sich ein zitternder Schleier auf all die Herrlichkeit, und ich erinnerte mich, daß ich auf ossianischem Boden war.

Um Schloß und Park in der Nähe zu sehen, beeilte ich mich, mein Gepäck im Gasthofe abzugeben, und wenige Minuten darauf streifte ich über den grünen Raum, durch die Alleen, dem geheimnißvollen, lockenden Hintergrunde zu. Leider war die Sonne schon tief gesunken; nur mit flüchtigen Blicken konnte ich die schöne Welt erfassen, die wie ein Traum stückweise in Nacht versank. Dort jener heimliche Winkel, der eben noch von purpurner Luft durchwoben war, füllte sich plötzlich mit Dunkelheit; jener hohe Laubgang, der an grüne Hügel führte, schloß sich an seinem Ende und vor meinen Schritten mit schwarzen Thoren; in der Luft erscholl Flügelschlag — gewaltiges Gevögel, Geier und Habichte, vielleicht Adler, kehrten in ihre Nester auf diesem Berge zurück. — Ich wandte meine Schritte dem Schlosse zu. Es erhebt sich aus der Tiefe des Erd-

bodens, so daß zwischen der Wiese, auf der ich stand, und seinen Mauern ein Graben entsteht; über diesen Graben führen luftige, leichte Eisenbrücken von zwei Seiten in das obere Geschoß; das untere ist in der Tiefe versteckt. Vom Loch Fine her führt ein kleiner Canal bis an das Thor des Schlosses, das beinahe von der wachsenden Flut bespült wird. Vor dem Thore liegt harrend und immer dienstbereit das Dampfschiff des Schloßherrn, des Herzogs von Argyle.

Als ich an den Graben des Schlosses kam, war es schon tiefe Nacht. Heilige Stille, nur unterbrochen durch das Plätschern der Wellen am Dampfschiff, das Säuseln der Blätter, den seltenen Schrei eines Vogels, lag rings umher. Der Ruf der Matrosen, die im Hafen von Inverary einen Anker hoben, verscholl in der Ferne. — Ich lehnte mich an das Geländer, das um den Graben läuft, und sah durch ein Rundbogenfenster des Schlosses in die große Halle des oberen Geschosses. Sie war von Dämmerung erfüllt, nur aus einem Winkel kam ein Lichtstrahl; er kam von einer Lampe, die das schöne Gesicht eines jungen Mannes und das Buch vor ihm beleuchtete. Er hatte die goldenen Locken, die er gegen alle englische Sitte lang über den

Nacken fallen ließ, hinter die Ohren gestrichen, den Kopf auf die rechte Hand gelehnt und las mit unstörbarer Vertiefung. Aus dem schönen, jungen Gesichte sprachen Geist und Würde; von der Lampe sanft beleuchtet und von der vertieften Lecture sanft geröthet, schien sein ganzes Wesen schön durchgeistigt und erfüllt von derselben Ruhe, wie sie eben auf seiner Halle, seinem Walde, seinem Lande lagerte.

Es war der Herzog von Argyle. Er kehrt aus dem Geräusch der ungeheuren Stadt oft hieher zurück zu seiner schönen Einsamkeit, zu der Einsamkeit, die man die „Mutter der höchsten Entschlüsse“ nennt. Seine Vorfahren haben dieses Land als Häuptlinge der umwohnenden Clans beherrscht; haben sich auch diese Verhältnisse geändert, so ist doch die Verehrung traditionell auf den jungen Herzog übergegangen, und immer noch ist er der Herr des Landes, das er in ein nordisches Paradies verwandelt hat. Sein ungeheures Vermögen versteht er mit Geist zu genießen; in dem Erdwinkel, den er verschönert hat, wohnt die Wohlhabenheit, sein eigener Luxus hat einen Kunststyl. Das Dampfschiff vor seiner Thür trägt ihn in wenigen Stunden nach Glasgow oder Liverpool — von dort fliegt er in kürzester Zeit nach

der Hauptstadt, und wenn er Morgens noch in der Einsamkeit der schottischen Highlands meditirt hat, nimmt er Abends als Peer Großbritanniens Theil an Leitung und Lenkung der Geschicke seines Landes. So jung mit hoher Macht bekleidet, scheint er diesen Vorzug rechtfertigen zu wollen, denn sein Vaterland blickt auf ihn wie auf eine künftige Größe. — Ruhm, Macht, Reichthum, Schönheit, Geist, Wissen, edler Sinn und eine Einsamkeit, wie diese in Schloß und Park von Invenary! Wohl eine Stunde lehnte ich am Geländer, von Nacht bedeckt, und blickte über den Graben hinüber, durch das hohe Rundbogenfenster in die Halle, in das beleuchtete Gesicht des jungen Herzogs.

Honnor fiel mir ein.

Viertes Buch.

Viertes Buch.

1.

Dur und Moll.

Und doch war Honnor glücklich. Sie lebte in der Einsamkeit, sie hatte keinen Ansprüchen der Gesellschaft zu genügen, sie lebte ihren Träumen und trug neben ihrer Armuth keine andere Last. Wie groß hingegen ist das Gefolge von Leiden, das sich an die Armuth der gebildeten Märtyrerinnen in großen Städten, in der gebildeten Gesellschaft anschließt! Ich weiß die Geschichte einer solchen Märtyrerin, einer armen Musiklehrerin.

* * *

Eines der sonderbarsten Gebäude der inneren Stadt Wien war der sogenannte „große Federlhof". Sein hohes Alter abgerechnet, hatte das Haus zwar im Ganzen nicht viel, was es von seiner Umgebung unterschieden hätte. Es umschloß einen großen vier=

eckigen Hof, welcher auch als Durchgang zwischen der Bäcker- und Bischofsstraße diente und der von zweifachen an dem alten Gemäuer hinlaufenden hölzernen Galerieen umgeben war, die wieder durch mannigfache hölzerne Treppen in freier Luft unter einander in Verbindung standen. Das Geländer der Galerieen hatte einmal aus hübsch geschnitzten Balustren, die den Stempel des 17. Jahrhunderts trugen, bestanden. Jetzt war nur noch wenig von diesem alten Schmucke übrig, und die Lücken füllte man mit höchst schmucklosen Brettern aus, die so weit von einander entfernt waren und so lose an verrosteten Nägeln hingen, daß man für die Kinder, die sich auf den Galerieen herumtrieben, besorgt war. Fenster und Thüren waren wie die Galerieen vom Alter schief gedrückt und zeugten für die Nothwendigkeit eines baldigen Umbaues. Wie malerisch dieses Innere auch anzusehen war, so unterschied es sich zu Anfang der vierziger Jahre, wie gesagt, nur sehr wenig von vielen alten Häusern des alten Wien. Aber im Westen war der große Federlhof von einem Thurme flankirt, der dem Ganzen ein geheimnißvoll historisches, ein sagenhaftes Aussehen verlieh. Dieser Thurm ragte mit seinem siebenten und achten Stockwerke hoch empor über die ganze Nachbarschaft und

erinnerte, wenn auch nicht durch seinen Styl, so doch durch sein bloßes Dasein an jene Thürme, die sich in italienischen Städten an altadelichen Häusern erheben. Aber kein Wappen, keine Inschrift besagte etwas von seiner Geschichte; die vielen Nischen, mit denen er versehen, waren leer, und die heiligen oder profanen Bilder, die sie einst ausgefüllt und über die Vergangenheit des Thurmes etwas verrathen haben mochten, waren verschwunden. Die Fenster, oder vielmehr die schmalen Luken, von denen die obersten mit Brettern verschlagen, die unteren mit verstaubten Glasscheiben ausgefüllt waren, starrten aus ihrer steinernen Umrahmung wie erblindete Augen in die Gassen.

Im Jahre 1844 wurde der große Federlhof von einem reichen Speculanten angekauft und sollte einem neuen einträglichen Wohngebäude weichen. Jetzt, da der Thurm, an dem man sich bisher gleichgiltig vorbeigetrieben, vom Erdboden verschwinden sollte, wurde er der Gegenstand allgemeinen Interesses. Die Antiquare der Stadt fingen an, sich mit ihm zu beschäftigen, und bald fand sich manches, was seinen Verlust bedauern ließ. In diesem Thurme hatte Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim sein Lebenselixir gebraut und nach dem Steine

der Weisen geforscht. In diesem Thurme hatte der Friedländer gehaus't, ehe er den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erstiegen. Aus dem höchsten seiner Gemächer belauschte er die Sterne, die ihm seine Größe prophezeiten. In einem Gemache dieses Thurmes wohnte später der große Leibnitz, als er nach Wien kam, um mit Hülfe des Hofes Karl's VI. seine Lieblingsidee, die Vereinigung der beiden Kirchen, ins Werk zu setzen. Hier drängten sich die Hofleute um den eleganten Philosophen, um ein Wörtchen der Weisheit zu erhaschen; hier besuchte ihn der junge Diplomat Pombal, der sich zur Zeit als Theil der portugiesischen Gesandtschaft in Wien aufhielt, und schöpfte aus den Unterredungen mit dem Weltweisen die reformatorischen Gedanken, die er später in seinem Vaterlande verwirklichte.

Diese Entdeckungen waren für den Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte Grund genug, sich für den Thurm zu interessiren. Er wohnte nebenan in dem „kleinen Federlhof“, und alltäglich, wenn er vor die Thür trat, nahm er sich vor, das Innere dieses geheimnißvollen Gebäudes zu erforschen. Aber seit einiger Zeit war es für den Ruf eines Jeden, besonders für den Ruf eines dreiundzwanzigjährigen Menschen, der im Hause nebenan die heiligen Pflich-

ten eines Hauslehrers zu erfüllen hatte, gefährlich geworden, die Schwelle des großen Federlhofes zu überschreiten. Die soliden Familien, welche für längere Zeit miethen, hatten das Haus, das verdammt war, niedergerissen zu werden, längst verlassen, und der Eigenthümer, um die Galgenfrist noch auszubeuten, füllte es mit jenen Stadt-Nomaden, die nur auf Wochen, höchstens Monate miethen und die, vom Gesetze weniger geschützt, in jedem Augenblicke leicht ausgetrieben werden. Auf den Galerieen wimmelte es von jenen verlorenen Geschöpfen, wie sie jede große Stadt besitzt. Sie riefen jeden Vorübergehenden an, oder sangen ihm, wenn er schnell durchzukommen suchte, höhnische Lieder nach. Solide Menschen zogen es damals vor, einen Umweg zu machen und den Durchgang durch den Federlhof unbenutzt zu lassen. Trotzdem, von meiner Neugierde getrieben, schlüpfte ich unter dem Schutze des halbverhüllenden Abends eines Tages in den Federlhof und schnell, wie ein flüchtiger Sünder, die äußere Treppe hinauf, die zum Thurme zu führen schien. Kaum auf der ersten Galerie angekommen, war ich schon von einem Schwarme umgeben und fest gehalten, so daß ich nur mit Mühe auf die obere Galerie gelangte. Oben ging es mir nicht besser, und es

wurde mir unter all dem Geschrei sehr schwer, zu erklären, daß ich nur in den Thurm zu gelangen wünschte. Kaum hatte ich mich verständlich gemacht, als ein junges Mädchen, das offenbar mit zum Schwarme gehörte, trotzdem aber ziemlich bescheiden bei Seite gestanden hatte, sich durchdrängte und zu mir sagte: „Ach, Sie wollen gewiß zu dem kranken Herrn!" So sprechend und ohne meine Antwort abzuwarten, nahm sie mich am Arm und führte mich eine steinerne Treppe hinan, die sich von den Galerieen entfernte und in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Während wir hinanstiegen, sagte meine Führerin: Es ist Zeit, daß endlich Jemand kommt, um den armen Herrn zu besuchen; seit vielen Wochen liegt er allein da, ohne daß sich eine Menschenseele um ihn kümmerte. Aber er ist auch so curios; schon hundertmal habe ich ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn zu bedienen und manchmal zu besuchen, aber er hat mich immer sehr mürrisch abgewiesen.

Ohne recht zu verstehen, was mir das Mädchen vorredete, folgte ich ihr doch, da ich sah, daß wir uns im Thurme befanden. Auf der obersten Stufe angekommen, sagte sie, indem sie dicht vor mir eine Thür öffnete: Hier ist es. Gleich darauf eilte sie wieder hinab und ließ mich in ziemlicher Verlegen-

heit auf der Schwelle einer Stube stehen, in die zu treten ich offenbar kein Recht hatte. Doch trat ich einen Schritt weiter und schloß die Thür wieder hinter mir, als mir ein: Wer ist da? entgegen schallte. Ich stand in einem kleinen, ziemlich hohen Gemache, das von den wenigen Möbeln, einem Bette, einem kleinen Tische, zwei Stühlen, fast ganz ausgefüllt und von einer Kerze zu Häupten des Bettes ziemlich hell erleuchtet war. Im Bette erhob sich ein Mann, der mir neugierig und erstaunt entgegen blickte und in welchem ich, selber erstaunt, eine Persönlichkeit erkannte, die zu jener Zeit wohl Manchem aufgefallen war. Als Student sah ich ihn oft an der Aula vorübergehen, und wer ihn einmal gesehen, konnte ihn so leicht nicht wieder vergessen. Der lange graue Rock, der bis über die Knöchel herabfiel, das straffe und lange, mit Grau untermischte blonde Haar, der gleiche lange Bart, große blaue Augen, die immer ernsthaft vor sich hinsahen, machten ihn zu einer auffallenden stehenden Figur, von der doch Niemand recht wußte, was sie zu bedeuten hatte. Die Studenten behaupteten von ihm, er sehe aus wie der Stifter einer neuen Religion. Aber der Violinkasten, den er manchmal mit sich trug, verrieth ihn als Musiker.

Dieser Mann saß vor mir im Bette; seine Violine lag ihm auf dem Schooße. Mit dem großen grauen Rocke hatte er das Sonderbare abgelegt, und Haar und Bart, die mir, seit ich ihn nicht gesehen, in entschiedenes Grau übergegangen schienen, gaben ihm etwas Ehrwürdiges, obwohl sein großes blaues Auge und die ziemlich rosig gefärbten Wangen viel Jugendliches hatten. Die Stirn, sonst hinter einem breiten Hute versteckt, war hoch und weiß wie eine Denkerstirn und gerundet wie die Stirn eines Künstlers.

Ich erklärte ihm, auf welche Weise ich in seine Stube gekommen, und er nahm meine Entschuldigung freundlich entgegen; er lud mich sogar ein, Platz zu nehmen, und hob die Kerze empor, um mich die Spitzbogen-Wölbung des Gemaches sehen zu lassen. Da er versicherte, daß ich in die höheren Stockwerke nicht gelangen könne, weil die Treppen gänzlich abgebrochen seien, so war der Zweck meines Besuches im Thurme erfüllt, und ich hätte mich zurückziehen sollen. Doch schien mir der Mann so einsam, es war mir, als wenn ihm die Abwechslung eines Besuches gar nicht unangenehm wäre, und ich blieb und erzählte ihm, daß sich das Mädchen, welches mich heraufbegleitet, über ihn beklagte.

Bah! sagte er, wie sehr wohl es mir auch thut, manchmal ein Menschen-Angesicht zu sehen, so scheue ich mich doch vor manchen Berührungen.

Ich hielt mich nicht für berufen, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, obwohl mir die Dirne von purem menschlichstem Mitleiden mit einem Kranken bewegt schien. Er versicherte außerdem, daß er an der Bedienung eines alten Weibes, das ihn täglich zwei Mal besuche, genug habe. Doch erlaubte er mir auf meine Bitte, ja, er lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, und ich ging mit dem festen Vorsatze, bald zurückzukehren.

2.

Nach mehreren Besuchen ergab es sich, daß der Kranke doch manche Bedürfnisse hatte, die zu befriedigen waren. Er gestand, daß die Violine und all die Notenhefte, welche auf Tisch und Stühlen umherlagen, nicht hinreichten, die Langeweile eines Krankenlagers zu vertreiben. Er sehnte sich nach Büchern, und die verschaffte ich ihm, eben so wie manches Andere, woran es ihn die alte Frau, die ihn bediente, mangeln ließ. Ich hatte Gelegenheit, diesen dienstbaren Genius verschiedene Male zu sehen. Es war ein altes, verbissenes Weib, das aussah, als müßte

es immer an sich halten, um nicht in Zank und Bosheit auszubrechen. Mürrisch und ohne Gruß trat sie ein, stellte sie die Speisen hin und ging wieder, wie sie kam. Manchmal murrte sie über die Unordnung im Zimmer, ohne es jedoch anders zu machen. Eines Abends, da der Kranke eben von einem heftigen Husten angefallen war, rief sie in einem mehr zänkischen als besorgten Tone: „Nun, Ferdinand, Sie werden doch nicht sterben wollen? Sie wissen, daß Sie nicht sterben dürfen! Ich habe gehört, daß man durch festen Willen selbst den Tod hinausschieben kann; Sie müssen diesen Willen haben, das verlange ich von Ihnen. Ich habe keine Lust, noch in meinen alten Tagen für meinen Lebens-Unterhalt zu arbeiten."

Auf diese mit hartem Tone ausgesprochenen Worte antwortete der Kranke mit Lächeln: „Seien Sie ruhig, Tante, ich verspreche Ihnen, in dieser Beziehung so viel zu thun, als von mir abhängt."

Die auffallende Scene, die Rohheit des alten Weibes erinnerte mich an das Mädchen, das mich bei meinem ersten Besuche angesprochen hatte; denn ich sagte mir, daß sie den Kranken gewiß besser und mit mehr Zartheit pflegen würde. So oft ich ihn verließ, war ich gewiß, sie unten an der Treppe war-

tend zu finden. Jedes Mal fragte sie mich voll Theilnahme nach seinem Befinden, und oft kam sie auf die Klage zurück, daß er ihr nicht erlaube, etwas für ihn zu thun. Nach jenem Gespräche mit der alten Frau glaubte ich ihn an das Mädchen erinnern und seine Strenge gegen das arme verlorene Geschöpf tadeln zu müssen. Aber im feierlichsten Tone antwortete er mir: Wer je, wie ich, das hohe Glück hatte, die Weiblichkeit in ihrer erhabenen Reinheit kennen zu lernen und ihr mit ganzer Seele anzugehören, der fürchtet, ein Heiligthum zu beleidigen, wenn er mit einem entweihten Weibe in was immer für Gemeinschaft tritt.

Diese Worte und der Titel, den er jenem alten Weibe gegeben, boten meiner theilnehmenden Neugier endlich Gelegenheit, nach seinen näheren Verhältnissen zu fragen. Bei der Vertraulichkeit, die sich nach mancher verplauderten Stunde, bei manchen gleichen Sympathieen eingestellt hatte, war er auch nicht zurückhaltend, und er erzählte mir im Laufe mehrerer Abende die Geschichte seines obscuren und doch ereignißreichen Lebens.

Ich bin, so begann er gleich an jenem Abende, der Sohn eines protestantischen Geistlichen, und meine Vaterstadt liegt im nördlichsten Deutschland. Ich

nenne keinen Namen, weil ich nicht will, daß in jene Stadt, aus der ich voll Hoffnungen auszog und in der ich heute ein Verschollener bin, jemals wieder Kunde von mir gelange. Die geistliche Würde wird, wie Sie wissen, als ein Familien-Erbstück betrachtet, und so wurde auch ich diesem Stande bestimmt; aber schon während der ersten Jahre, die ich auf der Schule meiner Vaterstadt zubrachte, nahm meine angeborene und anerzogene Liebe zur Musik so mächtig überhand, daß ich alle Bücher darüber vergaß. Die Geige war mein Lieblings-Instrument, und die gutmüthige Vaterstadt pries mich erst als ein Wunderkind, bald als einen Künstler. In der „Harmonie", einer Gesellschaft von Musikfreunden, die es sich zur Aufgabe gemacht, nur edle classische Musik aufzuführen, spielte ich bald im wirklichen wie im figürlichen Sinne des Wortes die erste Geige. Was waren mir Sophokles und Euripides neben Gluck und Haydn!

Diese Richtung hätte mir in meinem häuslichen Leben manche Unannehmlichkeit bereiten können, wenn mein Vater nicht selbst ein geheimer Cellist und, wie man's nennt, ein guter Musiknarr gewesen wäre. Oft wenn er des Sonntags in seinem Ornate in die Kirche ging, um zu predigen, und ich mit meiner Violine unter dem Arme zur letzten Probe in den

Concertsaal eilte, rief er mir mit Neid nach: Ferdinand, könnten wir nicht einmal die Rollen tauschen?

Mit meinem Alter wuchs mein Ansehen; als ich die Schule mit Noth und Mühe verließ, sah ich mich als Dirigenten oder Capellmeister der ehrenwerthen Harmonie und in vollster musikalischer Wirksamkeit. Meiner Vaterstadt gehört die Ehre, eine der ersten unter den Städten Norddeutschlands gewesen zu sein, die den großen Genius Beethoven anerkannten. Die Harmonie trug dazu bei, so viel es ihre schwachen Kräfte erlaubten; ihren Mitgliedern war die Verehrung dieses erhabenen Geistes eine Religion, und ich war der hohe Priester dieser Religion.

Mit der ganzen Rückhaltslosigkeit der Jugend gab ich mich der neuen Welt hin, die sich aus den Compositionen dieses Meisters erhob.

Mein Freund, sagte Ferdinand, indem er sich mir zuwandte, mein Freund, wie jung Sie sind, so werden Sie doch schon erfahren haben, daß es nur Momente sind, die uns, unser inneres Leben weiter, der Vollendung näher bringen. Solche Momente schafft der Anblick des Schönen, oder ein großer Schmerz, ein außergewöhnliches Ereigniß, oft ein einziges Wort eines Guten oder Weisen. Die Seele fühlt einen Ruck nach vorwärts; man fühlt sich ge-

wachsen, größer geworden, reiner; man faßt die besten Entschlüsse, die nie ganz verloren sind. Manche Flecken des Charakters sind plötzlich verschwunden; Eigennutz, Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Selbstsucht fallen ab, wie der Gläubige meint, daß die irdische Hülle von der unsterblichen Seele abgestreift wird. Ja, wir fühlen uns unsterblich, weil wir das Schöne fühlen, das ewig ist. Solche Momente sind bei mir nur eingetreten, wenn eine Beethoven'sche Symphonie mich umrauschte, wenn ich in stiller Nacht eine Beethoven'sche Sonate hörte. Beethoven war nicht bloß der Meister meiner Kunst, er war mein Sittenlehrer, mein Weltweiser, mein Erlöser. Frühzeitig erkannte ich das Vorurtheil, das seine Schöpfungen wild oder verworren oder dunkel nennt. Mir war er klar wie das Licht selbst, und seine Form faßbar und vollendet wie die Formen griechischer Göttergestalten.

Auch die düstere Melancholie, die man ihm vorwirft, fand ich nicht in ihm; mich trug er fort zu lichteren Höhen, und so fortgetragen fühlte ich mich glücklicher. Nur ernst fand ich ihn und sanft melancholisch, weil Melancholie über jedem erhabenen Ernste schwebt. Diese Melancholie geht durch alle großen Kunstwerke aller edlen Nationen; sie schwebt über den Helden Homer's, sie klagt aus den Chören

des Sophokles, sie liegt wie ein Schleier auf dem Marmor der Alten; Dante begegnet ihr im Himmel wie in der Hölle; sie steht hinter dem lächelnden Cervantes und wischt sich eine Thräne ab, sie weint laut aus den Dichtungen des großen Briten. Sind wir nicht sterblich? Ist nicht jedem Glück, jeder Liebe Trennung oder Ende bestimmt? Fühlt man nicht ewige Schranken zwischen sich und dem Unfaßbaren, Schönen, das überall die Welt erfüllt? Ist nicht jeder Schmerz einsam, einsam wie ein Eremit, wie ein Gefangener? Aber der Kunst gelingt es, diese Trostlosigkeit zu besiegen. Denken Sie nur an den dritten Satz der C-moll-Symphonie, an die Egmont-Ouverture. Da ist es, als ob sich ein Elias-Wagen herabsenkte, um Sie umrauscht von erhabenen Melodieen über alle Abgründe der Erde fortzutragen. Sie schütteln den Staub von Ihren Füßen, Sie steigen ein und erheben Sich jubelnd, triumphirend in die Welten eines ewigen Wonneliedes. Denken Sie an die Cis-Moll-Sonate, an die Pastorale und Sie fühlen Sich Eins und einig mit der ganzen Natur, mit Wachsen, Blühen und Vogelgesang, mit Bachesrauschen, Mondschein und Waldessausen. Sterne, Nachtigall, das Mücklein, das leuchtend am Strauche

hängt, möchten Sie Bruder nennen, und Sie sind nicht mehr einsam in der weiten, weiten Welt.

Aber wozu das alles wiederholen, was Jeder gefühlt hat? Für meine Geschichte ist es genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich damals nach Wien gesehen habe, wie der Gläubige nach Zion oder Mekka sieht. In Wien, wo Beethoven lebte, glaubte ich die Lösung aller Räthsel zu finden, die mich damals noch beunruhigten, und in seiner Nähe die Kunstvollendung, nach der ich strebte. Von Tag zu Tag wurde meine Sehnsucht größer und schien mir mein Wirkungskreis in der Vaterstadt kleiner. Obwohl ich eine Säule und Stütze unserer Gesellschaft war, so fand ich doch nicht den geringsten Widerspruch, als ich meinen Entschluß, nach Wien zu ziehen, mittheilte. Im Gegentheil wurde ich von allen Seiten aufgemuntert, und als ich endlich abzog, wurde ich von meinen Freunden mit einer Feierlichkeit begleitet, als wären sie die Bürger einer fernen griechischen Colonie und ich ihr Abgesandter gewesen, den sie an das Orakel nach Delphi oder Dodona schickten.

Mit kleiner Baarschaft in der Tasche, aber mit großen Idealen im Herzen kam ich in Wien an. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, welch ein harter Schlag es für mich war, als ich erfuhr, daß sie den

Meister vor drei Tagen zur Erde bestattet hatten. Zwar, gewohnt, mir diesen Genius außerhalb der Gränzen der Menschheit vorzustellen, fühlte ich nicht jenen Schmerz, den man bei Verlusten durch den Tod empfindet. Aber die Stadt war mir leer und profan. Meine liebsten Hoffnungen sah ich erstorben, und ich nahm mir vor, in den nächsten Tagen wieder heimwärts zu wandern. Nur sein Grab wollte ich noch besuchen.

Es war ein heiterer klarer März-Morgen, als ich vor dem Währinger Kirchhof stand und den Todtengräber nach dem Grabe fragte. Verdrießlich antwortete er mir, daß er seit drei Tagen dieses Grabes wegen keine Ruhe habe und daß er fortwährend von den Besuchern danach gefragt werde. Der Alte müsse eine Familie gehabt haben, wie der Erzvater Jakob. So eben erst habe er ein junges Fräulein dahin begleitet; ich solle mich nur danach halten, so werde ich das Grab finden.

Ich schritt durch die langen Reihen der thaubenetzten Gräber und Leichen-Monumente, bis ich wirklich in einer der letzten Reihen eine weibliche Gestalt entdeckte. Sie kniete am Fuße des Grabes und war in so tiefe Andacht versunken, daß ich einige Schritte weit von ihr stehen blieb, um sie nicht zu stören.

Vor ihr auf den frischen Schollen lag ein Veilchenkranz, den die Betende wahrscheinlich selbst hingelegt hatte, denn er war noch frisch und vom Thaue, der sonst das ganze Grab bedeckte, nicht benetzt. Ich stand so, daß ich das Profil der Betenden und den klaren, liebevollen Ausdruck, der es bedeckte, genau sehen konnte. Sie war eben nicht schön, aber die große Milde des ganzen Gesichtes, das von intelligenten blauen Augen beleuchtet und von einer großen weißen Stirn so zu sagen beherrscht war, ließen dies sogleich vergessen. Ihre Farbe war blaß, und ein feines Fältchen am Munde verrieth manche Leiden, die aber von innerer Heiterkeit, von angeborener Klarheit des Gemüthes bewältigt schienen. Ja, sie machte sogar den Eindruck der Schönheit, als sich ihre Wangen von der Inbrunst ihrer Gedanken sanft zu röthen anfingen und sich ihre Augen, die bis dahin von langen Wimpern bedeckt waren, groß und leuchtend gen Himmel wandten. Ihr Anzug, ein dunkelblauer Hut und ein braunes Kleid, das bis an den Hals geschlossen war, ein schmaler weißer Kragen über dem braunen Kleide, deutete auf bescheidene Verhältnisse hin. Eine Rolle von Notenpapier, die neben ihr auf der Erde lag, verrieth, daß sie in dem Todten einen Meister ihrer Kunst verehrte. Nach allem, was

ich Ihnen von meiner eigenen Verehrung dieses Meisters gesagt habe, wird es Ihnen sonderbar erscheinen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich über das Mädchen die Stätte vergessen habe, an welcher ich mich befand. — Sie bemerkte mich erst, als sie aufstand, um den Kranz zu Häupten des Grabes niederzulegen. Der Gedanke, daß sie während ihrer Andacht belauscht gewesen, brachte sie sichtlich in Verlegenheit. Sie schlug die Augen nieder, erröthete sanft, ließ den Kranz fallen und wollte forteilen. Es war mir, als sollte ich sie nicht gehen lassen, ohne mich entschuldigt oder wenigstens ein Wort zu ihr gesprochen zu haben.

Mein Fräulein, ist dieses das Grab Beethoven's? fragte ich.

Sie sah mich mit großen Augen an, nickte bejahend und eilte fort. Mit Bedauern sah ich sie zwischen den Kreuzen und Leichensteinen verschwinden und ärgerte mich, daß ich nicht im Stande gewesen, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Da bemerkte ich zum Glück, daß sie die Rolle Musikalien vergessen hatte, und ich ergriff sie mit Hast, um sie ihr zu bringen. — Früher aber pflückte ich ein Veilchen aus dem Kranze, ohne zu wissen, ob ich eine Reliquie vom Grabe des Meisters oder eine Erin-

nerung an die holdselige Mädchen-Erscheinung zu haben wünschte.

Ich holte sie bald ein, und da sie mir freundlich für den kleinen Dienst dankte, wurde ich kühner, indem ich ihr meine Freude ausdrückte, den großen Verstorbenen so verehrt zu sehen, wie es mir ihre Andacht am Grabe gezeigt hatte. Ich sprach die Vermuthung aus, daß wohl auch sie der Kunstwelt angehöre. Bescheiden lehnte sie das ab und meinte, sie sei nur eine arme kleine Musikerin, die es eben so weit gebracht habe, den großen Verlust, den die Welt durch den Tod des Meisters erlitten, ahnen zu können. Sie habe sein Grab besucht, um ihm für manche glückliche Stunde, für manche tiefe Freude zu danken. Aus jedem ihrer Worte, aus jedem Zuge ihres Gesichtes sprach ein so sinnig anziehendes Wesen, daß es mir nicht möglich war, mich von ihr zu trennen. Um nur das Gespräch fortsetzen zu können, gab ich mich ebenfalls als Musiker zu erkennen und erzählte ihr so lange und ausführlich, als möglich, die Geschichte meiner Begeisterung und meiner Sehnsucht nach Wien und von der schmerzlichen Täuschung, die ich bei meiner Ankunft in dieser Stadt erlebt. Sie schien mich mit Interesse anzuhören; unsere Sympathieen und der gleiche Stand gaben mir, wie ich

glaubte, ein Recht, sie weiter zu begleiten. Außerdem war sie so frei und unbeklommen in ihrem Benehmen, so fern von Prüderie, daß ich mich am Ende gar nicht aufgefordert fühlte, sie zu verlassen. — Fast wie alte Bekannte plaudernd, kamen wir in der Stadt vor einem Hause an, wo sie, eine kleine silberne Uhr aus dem Gürtel ziehend, erschrocken ausrief: Ach, da komme ich eine ganze Stunde zu spät! Dieser Ausruf bestätigte mir nur, was ich schon vorher vermuthet hatte, daß sie zu jenen armen Geschöpfen gehörte, die man Musiklehrerinnen nennt. Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit sagte sie: Nun, es ist ein kleines Opfer, das ich dem Todten dargebracht habe.

Wir gingen weiter durch die Stadt, und ehe wir wieder vor einem Hause Halt machten, sagte mir meine neue Bekannte ihren Namen und lud mich ein, wenn ich mich in der fremden Stadt zu einsam fühlte, sie zu besuchen, wo sie mich dann ihrer Mutter vorstellen wollte. Am besten, sagte Therese, denn so hieß sie, am besten kommen Sie wohl morgen Abend, denn da versammeln sich mehrere Freunde bei mir, um Quartette, Sonaten und allerlei Kammermusik aufzuführen. Sie werden nach allem, was Sie mir erzählt haben, fügte sie lächelnd hinzu, hoffentlich an unserem Geschmacke wenig zu tadeln haben. Sie

könnten auch gleich ihre Geige mitbringen, denn ich habe eben die Kreutzer-Sonate auf dem Pult.

Ohne Heuchelei dankte ich ihr auf das herzlichste für die Einladung und sah ihr lange nach, als sie in dem dunklen Gange eines alten Hauses verschwand, um, wie sie mir sagte, im vierten Stocke einem ungezogenen Mädchen eine Stunde zu geben.

3.

Der Plan, am nächsten Morgen abzureisen, wurde dieser Einladung wegen aufgegeben; ja, ich fragte mich im Laufe dieses Tages mehrere Male, ob es nicht am besten wäre, ganz und gar in einer Stadt zu bleiben, wo man so liebenswerthen, offenen und freundlichen Menschen begegnet; aber dieser Gedanke war denn doch ein thörichter, da ich in dieser großen Hauptstadt ohne Bekanntschaft, ohne Verbindung und ohne Capital war, und es war mir leicht, ihn wieder zu unterdrücken, wie oft er auch auftauchte. Doch schienen mir die Gassen jetzt nicht mehr so todt und öde, die Menschen däuchten mir freundlicher; ich fing an, mich umzusehen, und es gefiel mir in dem fremden Labyrinth. Ich liebte es, da und dort einen Vorübergehenden anzusprechen, weil mich der Dialect, den ich schon früher gern hörte,

an meine neue und einzige Bekanntschaft erinnerte. Wenn mir irgendwo etwas auffiel oder ich über die hiesigen Verhältnisse Aufschluß haben wollte, richtete ich in Gedanken meine Fragen an Therese; sie war ja die Einzige, die von mir wußte, die meinen Namen und deren Namen ich kannte. Es war mir, als wäre ich ihrem Schutze empfohlen und in Allem an sie gewiesen. Um eine Schwäche zu gestehen, will ich es nicht verschweigen, daß ich den ganzen Tag vor meinem Besuche mit Einübung der Kreutzer-Sonate zubrachte, um mir vor Theresen ja keine Blößen zu geben.

Sie wohnte im Hinterhaus einer stillen Gasse in der Vorstadt. Musik führte mich über den Hof mehrere Treppen hinauf vor die rechte Thür. Ich wurde freundlich empfangen und erst der Mutter, dann den wenigen musikalischen Freunden, die schon versammelt waren und ihre Streich-Instrumente in Händen hielten, vorgestellt. Ich gestehe, daß ich mich während des ersten Stückes eines Haydn'schen Quartetts weniger um die Musik als meine Umgebung kümmerte. In der Wohnung, die im Ganzen aus zwei Zimmern bestand, sah es ganz eigenthümlich aus. Sie war, wie schon ihre hohe und versteckte Lage von außen errathen ließ, ärmlich und beschränkt; die Decke ziemlich niedrig, die Wände weiß angestrichen und kahl;

aber die Möbel, obwohl alt, deuteten auf eine glänzendere Vergangenheit und schienen für größere und schönere Gemächer bestimmt; doch waren sie, soweit es thunlich, mit den Stuben in Harmonie gebracht, und man sah in Allem die Hand ordnender und mit Geschmack waltender Weiblichkeit. Wie sehr Stühle, Sophas und Vorhänge sich bemühten, die hier offenbar heimische Dürftigkeit zu verbergen, so erkannte man sie doch bald, aber sie hatte eher etwas Idyllisches als Trauriges. In dieser Beziehung stimmte die Wohnung ganz mit den Physiognomieen der Tochter und der Mutter. Auch sie hatten etwas ruhig Stolzes in ihrem Wesen, das durch die einfache, fast ärmliche Kleidung mehr gehoben als verborgen wurde. Nur eine alte Frau, die in einem dunkeln Winkel saß und an Allem, was vorging, wenig Theil nahm, paßte zu der bloß traurigen Seite dieses Haushaltes. Der große Flügel, der ein Drittheil der Stube einnahm, sah bei dieser Umgebung auch nicht wie Eigenthum aus; er hatte ganz die Physiognomie jener Instrumente, wie sie die Clavier-Fabrikanten scheinbar aus Liebe zur Kunst, in der That aber aus Speculation unentgeldlich von Clavierlehrer zu Clavierlehrer wandern lassen. Doch sind das Bemerkungen, die ich theilweise erst später und bei näherer Bekanntschaft machte.

Nach dem Quartette setzte sich Therese ans Clavier, um an einem Trio Theil zu nehmen. Ich vergaß die ganze Umgebung und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ihr Spiel war so natürlich und spontan, als käme die ganze Composition von ihr, und doch wieder so gehalten, daß ein ernstes Studium nicht zu verkennen war. Die Einzelheiten, so wie die Auffassung des Ganzen verriethen so großes Verständniß, daß man gern über einzelne kleine Schnitzer wegsah — auch folgten ihr Geige und Cello mit sichtbarem Vergnügen und ließen sich gern leiten. Endlich kam auch die Reihe an mich, was mir in so fern lieb war, als ich mich gewisser Maßen erst dadurch in diesem Kreise einbürgerte. Nie hatte mir ein Beifall so wohl gethan, wie die wenigen Worte der Anerkennung, die mir Therese spendete und die mir vor ihr von den anderen Musikern gespendet wurden. Das angenehmste Ergebniß meines Spieles aber war die Einladung, mich künftig als engagirtes Mitglied dieser Gesellschaft zu betrachten und ja oft wiederzukommen.

Der Abend war auf so angenehme Weise verstrichen, die Gesellschaft hatte mir einen so guten Eindruck gemacht, daß mir ein längerer Aufenthalt in dieser Stadt sehr wünschenswerth schien. Ich

schob meine Abreise wieder hinaus und brauche nicht zu sagen, daß ich der Einladung Theresens so oft als möglich folgte. Ich fand nur selten Gesellschaft bei ihr, aber je stiller es war, desto heimischer und idyllischer fühlte ich mich da. Je näher ich Theresen kennen lernte, desto inniger fühlte ich mich zu ihr hingezogen, desto mehr bewunderte ich die ernste und tiefe Bildung ihres Geistes. Bei der Abwesenheit aller falschen Schaam, bei der Offenheit, mit der Mutter und Tochter von ihren Verhältnissen sprachen, war es mir bald kein Räthsel, wie sie sich diese mannigfache Bildung bei ihrer Armuth verschaffen konnte. Ihr Vater, der vor einigen Jahren gestorben, war ein angesehener Juwelier und Goldschmied; er hatte nichts gespart, um seinen Kindern eine reiche Erziehung zu geben. Plötzlich, in Folge eines erlittenen Betruges und einer Wendung im Geschäfte, ging alles mit Mühe und Fleiß ersparte Vermögen verloren. Die kleinen Reste, die nach jahrelangem Reichthume immer übrig bleiben, wurden von der Krankheit aufgezehrt, die den Vater nach der eingetretenen Katastrophe aufs Krankenlager und endlich ins Grab bettete. Ohne alle Mittel hinterließ er eine Wittwe mit drei Kindern; der älteste Sohn, den Talent und Neigung zum Künstler bestimmten, mußte

die Werkstatt des Bildhauers verlassen, da er noch nicht so weit war, um mit seiner Kunst die Familie ernähren zu können. Er sollte den Credit und guten Namen seines Vaters benutzen, um dessen Geschäft wieder aufzunehmen. Eine alte Tante, die ihr Leben lang zusammengescharrt und ihr angeerbtes kleines Vermögen bedeutend hatte anwachsen lassen, wurde bewogen, das Capital vorzustrecken, und sie that es, wenn auch mit einigem Sträuben, doch nicht ungern, da ihr Neffe, der schöne und phantastische Raphael, vielleicht die einzige Seele auf Erden war, für die sie eine Art Neigung empfand, welche sich sogar bis zu tantlicher Schwärmerei erhob. Aber Raphael, zum Künstler geboren und erzogen, war nicht der Mann, der durch Handel und Gewerbe auf einen grünen Zweig kommen konnte. Oft überkam ihn der Ueberdruß, und er schloß seinen Laden, um für viele Tage wieder in die Bildhauer-Werkstatt zu fliehen. In seinen Laden zurückgekehrt, brachte er seine künstlerischen Neigungen mit und setzte sich hin, um in Gold Kunstwerke auszuführen, die er nicht in Marmor vollenden konnte. Ketten, Armbänder und andere Schmucksachen wurden da eingeschmolzen, um als Stoff zu einem Kunstwerke zu dienen, das erst nach wochenlanger Arbeit vollendet

war und welches, verkauft, kaum Zeit und Mühe bezahlte. — Es leuchtet ein, daß mit solchem Handel nicht viel erreicht und daß ein solcher Handelsmann bald von denen erkannt wurde, die ihn ausbeuten wollten. Ein unbegränztes Vertrauen und echt künstlerischer Leichtsinn lieferten ihn den schlimmsten Betrügern in die Hände. Und, um kurz zu sein, nach zwei Jahren war es mit dem Geschäfte so weit gekommen, daß es die Gläubiger pfändeten und sich für den überraschten Raphael die Nothwendigkeit ergab, die Flucht zu ergreifen, wenn er nicht ins Schuldgefängniß wandern wollte. Nun war es an Theresen, nicht nur die Mutter und den jüngeren Bruder, sondern auch die Tante zu ernähren, die durch Raphael's Leichtsinn arm geworden war. Die Kunst, die sie in besseren Zeiten zu ihrer inneren Befriedigung erlernt hatte, mußte ihr nun als Mittel zur Erhaltung der Ihrigen dienen. Sie nahm ihre Aufgabe mit großem Muthe auf sich. Armes Kind! Vom Morgen bis zum Abend lief sie von einem Hause zum anderen, von einer fernen Vorstadt in die andere, und nie entwischte eine Klage oder auch nur ein Seufzer ihrem Munde, selbst dann nicht, wenn sie eine der vielen Demüthigungen erfuhr, den man in diesem Stande von Seiten der

gedankenlosen Rücksichtslosigkeit, des Unverstandes und des Ungeschmacks ausgesetzt ist; selbst dann nicht, wenn sie des Abends todtmüde auf das Sopha sank. Sie hatte immer ein Lächeln bereit, wenn ihre Mutter sie voll Sorgen über die abgespannten Züge oder die Blässe des Gesichtes betrachtete. War es ihr Werk, daß die ihrem Schutze anvertrauten Personen nicht dem bittersten Mangel ausgesetzt blieben, so war sie es auch, die mit ihrem unerschöpflichen Muthe, ihrer ernsten Heiterkeit über dieses gerettete Hauswesen jene wohlthuende Heimlichkeit ausgoß, die den Aufenthalt in diesen zwei armen Stuben so behaglich machte. Sie wußte, daß sie die Mutter über sich selbst und über einen verlornen Sohn zu trösten hatte, und sie gab sich alle Mühe, das ihr angeborene fröhliche Naturell nicht ersterben zu lassen. Wenn wir des Abends zusammen saßen, war sie es, von der alle Anregung zu lebhaftem und heiterem Gespräch ausging, und man war beschämt, wenn man mit dem Gedanken gekommen war, sie nach einem durcharbeiteten Tage zu unterhalten und ihre Müdigkeit vergessen zu machen.

Natürlich verbrachten wir auch viele Abende mit Musik. Nun ist aber nichts gefährlicher, als mit einer Person zu musiciren oder zu singen, zu

der man sich schon ohne das hingezogen fühlt. Es ist da so viel Gelegenheit, einander schweigend Gefälligkeiten zu erzeigen, gegen einander aufmerksam zu sein, indem man schneller oder langsamer je nach dem Wunsche des Anderen vorwärts geht. Eins sieht dem Anderen in die Augen, um die gegenseitigen Intentionen zu errathen. Man nickt beifällig oder man lächelt nachsichtig zu einem Fehler und erhält ein Lächeln zurück. Eins überläßt sich der Leitung des Anderen, bis man sich endlich ganz versteht, gleichen Schrittes vorwärts eilt und sich unzertrennlich fühlt, bis beide Seelen im Sturme des Finale in einem mächtigen Zusammenklang in einander verschmelzen. Ein einziges Duo bringt größere Intimität zu Stande, als Gespräche von vielen Wochen.

In der That war ich nach kurzer Zeit ein vertrauter Freund des Hauses, und so war es mir auch nicht schwer, in dieser kleinen Welt, die mir so glücklich schien, weil sie mich glücklich machte, bald das Princip zu erkennen, welches die Harmonie dieser kleinen Welt und ihre Reinheit störte. Es war in der Person der alten Tante verkörpert. Gleich nach der Flucht Raphael's war sie mit all ihrer Habe ins Haus gekommen und hat es seit damals nicht verlassen. „Da habt ihr mich," sagte sie, „jetzt er=

nähret mich! Was kümmert's mich, daß Raphael meinen Zehrpfennig durchgebracht hat! Jetzt müßt ihr für mich sorgen." In diesem Sinne lebte sie im Hause ewig in Angst vor dem Mangel und ewig treibend, daß man für sie schaffe und sorge. Wenn Therese des Morgens eine Viertelstunde länger als gewöhnlich im Bette blieb, gewiß erschien die Tante vor ihr und schüttelte sie auf, daß sie gehe und erwerbe; eine unbarmherzige Treiberin, welche die Opfer des edlen Mädchens nicht erkennen wollte und das entsagungsvolle Leben durch rohe Anforderungen störte und entweihte.

Sie kennen diese Tante, es ist die Alte, die mich bedient, und deren verschlossenes, mürrisches Wesen ihnen aufgefallen sein muß.

4.

Im Glücke — und ich war damals glücklich — vergeht die Zeit schnell. Mir waren seit meiner Ankunft in Wien bereits Monate vorüber gegangen, und an eine Rückreise, wenn ich sie auch gewünscht hätte, war nicht mehr zu denken, denn meine Baarschaft war zu Ende. Dieser traurige Zustand indeß erschreckte mich nur sehr wenig; im Gegentheil war ich voller Muth und machte sogar Pläne, wie ich in

die Verhältnisse Theresens hülfreich eingreifen wollte. Bei der innigen Freundschaft, mit der ich im Hause aufgenommen worden, zweifelte ich keinen Augenblick, daß man mich wenigstens für den Tisch auch als Hausgenossen aufnehmen und ich auf diese Weise Gelegenheit haben werde, die ganze Ausbeute meiner Arbeit in ihr Hauswesen fließen zu lassen, Theresen die große Last zu erleichtern, die Sorgen und den Kummer der guten Mutter zu stillen, die Vorwürfe der zankenden Tante zum Schweigen zu bringen, mit Einem Worte als Helfer aufzutreten und den bescheidenen Haushalt zu einem sorgenlosen und glücklichen zu machen. Aber es war hohe Zeit, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie zu diesem Ziele zu gelangen und überhaupt eine Laufbahn in dieser Stadt zu beginnen. Ich war nicht lange in Verlegenheit. Meine Unsterblichkeit führte ich in Gestalt zahlreicher Compositionen in meinen Koffer mit mir. Diese wollte ich, wenn auch Anfangs zu niedrigen Preisen, an Musikalienhändler losschlagen, mir schnell einen Namen machen und diesen dann benutzen, um mir eine Stelle bei einem Theater, einer Capelle oder wo immer zu verschaffen. Wenige Tage reichten hin, um meine Noten durchzusehen, zu ordnen und hier und da zu corrigiren. Mit einer dicken Rolle unter

dem Arme, in welcher sich Concerte, Sonaten, Trios ꝛc. befanden, trat ich voll Hoffnung meine Wanderung an. Die Musikalien-Handlungen waren mir ja bekannt; ich wollte von einer zur anderen gehen und in jeder einen bedeutenden Theil meiner Rolle zur Ansicht zurücklassen und zum Verlag anbieten. Dieser Feldzugsplan war auch sehr schnell ausgeführt. Wenn man mich auch fast in jeder Handlung befremdet und erstaunt ansah, so nahm man die Compositionen und meine Anträge doch freundlich entgegen und versprach in wenigen Tagen Antwort. Ohne ein einziges Notenheft, überaus fröhlich, daß Alles so gut von Statten gegangen, und voller Hoffnungen kehrte ich auf meine Stube zurück. Ich war so angenehm angeregt, daß ich mich sogleich hinsetzte, um eine neue Composition, welche mir seit einigen Tagen im Kopfe summte und die ich Theresen widmen wollte, niederzuschreiben. Aber bald sollte ich aus meinen jugendlichen Träumen schrecklich geweckt werden. Ich hatte nicht bedacht, ich habe damals noch nicht gewußt, wie viel auf Protectionen und Empfehlungen ankommt, und daß allein die Schmeichler der Oberflächlichkeit und der Tagesmode sich ohne diese behelfen können. Ich trat meine Rundreise, um die Antwort der Verleger zu holen, in

derselben Ordnung an, wie das erste Mal. In der ersten Kunsthandlung antwortete man mir mit vieler Höflichkeit, daß man im Augenblicke in zu viele Unternehmungen verwickelt sei, als daß man an neue denken könne. In der zweiten hieß es ebenfalls mit Bedauern, daß der Zeitpunkt nicht günstig sei, und daß ich gefälligst später einmal wieder nachfragen solle. In der dritten sagte man mir offen, daß die Compositionen zu ernst seien und daß, wenn sie auch Talent verriethen, ich doch besser thäte, ein wenig mehr auf das Moderne, Brillante zu sehen. Der Verleger machte dazu ein süßsaures Gesicht und sagte achselzuckend: Sie werden mich dieses Rathes wegen verachten, aber — ich bin Kaufmann. In der vierten Handlung fand ich die Rolle eben so, wie ich sie gebracht, und auf demselben Orte, wo man sie damals hingelegt hatte. Der Commis gab mir sie zurück und murmelte einige unverständliche Worte. So trug ich eine eben so schwere und dicke Rolle wieder nach Hause, wie ich vor wenigen Tagen hinausgetragen hatte. Was mich dabei am schmerzlichsten berührte, war, daß ich nun die Hoffnung, Theresen bald hülfreich sein zu können, aufgeben mußte.

Nach einiger Zeit war ich selbst in einer hülf-

losen Lage. Meine Baarschaft war beinahe bis auf den letzten Heller erschöpft und obwohl ich bereits in dem kleinen Gasthause, in dem ich wohnte, Credit hatte, so erkannte man mit jener, allen Gastwirthen eigenthümlichen Scharfsichtigkeit doch bald meine Lage und fing man an, mich auf eine Weise anzusehen, die mich beleidigte und mich bewog, vom Gasttische auszubleiben. Die Folge war, daß sich mit überraschender Schnelligkeit der Hunger einstellte. Doch ließ ich den Muth nicht sinken! Hatte ich doch gesehen, wie jeden Abend überall in Wien arme Musici, einzeln oder in Banden, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zogen. Warum sollte ich nicht thun wie meine Collegen in der Kunst und in der Armuth? Es kannte mich ja Niemand in der fremden Stadt, und ich brauchte mich nicht zu schämen. Außerdem hatte diese neue Art des Erwerbes einen neuen Reiz für mich, der mir nach und nach den Gedanken daran ganz erträglich machte, und ziemlich guter Dinge schlich ich mich spät Abends mit der Geige unter dem Arm aus dem Hause, um meine neue Laufbahn anzutreten.

Wahrscheinlich war es doch ein Gefühl von Scham, das mich zuerst verstecktere Vorstadt-Gegenden aufsuchen ließ; denn ich erinnere mich, daß ich

zuerst in ein großes Vorstadt-Kaffeehaus trat. Mit dem ersten Schritte, den ich in die hellerleuchteten weiten Räume that, flimmerte es mir vor den Augen und war es mir, als sollte ich auf dem Theater debutiren. Aengstlich sah ich mich nach einem dunklen Winkel um. Der Kellner, welcher sich vor mir verneigte, meinte, ich suche als Gast einen Platz, und zeigte auf einen Stuhl vor einem Marmortische. Sobald er aber sah, daß ich die Violine vornahm und zu stimmen anfing, veränderte sich sein Gesicht, und auf die Thür deutend, sagte er mir ziemlich barsch, das sei mir nicht erlaubt! Ich weiß nicht, wie ich hinausgekommen; ich erinnere mich nur, daß ich aus Verlegenheit, schon in der Gasse stehend, noch mit Stimmen meiner Geige fortfuhr. Bald faßte ich mich und setzte meine Wanderung fort. Mit größerem Muthe, als in das Kaffeehaus, trat ich in einen schlechterleuchteten Biergarten, stellte mich unter einen Baum in den Schatten und fing frisch zu geigen an. Doch war ich nicht über die ersten Tacte hinaus, als eine derbe Hand meinen Arm faßte und ihn so unsanft zurückzog, daß ich mit einer schreienden Dissonanz endete. Ich verstand, daß es mir auch hier nicht erlaubt war, die Menschen mit meiner Kunst zu vergnügen, und ich ging.

— Es war mir unbegreiflich, warum man mich an beiden Orten so ungastlich aufgenommen. Vielleicht, sagte ich mir, wird an beiden die Musik aus Grundsatz zurückgewiesen. Um mich nicht zum dritten Male auszusetzen, beschloß ich, ein Kaffee- oder Gasthaus aufzusuchen, wo man eben Musik machte, davor zu warten, bis die Musiker abgezogen, und dann einzutreten. Wie gedacht, so gethan. Ich ließ ein Trio aus einem Kaffeehause abziehen, ging vor der Thür noch ungefähr eine halbe Stunde auf und ab, um das Publikum von der genossenen Musik ausruhen zu lassen, und trat dann mit einigem Zagen ein. Aber trotz der angewandten Vorsicht ging es hier gerade so, wie an den anderen Orten. Ich wußte nicht mehr, was davon zu halten, und verlor die Geduld. Ich warf Hut und Violine auf einen Tisch und setzte mich als Gast hin, entschlossen, meine letzten Kreuzer auf eine Tasse Kaffee zu verwenden und die Zeit zu benutzen, um vom Kellner die Ursache meines Mißgeschicks zu erfahren.

Sobald ich als „Herr" am Tische saß, verzerrte sich das Gesicht des Kellners, der mich eben hinausgewiesen hatte, zur ausgesuchtesten Freundlichkeit und fragte, was meine Gnaden befehlen. Als der Kaffee auf dem Tische stand, sprach ich den Kellner mit

ziemlich herrischer Miene an: Sagen Sie mir, Kellner, wie's kommt, daß mir heute zu wiederholten Malen ein Spaß verdorben wird! Ich gehe da mit meiner Violine aus einer Gesellschaft, wo wir Musik gemacht haben, und es fällt mir ein, in ein Kaffeehaus zu treten und den Leuten natürlich nur des Spaßes halber etwas vorzugeigen. Aber kaum fange ich an, so weis't mich der Kellner hinaus; so geht es mir auch in einem zweiten Kaffeehause, und so ging es mir, wie Sie wissen, auch hier. Sie haben hier doch andere Musiker spielen lassen, warum nicht mich?

Euer Gnaden, erwiderte der Kellner, der mich für irgend einen reichen Sonderling nahm, mit unterthänigem Lächeln, Euer Gnaden, das ist natürlich. Wenn die Kellner und Kaffeewirthe gewußt hätten, daß Euer Gnaden Sich nur einen Spaß machen wollten, so hätten Sie Euer Gnaden gewiß mit größtem Vergnügen spielen lassen; aber Sie haben Euer Gnaden für einen von den landstreicherischen Musikanten gehalten und darum Euer Gnaden zurückgewiesen. Denn wir Kaffeehäuser und Gasthäuser erlauben nur den Musikanten des Kreuzer-Vereins, die sich das bei uns ausgewirkt haben, aufzuspielen.

Des Kreuzer-Vereins? fragte ich aufmerksam. Welcher Art Verein ist das?

Ein Verein von armen Musikanten, antwortete der Kellner, die wöchentlich einen Kreuzer in eine Casse zahlen und einen eigenen Director haben. Aus dieser Casse werden, wie ich glaube, die Steuern der Musikanten bezahlt, und die Mitglieder dieses Vereins allein haben, wie ich Euer Gnaden schon gesagt habe, die Erlaubniß, in unseren Kaffeehäusern zu spielen. Da weiß man doch, an wen man sich, wenn es nöthig ist, halten kann, und da ist man im Stande, dieses Volk ordentlich zu beaufsichtigen.

So wurde mir denn die Ursache meines Mißgeschickes klar, und ich beschloß, um ihm künftig auszuweichen, gleich am folgenden Tage in den Verein zu treten. Der Kellner konnte mir die Adresse des Directors nicht sagen, aber nach einigem Suchen stieß ich in der Gasse auf eine Musikbande, die sie mir bereitwillig mittheilte.

5.

Indessen schreckten mich bei ruhigerem Blute die gemachten Erfahrungen doch von dieser neugewählten Laufbahn wieder ab. In meinem Bette liegend, begriff ich es nicht, wie ich mich konnte so mißhandeln

lassen, und erklärte es mir nur dadurch, daß es mir mit der Laufbahn eines wandernden Musikanten doch nicht ernst gewesen sein konnte, daß ich eigentlich nur eine Art Maskenspiel getrieben und so die Beschämungen, die nicht mir, sondern meiner Maske gegolten, ertragen mochte. Bei alledem aber sah ich nicht ein, wie ich künftig leben und wie ich Theresen helfen wollte. Den Gedanken, meinen Vater um eine Unterstützung anzusprechen, wies ich mit Stolz zurück; der arme Vater konnte mich wohl ernähren, so lange ich bei ihm wohnte, war aber, ohne sich selbst die größten Entbehrungen aufzulegen, nicht im Stande, einen Sohn, der in der großen Residenz lebte, zu unterstützen. So beschloß ich, einen Theil meiner Habseligkeiten zu Gelde zu machen und die Zeit, welche ich auf diese Weise gewann, zu benutzen, um mir einen würdigen Nahrungszweig zu verschaffen. Zum ersten Male in meinem Leben trug ich einen Rock, der mir noch lange hätte dienen können, zum Trödler, eine goldene Nadel, das Geschenk eines reichen Edelmannes in der Nachbarschaft unserer Stadt, für dessen Hochzeit ich ein Carmen componirt hatte, zum Juwelier und einen Theil meiner Reisebibliothek, die mir der Vater mitgegeben, zum Antiquar. Bei meiner Mäßigkeit reichte die kleine Baarschaft für

einige Wochen hin. Therese — mit jener Prophetengabe, welche den Frauen ihren Freunden gegenüber eigen ist — mochte errathen haben, wie es mit mir stand, denn um jene Zeit fragte sie mich, ob ich nicht, wenn sich die Gelegenheit böte, hier und da Unterricht ertheilen wollte. Ich vertraute ihr, daß mir allerdings etwas der Art noth thäte, ohne ihr jedoch mitzutheilen, welche Erfahrungen ich in Wien schon gemacht und welche Abenteuer ich erlebt hatte. Am nächsten Musikabend forderte sie ihre Freunde auf, für mich zu sorgen und mir den Ueberfluß ihrer Unterrichtsstunden zukommen zu lassen. Sie versprachen das Beste, gaben mir aber zugleich den Rath, die Zeit, die indessen verfließen könnte, ohne daß sie etwas für mich fänden, nützlich anzuwenden und mich bei den Theatern um eine Orchester-Anstellung zu bewerben.

Dieser Rath schien mir sehr einleuchtend, und da einige Zeit verfloß, ohne daß von einer Lection die Rede war, so machte ich mich endlich auf, den Theater-Directoren meinen Besuch zu machen. Natürlich fing ich mit dem Höchsten an, mit dem Hofopern-Theater; aber nachdem ich einige Stunden im Vorzimmer des Directors gewartet hatte, wurde ich abgewiesen, ohne nur vorgelassen zu werden. Im

Schauspielhause antwortete man mir, das Orchester sei übervölkert und solle nächstens reducirt werden. In einem Vorstadt-Theater hatte man der Streichinstrumente nur zu viel, da man eben eines militärischen Spectakelstückes wegen vorzugsweise Blechinstrumente brauchte. Der Director dieses Theaters war überhaupt der Meinung, daß einem großen Saale, wie der seinige war, viel Blech bei Weitem angemessener sei und größeren Effect mache, als alle Saiteninstrumente der Welt. Er verfahre, so versicherte er mir, nach Grundsätzen, indem er die Saiten so nach und nach durch Trompeten und Hörner verdrängen lasse. Es blieb mir nur noch das kleinste und schlechteste Possentheater übrig. Zwar mußte ich auch hier stundenlang antichambriren, da der Director in seinem Bureau eben den Besuch seiner beliebtesten Local-Sängerin erhalten hatte; aber nach langem Warten wurde mein Herz von Hoffnung erfüllt, da mich der Director auf die Meldung, daß ein Violinist draußen warte, schnell eintreten ließ.

Sie suchen ein Engagement bei meinem Theater? rief er mir entgegen. Sie sind Violinist? Na, das ist charmant! ich brauche eben einen Violinisten. —

Ich verneigte mich tief, und mein ganzes Gesicht drückte nichts als Hingebung aus.

Glauben Sie nicht, fuhr der Theater-Director fort, daß wir hier Mangel an Geigenspielern haben; ganz im Gegentheil — jede Woche werden mir Dutzende angeboten. Aber der Mann, den ich im Augenblick brauche, ist gewisser veralteter Vorurtheile wegen schwer zu finden. Ich hoffe, fügte er hinzu, und betrachtete mich mit einem prüfenden Blicke, ich hoffe diesen Mann in Ihnen gefunden zu haben.

Ich bat um nähere Erklärungen, und der Director des Vorstadt-Theaters fuhr fort: Ich gedenke jetzt ein Zauberstück auf die Bühne zu bringen, in welchem es nothwendig sein wird, daß ein Quartett auf der Scene selbst aufgeführt werde.

Wieder schwieg der Director und betrachtete mich abermals mit prüfenden Blicken. Ich erklärte ihm, daß ich gewohnt sei, vor dem Publikum zu spielen, und daß, wenn er mich für dieses Quartett bestimmte, die Bedingung für mich nichts Abschreckendes hätte.

Na, das ist charmant! rief der Director und rieb sich vergnügt die Hände. Ich sehe, fuhr er fort, daß Sie keine Vorurtheile haben, und will Ihnen die Sache etwas näher erklären. Der Held des Stückes, ein unglücklicher Prinz, versinkt im zweiten Acte voll Sorgen in tiefen Schlaf. Die gütige Fee, eine Beschützerin, will ihn trösten und schickt ihm,

als einen verkörperten Traum, aus den Wolken und auf einer Wolke reitend, vier Genien herab, die ihm sanfte Wehmuth ins Herz gießen sollen. Nun kann man sanfte Wehmuth am besten mit Hülfe der Musik ins Herz gießen, und mein Capellmeister hat zu diesem Zwecke ein charmantes Quartett componirt, welches die vier Genien aufführen. Sie, rief der Director pathetisch, indem er einen Schritt zurücktrat und auf der Brust die Arme über einander schlug — Sie habe ich bestimmt, in diesem himmlischen Quartett den ersten Genius und die erste Geige zu spielen.

Ich soll also, rief ich aus, als Genius auftreten? —

Allerdings, antwortete der Director, in feinem fleischfarbenem Tricot, mit zwei herrlichen Flügeln aus Gold an den Schultern und mit einer blonden Jünglings-Perrücke auf dem Kopfe. Nach Beendigung des Quartettes hätten Sie, um dem Publikum den Sinn der Musik zu erklären, an den schlafenden Prinzen noch einige Worte, eine kleine Rede zu richten. Bei dieser Rede müßten Sie Sich, um die Einheit des Stückes, das eine Local-Zauberposse ist, nicht zu stören, gefälligst des wiener Dialektes bedienen.

Nachdem ich einige Zeit starr vor Erstaunen da-

gestanden hatte, erinnerte ich mich unwillkürlich an meine heimischen Freunde, und was sie sagen würden, wenn sie mich auf einer Wolke reitend, als musicirenden und Wienerisch declamirenden Genius sähen, und ich brach in ein lautes Gelächter aus. Aber ich wurde schnell wieder ernst, als ich mir Theresen unter den Zuschauern dachte — entschuldigte mich mit meiner Unkenntniß des wiener Dialektes, versicherte, daß ich um keinen Preis den einheitlichen Charakter seines Stückes stören wollte, verbeugte mich kurz und ging.

Da stand ich wieder in den Gassen, ärmer um eine Hoffnung, die mir einen Augenblick gelächelt, und trotz der Heiterkeit, die mir der Gedanke an den Genius für Momente noch erregte, herzlich traurig. Nach den Anträgen des Directors schien mir das Loos eines herumziehenden Musikanten, das ich vor Kurzem von mir gewiesen hatte, überaus ehrenvoll und wünschenswerth. Schnellen Schrittes, als fürchtete ich, abermals in meinem Entschlusse wankend zu werden, und dabei halb und halb mit dem Gefühle eines verlorenen jungen Menschen, der in äußerster Noth hineilt, um sich anwerben zu lassen, durchschritt ich die langen Straßen der Vorstadt, um die Wohnung Herrn Nikolaus Vogel's, des Directors des

Kreuzer-Vereins, aufzusuchen. Mit Zagen klomm ich die schmalen und steilen Treppen des alten Hauses hinan, fast überzeugt, daß ich selbst in den Kreuzer-Verein nicht aufgenommen werde. Schüchtern pochte ich an die Thür, und schüchtern trat ich ein.

Die Stube war von so dichtem Tabaksqualm erfüllt, daß ich die Gegenstände kaum unterscheiden und den Mann, der, eine lange Pfeife im Munde, in den Wolken auf und ab ging, kaum sehen konnte. Er trug einen langen abgefärbten Schlafrock, der in der Mitte von einem Sacktuch zusammengehalten war, und hatte graues Haar, das voll und dicht wie Borsten emporstarrte. Auf der äußersten Spitze der Nase saß eine Klemmbrille, die aber ein purer Luxus-Artikel zu sein schien, da er immer darüber hinwegsah. In Pelzschuhen daherschlürfend, kam er mir bis an die Thür entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich drückte meinen innigen Wunsch aus, Mitglied des Kreuzer-Vereins zu werden, und war nicht wenig erschrocken, als er mir mit vorgebücktem Leibe, mein Gesicht fast mit seiner Nase berührend, mit breitem Munde und fast grimmig die Zähne weisend, zurief: Kann Sie nicht brauchen! kann Sie nicht brauchen!

Plötzlich kam ich mir wie ein unglückseliges Wesen vor, das nirgends in der Welt an seinem Platze

ist, da mich selbst der Kreuzer-Verein nicht brauchen konnte. Ueberaus traurig wandte ich mich gegen die Thür, als mir Herr Nikolaus Vogel, der indessen ans andere Ende der Stube zurückgekehrt war, nachrief: Na, Sie Hannoveraner, Preuße, Sachse, Lippe-Detmolder, oder was Sie sonst sind, kommen Sie nur zurück, daß ich mich näher erkläre.

In der That glaubte ich, daß mir der Alte der barschen Begegnung wegen eine Erklärung schuldig wäre, und ich kehrte zurück. Er stellte mir einen Stuhl und setzte sich selbst so nahe zu mir, daß seine Kniee die meinigen berührten; dann bückte er sich wieder vor und sagte mit einem etwas minder grimmigen Gesichte: Sehen Sie, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden.

Ich zuckte die Achseln und meinte, die Leute aus dem Reich werden es wohl ertragen müssen.

Nein, sagte der Alte wieder, und zwar etwas freundlicher, es ist so bös nicht gemeint; wenn ich sage, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden, so meine ich, ich kann ihre Sprache nicht leiden. Es ist mir nichts so zuwider, wie das Hochdeutsche — es ist so hochmüthig, so stolz, und als ob es sich über unser Wienerisch immer lustig machte. Wer wird denn immer in Sonntagskleidern gehen? Und

das Hochdeutsche das kommt mir immer wie ein ganz neues steifes Sonntagskleid vor. Ich sehe ein, daß ich gegen die Leute aus dem Reich ungerecht bin, denn sie können ja nichts dafür, sie wurden so erzogen.

Während dieser Rede hatte sich das Gesicht, das mich so grimmig angefahren, auf so angenehme Weise verwandelt und einen so gutmüthigen und naiven Ausdruck angenommen, daß ich in der That nicht anders als ihm vergeben konnte.

Na, begann er wieder, sobald er mich versöhnt sah, Sie wollen in den Kreuzer-Verein; Sie sollen mit Vergnügen aufgenommen werden, wenn Sie etwas kennen, aber ich nehme Niemanden auf, ohne ihn zu prüfen.

Ich erklärte mich bereit, ihm etwas vorzuspielen und zu diesem Zwecke morgen mit meiner Geige wiederzukommen.

Glauben Sie, rief der Director, daß der alte Vogel keine Geige im Hause hat? Hornist, bring meinen Stradivari her.

Jetzt erst bemerkte ich ein Individuum, das, einen grauen Hut unter dem einen Arm, ein Waldhorn unter dem anderen haltend, ziemlich schüchtern und wie voll großer Ehrfurcht für Herrn Nikolaus

Vogel im Winkel stand. In seiner Dienstfertigkeit wußte er nicht, ob er erst den Hut oder das Horn niederlegen sollte, und machte dabei Bewegungen, welche die Kürze seiner Rockärmel und die noch auffallendere Kürze seiner Beinkleider und rückwärts große, über die Schöße weit hinausreichende, mit Eßmaterialien gefüllte Rocktaschen verriethen. Ich hatte offenbar einen Collegen vom Kreuzer-Verein vor mir. Er nahm den Geigenkasten aus einem Schranke und stellte ihn voll Ehrfurcht auf den Tisch. Der Director übergab mir das Instrument mit einiger Feierlichkeit und forderte mich auf, zu beginnen.

Das Instrument war ganz vortrefflich; es sang wie eine Sirene, so daß ich mit Lust darauf zu geigen anfing. Aber kaum hatte ich einige Striche gemacht, als mir Herr Nikolaus Vogel ein Halt zurief.

Warten Sie, sagte er, dazu will ich mir erst eine Pfeife stopfen, um gemüthlich zuhören zu können!

Als er die Pfeife gestopft und angezündet, einen frischen Federkiel in die Spitze gesteckt und sich gemächlich in den Stuhl gestreckt hatte, fing ich wieder an. Aber wieder sprang er auf, fiel mir in den Arm und rief: Halt, dazu muß ich auch eine Tasse Schwarzen trinken!

Der Hornist eilte hinaus, und nach einiger Zeit, während welcher der Director mich kopfschüttelnd betrachtete, flog die Thür auf, und herein, fast über die Schulter des Hornisten hinweg, sprang, wie von einer unsichtbaren Macht geschnellt, ein junges Mädchen. Sie trug die Tasse Kaffee mit aufgehobenen Armen hoch über dem Kopfe und schwang sich so, immer weiter vorwärts fliegend, in die Luft, machte einige Pirouetten, blieb dann auf der Spitze des Fußes stehen, drehte sich hierauf wirbelnd im Kreise und stellte zuletzt mit einer anmuthigen Verbeugung die Tasse auf den Tisch, ohne auch nur einen Tropfen ihres Inhaltes verschüttet zu haben.

Gut, Rosa, sagte der Alte schmunzelnd — das hast du gut gemacht; aber dieses Strampeln in der Luft, das du Pirouetten nennst, kann ich nicht leiden. Das mußt du dir abgewöhnen.

Oh, sagte das Mädchen, Alles kann ich für meinen Vater thun, nur das nicht. Dann, mit einem Blicke auf mich, fügte sie leiser hinzu: Kann ich nicht hier bleiben und zuhören? — Nichts da! fort! du würdest uns nur stören!

Und wieder mit einem Schwunge gegen die Thür war die Tänzerin verschwunden. Der Alte that einen tiefen Schluck, nahm eine Prise, wischte

lange an der Nase hin und her, dampfte Eines vor sich hin, lehnte sich dann im Stuhle zurück, schloß die Augen und murmelte: Jetzt!

Ich spielte eine Cadenz, die ich mir vor Kurzem zu einem Beethoven'schen Concerte componirt hatte. Ich spielte mit großem Fleiße, um dem Alten einen hohen Begriff von meiner Kunst beizubringen. Aber er rührte und regte sich nicht. Nur daß er mit geschlossenen Augen manchmal die Hand ausstreckte, um die Tasse zum Munde zu führen. Die Rauchwolken, die er von sich blies, wurden größer oder kleiner, je nach dem schnelleren oder langsameren Tacte meines Spieles. — Als ich endete, richtete er sich auf, sah mir starr ins Gesicht und sagte nichts als: Aha, so so?

Wie ein Echo wiederholte der Hornist: Aha — dann fügte er, wie vor sich hinsprechend, bei: Das ist die höhere Musik — so zu sagen die musikalische Musik — mehr Harmonie als Melodie — was man so heißt Generalbaß und Contrapunkt-Musik — die schwere, die gelehrte, die gelernte Musik.

Schweig! herrschte ihm der Director zu, schweig und geh. — Gehorsam ergriff der Hornist sein Instrument und seinen Hut und entfernte sich. Herr Nikolaus Vogel stand auf, nahm mir die Geige aus

der Hand und fing selber zu spielen an. — Nach den ersten Strichen erkannte ich den alten Meister. Der Mann war wie verwandelt; aufrecht und stolz stand er da und strich mit einer Kraft und Gewalt, die man von den zitternden Händen nicht erwartet hätte. — Derselbe gebeugte und zitternde Greis, der vorhin mit gekrümmten Beinen im Zimmer herumschlurfte, fing nun an, mit großen und festen Schritten, immer spielend, im Zimmer auf und ab zu schreiten. Bald stürmisch, bald sanft und immer in den reinsten Tönen klang es aus der Violine, bis er mit einigen kräftigen Strichen endete. — Dies, sagte er, während er die Violine wieder in den Kasten legte, dies als Antwort auf Ihr Spiel. — Dann trat er auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Jetzt erklären Sie mir, warum Sie in den Kreuzer-Verein aufgenommen sein wollen! —

Mit kurzen Worten, denn ich sah, daß er mich schnell verstand, erzählte ich ihm, welche Erfahrungen ich schon in Wien gemacht. Mit dem Kopfe nickend, als wollte er sagen: das alles ist mir bekannt, ging er während meiner Erzählung in der Stube auf und ab. Als ich geendet hatte, blieb er vor mir stehen und rief, während er mich an der Hand faßte: Lieber Freund, so ist es mir von frühester Jugend bis

ins späte Alter gegangen; hätte ich nicht eine Tochter beim Ballet, ich wäre längst verhungert. Ich kann nichts für Sie thun, als daß ich Sie in die erste Classe des Vereins einschreibe. Da werden Sie doch etwas mehr gewinnen und wenigstens nicht gezwungen sein, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zu ziehen. Meine Musiker der ersten Classe schicke ich nur in anständige Häuser, wenn ein Quartett oder ein kleines Orchester für Hausbälle von mir verlangt wird. Gibt es einen lustigen Winter, so werden Sie auch schönes Geld verdienen und können es bei einiger Sparsamkeit, und wenn Ihnen das Glück wohl will, ruhig abwarten, bis Sie in der Kunstwelt eine Stellung erringen, die Ihr Talent verdient. — Oh, möge es bald so kommen! rief er mit Inbrunst aus — wie viele edle und schöne Talente sah ich zu Grunde gehen! Ein gütiger Gott möge Sie vor meinem Schicksale und dem Schicksale so vieler Anderen behüten!

Er warf sich in den Lehnstuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Traurige Erinnerungen schienen an ihm vorüberzuziehen, und meine eigene Lage vergessend, fühlte ich nur inniges Mitleid mit dem, wie es schien, verfehlten und schmerzenreichen Leben des alten Mannes. Ich wollte ihn

durch Zureden wieder aufrichten; aber das that nicht noth, er war gewohnt, sich den traurigen Gedanken selber zu entreißen, und bald setzte er mir wieder mit Heiterkeit aus einander, wie er nach Kräften für mich sorgen wolle. Es war mir, als hätte ich einen mächtigen oder wenigstens treuen Beschützer gefunden, und als dankbarer Freund ging ich von dem sonderbaren Alten, der mich so mürrisch und abschreckend empfangen hatte.

6.

Der Alte hielt Wort. Er machte mich zum Chef eines kleinen Orchesters, das je nach Bedürfniß oder Bestellung aus sechs, acht oder zehn Musikern bestand und mit dem ich in den besten Häusern bei Soireen und Bällen aufspielte. Selten verging eine Woche, ohne daß ich drei bis vier Mal hätte ausziehen müssen; die Einkünfte flossen ziemlich reichlich, und ich lebte mit einiger Beschränkung ohne Sorgen. Ich war meinem Chef auch dankbar, indem ich ihn in seiner räucherigen Stube oft besuchte, seine Geschichten aus alter Zeit anhörte, mit ihm musicirte und seine Tochter Rosa, die Ballettänzerin, lobte. Ich konnte das mit gutem Gewissen und ohne die geringste Schmeichelei. Rosa war

außerordentlich schön und eines der besten, wenn auch wunderlichsten Geschöpfe der Welt. Ihr Vater, der ihr in Allem nachgab und zu ihren Thorheiten nur lachte, erhielt sie auf diese Weise in einer Kindlichkeit, die diese Thorheiten, trotz ihrer neunzehn Jahre, natürlich und passend erscheinen ließ. Ihr schlanker Leib war bei aller Zartheit von einer außerordentlichen Beweglichkeit, die sich ununterbrochen äußerte und über die man erstaunt gewesen wäre, wenn man sie nicht über die angeborene Anmuth, die bei jeder Bewegung zum Vorschein kam, vergessen hätte. Leib und Seele waren bei ihr, so zu sagen, zu Tanz geworden, und ihr angeborener musikalischer Sinn hatte danach eine eigenthümliche Richtung genommen. Man konnte nicht sagen, daß sie die Musik hörte, sie sah vielmehr jeden Ton oder Accord als Pas, Entrechat, Pirouette, Sprung, Stellung u. s. w. verkörpert. Sie konnte keine Musik, von welcher Art immer, anhören, ohne in Bewegung zu gerathen, und so tanzte sie auch Alles; sie tanzte Lieder und Sonaten und hätte ein Oratorium tanzen können. Wenn ich mit ihrem Vater musicirte, kam sie gewiß immer in die Stube, und ich sah durch den Tabaksqualm, wie sie im Hintergrunde sich hin und her neigte, wie eine Feder in die Luft sprang

oder herüber und hinüber schwebte, ohne daß ihr Schritt gehört wurde. Bei allem kindischen Wesen betrieb sie ihre Kunst mit Sinn und Ernst. Stundenlang verweilte sie in der Galerie des Belvedere, um an den Bildern der alten Meister schöne Attituden zu studiren, die sie dann zu Hause, oft zum größten Erstaunen des Publikums in der Galerie selbst nachahmte. Sie trug sich auch mit einem großen, einem reformatorischen Gedanken; sie wollte nämlich, wenn sie zu Ruhm und Einfluß gelangt wäre, den häßlichen kurzen Steifrock der Tänzerinnen ausrotten und ihn durch ein langes, weiches Gewand mit Faltenwurf ersetzen. Sie wußte nicht, daß sie da einen antiken Gedanken hatte.

Ich hatte ihr von Theresen gesprochen, und sie wünschte sie kennen zu lernen. Vom ersten Besuche, den sie in meiner Gesellschaft in dem stillen Haushalt machte, bekannte sie eine außerordentliche Verehrung für die edle und sanfte Dulderin, die sie mit Freundlichkeit empfing und mit der Milde einer älteren Schwester zu ihrem excentrischen Wesen lächelte. Rosa kam oft wieder und überhäufte Theresen mit allerlei Geschenken, Theater-Billetten, Blumensträußen und anderen Kleinigkeiten, die sie sich zu verschaffen im Stande war. Mit großen Augen betrachtete sie

das ruhige Walten der „weisen Person“, wie sie Theresen nannte, und wurde in deren Gegenwart selbst ruhiger und maßvoller. Nur an den musikalischen Abenden war es schwer, mit ihr auszukommen. Mit dem ersten Tone fuhr der Tänzergeist in sie, und der Kampf, der in ihr entstand, indem sie tanzen und ihre Lust aus Rücksicht für Theresen und die Fremden unterdrücken wollte, brachte sie zu so komischen Geberden und Bewegungen, daß sämmtliche Musiker oft mitten im Spiele mit Gelächter abbrechen mußten. Sie fand ein Auskunftsmittel, indem sie mit Beginn der Musik in die zweite Stube sprang, die Thür leise anlehnte und sich nun in der Einsamkeit ihrer Lust hingab. Wenn man die Thür öffnete, fand man sie in einer heroischen oder sentimentalen Stellung, oder auch malerisch aufs Sopha hingegossen, je nach dem Finale des eben beendeten Musikstückes.

Diese kleine Welt, in welcher Rosa tanzte und Therese schweigend ihr Kreuz und die Sorge einer ganzen Familie trug, bildete einen schreienden Contrast mit jener rauschenden, glänzenden, großen Welt, die ich nun in Folge meines neuen Standes über die Schranken meines kleinen Orchesters hinweg beobachtete, aus deren Schimmer ich mich oft in das

Dämmerdunkel von Theresens Stube zurücksehnte und in der ich doch, wie es einen Augenblick den Anschein hatte, bestimmt war, mein Glück zu machen. Um meine neue Beschäftigung auf eine Weise mit meinen Neigungen in Einklang zu bringen und die Leere, die sie meinem Gemüthe ließ, auszufüllen, componirte ich manches der Situation Angemessene, was mein kleines Orchester leicht einübte, und das zur Eröffnung von Bällen, während der Tafel oder in den Ruhestunden um Mitternacht aufgespielt wurde. Eine solche Composition ließ ich eines Nachts bei der Gräfin P. erklingen, während die Gesellschaft, ohne sich viel um uns zu kümmern, plaudernd und lachend, vom Tanze ausruhend, in den weiten und prächtigen Sälen hin und her wogte. Nur ein junger Mann schien uns während dieser Zeit einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Leisen Schrittes ging er vor dem kleinen Orchester, das man für uns errichtet hatte, auf und ab und zeigte, indem er bald horchend stehen blieb, bald wieder im Tacte weiter schritt, daß er sich für die Musik interessirte. Während eines kleinen Solo's, das ich zu meinem eigenen Vergnügen angebracht hatte, schlug er die Arme über der Brust zusammen, sah mich prüfend an und horchte mit offenbarer Theilnahme. Kaum hatte ich geendet, als

er mit einem schnellen Schritte an mich herantrat und: Bravo, Bravissimo! das ist ja ganz vortrefflich! ausrief. Er fragte mich nach dem Compositeur des Stückes, und da ich mich selber nannte, überhäufte er mich mit den herzlichsten Complimenten und knüpfte Bemerkungen daran, die mir zeigten, daß ich einen kunstverständigen Mann vor mir hatte. Mit Einem Male wandte er sich um und eilte in das Gedränge zurück, während welcher Zeit mir einer meiner Collegen sagte, daß dieser Herr der Graf N., einer der kunstsinnigsten Aristokraten, einer der wenigen Mäcenaten der Residenz sei. Nach einigen Minuten kam der Graf zurück und forderte mich im Namen der Frau vom Hause auf, das Orchester auf eine halbe Stunde zu verlassen und der Gesellschaft ein kleines Concert zu geben. Gern, aber etwas aufgeregt, folgte ich ihm in den zweiten Saal, wo er sich ans Clavier setzte und sich bald ein großer, dichter Kreis um uns bildete. Er stellte eine Sonate für Clavier und Geige vor sich und fragte, ob mir das Stück recht sei. Es war eine meiner Lieblings-Sonaten, und ich bat ihn, nur vorwärts zu gehen. Noch nie hatte ich vor einem so glänzenden Publikum gespielt, noch nie hatten so viele Augen schöner und glänzend geputzter Damen auf mir geruht, und

vielleicht nie hatte ich ein Gemach gesehen, das wie dieser Salon Anmuth und reiches, glückliches Behagen athmete. Alles das, ich gestehe meine bürgerliche Schwachheit, wirkte aufregend auf mich, und ich spielte vielleicht mit mehr Feuer und Begeisterung, als gewöhnlich. „Vortrefflich!“ „Ausgezeichnet!“ „Magnifique!“ scholl es da und dort aus dem Publikum. Als wir geendet, rauschender Beifall. Eine Dame drängte sich vor und wollte ebenfalls etwas mit mir spielen. Während dieses Stückes hörte ich oft das Bravo des Grafen und bemerkte, wie er, sich zu Dem und Jenem wendend, sagte: Oh, das ist ein Künstler! Am Schlusse überhäufte er mich aufs Neue mit Complimenten, welchem Beispiele das ganze Publikum und die Dame des Hauses glaubten folgen zu müssen. Oh, rief der Graf der Dame vom Hause zu, diesen Künstler müssen wir Helenen empfehlen, sie wird uns dankbar sein. — Allerdings, thun Sie das, lieber Graf, antwortete die Frau vom Hause. Er führte mich wieder in den ersten Salon, und in der Nähe des Orchesters mit mir auf und abgehend und während er etwas auf eine Karte schrieb, sagte er: Sie sind nicht an Ihrem Platze. Ich kenne das Künstlerleben zu gut, um nicht zu wissen, wie oft Schicksal und Talent in Disharmonie sind. Leider

muß ich noch heute, sobald ich dieses Haus hier verlasse, in Geschäften meines Amtes (er war Secretär der Gesandtschaft in London) abreisen, ohne zu wissen, ob ich vor Jahren wieder nach Wien zurückkehre. Bliebe ich hier, ich würde mich bemühen, Ihnen eine Stellung zu verschaffen, die Ihres Talentes würdig wäre. Aber — hier übergab er mir die Karte — ich empfehle Sie der Gräfin Helene Caroli, einer ausgezeichnet talentvollen Dame, welche Talente wie Sie zu schätzen weiß; ich kann Sie unmöglich in einem besseren Schutze zurücklassen.

In jedem seiner Worte, in seinem Tone sprach sich so viel Wohlwollen aus, daß es mir leid that, als er mich verließ und als ich, hinter die Schranken meines Orchesters zurückgekehrt, bemerkte, daß er von der Dame des Hauses und den Gästen Abschied zu nehmen anfing. Aus dem Saale und am Orchester vorübergehend, schickte er mir noch einen freundlichen, fast vertraulichen Gruß zu, daß es mir war, als ob mein Schutzgeist von mir ginge. Meine Collegen im Orchester schienen auf meinen Erfolg etwas neidisch; wenigstens machten sie allerlei Bemerkungen, die so klangen. Der Eine meinte, die Herren und Damen lassen sich gern unterhalten; das sei aber auch Alles. Ein Zweiter bemerkte, von solchen Triumphen könne

man nicht leben, und sie seien nur geeignet, von der soliden Bahn abzubringen. Der Bassist brummte, bei all dem werde man uns keinen Pfennig mehr bezahlen, als ausgemacht sei, und nicht einmal, anstatt des schlechten heurigen, besseren Wein vorsetzen. Wahr ist es, daß sich seit Abgang des Grafen keine Seele um mich oder das Orchester bekümmerte. Man tanzte wieder, und ich war aus einem Künstler wieder zu einem Tanzmusikanten herabgesunken, und die Schranken des Orchesters waren wie vorher eine unüberschreitbare Gränze zweier Welten.

Gräfin Helene Caroli empfing mich mit großer Freundlichkeit. Als Künstler und als Empfohlener eines lieben Freundes war ich ihr, wie sie sagte, doppelt willkommen, und sie hoffte, daß wir schöne und genußreiche Stunden mit einander verleben und daß sie in ihrer Einsamkeit viel von mir lernen werde. Sie lud mich ein, bald wieder zu kommen, und bat mich, von Zeit zu Zeit, wenigstens ein oder zwei Mal die Woche, mit ihr zu musiciren.

Therese jubelte, als ich ihr von den neuen Protectionen erzählte. Ich sehe, sagte sie voll Freude, wie Recht ich hatte. Längst hätte ich Ihnen in meinen Kreisen schon hier und da eine Lection verschaffen können; aber ich wollte es nicht. Ich bin eine

Lehrerin letzten Ranges und wollte Sie nicht in meine Sphäre herabziehen, da die Leute selten nach dem Talente, aber immer nach der Region fragen, in der man beschäftigt ist. Einmal in eine niedere Sphäre gerathen, ist man darin gebannt, ohne durch Jahre, vielleicht durch das ganze Leben höher emporsteigen zu können. Darum wollte ich nicht, daß Sie in die Welt meiner Gewürzkrämer und ehrgeizigen Hausmeister gerathen.

Therese und die Freunde prophezeiten mir eine glänzende Zukunft, da die Gräfin Helene allgemein als eben so gütig und wohlwollend, denn als einflußreich gerühmt wurde.

7.

Ich muß hier auf die erste Zeit meines wiener Aufenthaltes und auf eine Bekanntschaft zurückkommen, die ich gleich Anfangs bei Theresen machte. Der treueste Besucher ihrer Abende war Alexis, ein Freund ihres Bruders Raphael, der mit ihm in Einem Atelier gearbeitet hatte. Wir sind gewohnt, nach alten Traditionen von Michel Angelo bis auf Thorwaldsen, nach ihrer Beschäftigung mit dem Schönen, nach ihrer Arbeit, welche Marmor, Granit und Porphyr bewältigt, uns die Bildhauer als schöne

und kräftige Gestalten zu denken. Desto überrasch-ter war man, wenn einem der Bildhauer Alexis vor-gestellt wurde. Die Natur hatte ihn grausam ver-nachlässigt; er war auffallend klein und bedeutend verwachsen. Der Rücken wölbte sich ziemlich hoch empor, und die Ohren berührten die Schultern. Der Kopf schien wie durch ein Versehen auf diesen miß-gestalteten Körper gerathen zu sein und trug durch seine Schönheit nur dazu bei, auf diesen aufmerksam zu machen; eben so wie die Mißgestalt die Schönheit des Kopfes mehr auffallend machte. Unter einer prächtigen Stirn glühten zwei schwarze und geist-volle Augen und herrschte eine schön gebogene Rö-mer-Nase. Ein Ausdruck von Ironie, der immer um die etwas dicken Lippen schwebte, erhöhte noch das Geistreiche des Ausdruckes, der, wenn ein Lä-cheln hinzu kam, sogar überaus liebenswürdig und einnehmend erscheinen konnte. In Gesellschaft war er schüchtern und hielt sich immer still in einem Winkel. Sprach er aber, so waren seine Worte stolz und scharf. Man mußte schon ziemlich gut be-kannt mit ihm sein, um von ihm freundlich ange-sprochen zu werden. Für Theresen hatte er eine große Neigung, und sie liebte seine Besuche, weil er ihr von dem fernen Bruder sprach, an dem er mit

einer begeisterten Freundschaft hing. Er schätzte Raphael höher, weil er sich für den Handel untauglich erwiesen und betrachtete ihn als einen Märtyrer.

Trotz seinem menschenscheuen Wesen schloß er sich zur Verwunderung aller, die ihn kannten, bald und sehr enge an mich an. Oft, wenn wir spät in der Nacht von Theresen gingen, forderte er mich auf, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen, und stundenlang wanderten wir unter den Bäumen am Josephs-Canal auf und nieder. Da erfuhr ich denn, was in dieser so schlecht eingehüllten Seele vorging. Er hatte einen großen Begriff von seinem Talente und träumte von ungeheuren Erfolgen, von Ruhm und Glanz. „Wie Cäsar für seinen kahlen Kopf," sagte er einmal, „so brauche ich den Lorber für meinen Buckel. Einen Wald von Lorbern," rief er, „um mich ganz darin zu verstecken!" Es war seine Schwäche, über seine Mißgestalt zu sprechen, als hätte er den Gedanken Anderer zuvorkommen wollen. So sagte er ein anderes Mal: „Je weiter man vom Idealen entfernt ist, desto größer ist der Drang danach, und desto mächtiger entfaltet sich der Sinn dafür; ich hoffe darum sehr Bedeutendes zu leisten." Er sprach auch viel von Rom und Italien und der Reise, die er demnächst dahin antreten wollte;

aber man sah ihn niemals Vorbereitungen dazu treffen, obwohl sie ihm bei dem schönen Vermögen, dessen Herr er war, leichter geworden wäre, als den meisten Künstlern. Die Freunde Theresens, die ihn seit längerer Zeit kannten und beobachteten, waren der Meinung, daß er sich Theresens wegen von Wien nicht trennen könne.

Eben um die Zeit, als mich der alte Nikolaus Vogel in seinen Verein aufnahm, lud mich Alexis ein, bei ihm, das ist in seinem Atelier, zu wohnen. „Sie werden Musik machen. Ich werde dabei modelliren und so bei Musik, wie Leonardo da Vinci, unsterbliche Werke schaffen.“ Der Gedanke gefiel ihm so sehr, daß er dringender wurde, und da mich auch Therese aufmunterte, der Einladung zu folgen, um den guten Alexis nicht so ganz einsam zu lassen, so trug ich meine kleinen Habseligkeiten in das fast am Ende der Vorstadt gelegene Atelier hinüber. Es war das ein ziemlich großes hölzernes Gebäude, das aus einem einzigen Gelaß und einer kleinen Nebenkammer bestand. Rings umher an den Wänden und auf Schränken hingen und standen die Gypsabgüsse von antiken Bruchstücken und ganzen Statuen. Dazwischen die Masken berühmter Menschen. In Schränken und in Winkeln standen in zahlreichen Exemplaren

in Gyps oder in gebranntem Thon Alexis eigene Werke, Basreliefs und Statuen, die er, man wußte nicht, zu welchem Zwecke, vervielfältigen ließ. Man brauchte kein besonderer Kenner zu sein, um gleich einzusehen, daß diese Werke der Vollendung noch ziemlich fern standen. Sonderbarer Weise hatten seine Gestalten sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm selbst; ihre Rücken, nackte wie verhüllte, waren zu sehr gekrümmt, die Schultern zu hoch, die Hälse zu kurz. Alexis hatte, wie ich mich oft überzeugen konnte, für diese, obwohl auffallenden Fehler kein Auge, und er begriff nicht, warum manche von diesen Statuen, die er ausgestellt hatte, keinen Anklang gefunden. Nur in der letzten Ausstellung hatte eine Arbeit von ihm großes Aufsehen erregt — es war dies eine Aesop-Büste, die er in einem Anflug von Selbst-Ironie modellirt und mit einem Ausdruck von Humor und Wehmuth ausgestattet hatte. Aber der Erfolg ärgerte ihn, und er zog die Büste nach einigen Tagen zurück und hat sie weder verkauft, wie ihm angeboten war, noch nach seiner Gewohnheit in Gyps vervielfältigen lassen. Selbst aus seinem Atelier war sie verschwunden. Nur eine Arbeit fand ich in seinem Atelier, an der nichts zu tadeln gewesen, und diese war ein Basrelief, welches, man

konnte sich nicht irren, das Portrait Theresens darstellte. Es gab nicht nur ganz und gar die Züge des Originals, es gab auch die ganze Milde wieder, und es war nichts Fremdes an diesem Bilde, als der Lorberkranz, den er Theresen etwas theatralisch aufgesetzt hatte. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, dieses Bild und auf diese Weise zu modelliren, und er antwortete etwas verlegen und wie im halben Scherze: „Reine Speculation! Therese muß ja doch früher oder später eine berühmte Künstlerin werden, und da will ich ihr Bild im rechten Zeitpunkte gleich bereit haben.“

Aber die Andacht, mit der er oft das Bild betrachtete, und die Gewohnheit, sich im Arbeiten zu unterbrechen, um wie Begeisterung schöpfend vor das Bild zu treten, straften ihn Lügen, obwohl das Basrelief in der That wie in einem Magazine in zahlreichen Exemplaren da war. Auf solche Vervielfältigungen und auf den Ankauf antiker Abgüsse verwandte er den größten Theil seiner Einkünfte. Man kann sagen, daß er sonst keine Ausgaben, keine Bedürfnisse hatte.

Der kleine blecherne Ofen, der immer geheizt war, um die Thonmodelle zu trocknen, diente ihm zugleich als Küche; derselbe Topf, in welchem den ganzen Tag hindurch das lehmige Wasser zum Mo-

delliren stand, wurde Abends gebraucht, um Kartoffeln oder ein anderes bescheidenes Gemüse zu kochen, und oft wurde die concave Seite der Larve irgend eines berühmten Kopfes als Schlüssel verwandt. Wie sonderbar mir auch Anfangs diese Künstlerwirthschaft erschien, da ich noch alle aus einem geordneten Haushalt mitgebrachten Vorurtheile hatte, so fand ich mich doch bald darein, wohl erkennend, wie sehr dieses philosophische Leben zu meinen Umständen paßte. Alexis wurde mein Lehrmeister in der Genügsamkeit, und ich hatte mein Leben lang Ursache, ihm dafür zu danken, selbst damals, als meine Freunde von meinen neuen aristokratischen Verbindungen Großes für mich hofften.

Der Contrast zwischen dem Leben im Atelier und den Stunden bei der Gräfin Helene war groß. Sie bewohnte auch im Winter eine Villa am Rennwege, die, obwohl nur aus einem Erdgeschosse bestehend, doch palastartige Pracht entfaltete. Mit zwei Seitenflügeln und einem hohen Gitter bildete sie vorn einen schönen Hof, während zwei andere Flügel rückwärts in den Garten liefen und ein großartiges Gewächshaus, das unmittelbar an den Salon stieß, umgränzte. Ja, die ganze Villa hatte etwas von einem Gewächshause; in allen Salons und Zimmern

standen südliche Bäume, Blüthen, Blumen aus allen Zonen und wandten sich Epheu, Lianen und andere Schlingpflanzen von Wand zu Wand. Mitten im Winter hatte man hier ein großes Stück Frühling, zu dem die Lenze aller Länder ihr Schönstes beisteuerten. Aus dem Grün der Pflanzen blickten überall schöne Bilder und Statuen; im Schatten der Orangen- oder Palmenbäume standen eben so geschmackvolle als bequeme Möbel, und zu dieser ganzen schönen Welt paßte die hohe und edle Gestalt ihrer Besitzerin. Durchschritt ich diese duftenden und blühenden Räume, oder saß ich zwischen Fächerpalmen neben der schönen Gräfin am Clavier, so war es mir, als wäre ich durch weite, weite Meilen von der Welt getrennt, zu der ich eigentlich gehörte.

Die Liebenswürdigkeit der Gräfin machte, daß ich mich daselbst bald heimisch fühlte und mit dem ersten Schritt in diese Salons alle Sorgen, die mich draußen erwarteten, vergaß. Erst wenn ich sie verließ, erinnerte ich mich, daß mich diese Protection im gewöhnlichen und gemeinen Leben nicht im Geringsten förderte. Aus dem anfänglich unordentlichen Musiciren wurden nach und nach regelmäßige Musikstunden, und ich konnte die schöne und glänzende Helene als meine Schülerin betrachten und danach

behandeln. Ihr aber schien es nicht im Geringsten in den Sinn zu kommen, daß ein Künstler, als der ich ihr empfohlen war, auf irgend welche Weise seine Kunst zu Broderwerb erniedrigen könne. Als ich sie einmal bei näherer Bekanntschaft ersuchte, mir doch in ihrem Kreise eine oder die andere Unterrichtsstunde zu verschaffen, antwortete sie fast mit einem Ausdruck von Bewunderung: „Sie sind doch ein edler Mensch und wollen als ein Apostel der Kunst ihr immer neue Jünger zuführen!“ — Da sie aber in ziemlicher Einsamkeit lebte, so blieb es bei dieser Bewunderung, ohne daß sie etwas zur Förderung meines Apostelthums gethan hätte. Vielleicht glaubte sie, mich in meinem edlen Streben zu unterstützen, indem sie mich einer ganzen Schar junger Mädchen ihres Kreises vorstellte, mit denen sie Chöre zu singen pflegte, und indem sie mir die Leitung dieses weiblichen Chores anbot. Ich nahm gern an, und die jungen Damen klatschten vor Freude in die Hände. Nun wurden auch zu diesen Uebungen gewisse Stunden festgesetzt, und da die Damen in der That sehr eifrig waren und die schönen Chöre so wie die Sängerinnen sich in dieser blühenden Welt ganz vortrefflich ausnahmen und ich von meinen Jüngerinnen förmlich auf Händen getragen

wurde, so hatte ich manchen sehr ästhetischen Genuß und verlebte manche angenehme Stunde. Als einmal eine der jungen Damen einen Nonnenchor aus dem sechszehnten Jahrhundert mitbrachte, den man in der Bibliothek ihres Vaters entdeckt hatte, und ich sie auf manches Eigenthümliche in diesen alten Compositionen aufmerksam machte und bei dieser Gelegenheit manche Namen alter Meister nannte, die sie nie gehört hatten, bat man mich allgemein, Näheres und Weitläufigeres über diesen Gegenstand mitzutheilen, und bald kam man auf den Gedanken, daß Geschichte der Musik eine sehr angenehme und nützliche Beschäftigung wäre. Die unmittelbare Folge war, daß man mich bat, wöchentlich wenigstens einen Abend der Geschichte der Musik zu widmen. Der Abend wurde bestimmt, und ich hatte nicht nur im Hause der Gräfin Helene, sondern auch im Atelier, wo ich mich für diese Stunden vorbereitete, eine Beschäftigung mehr. Gräfin Helene war mir für alle diese Anstrengungen sehr dankbar; sie behandelte mich wie einen Freund, sie lud mich zu ihren kleinen Diners, und so kam es, daß ich manchmal an der ausgesuchtesten Tafel schwelgte, während ich Tages vorher und Tags darauf mit Alexis aus der Maske Napoleon's oder Heinrich's IV. Kartoffeln essen mußte. Alexis machte

über diese Abnormitäten seine sarkastischen Bemerkungen und prophezeite mir, daß es durch Wochen noch so fortgehen werde, wie es schon seit Wochen gegangen, und er benutzte solche Gelegenheit zu Strafpredigten, daß ich mich auf Leute verließ, die von der eigentlichen Welt und ihren Bedürfnissen keinen Begriff hätten und die Kunst als frivoles Vergnügen und Zeitvertreib behandelten. Er forderte mich auf, seinem Beispiele zu folgen, mich in künstlerischer Einsamkeit abzuschließen und die Zeit abzuwarten, bis ich durch die Gewalt der Kunstvollendung die Menschen zwänge, zu mir zu kommen, und meine Bedürfnisse, um diesen Zweck zu erreichen, auf das Kleinste zu reduciren. Seine Strafpredigten wurden schärfer und sarkastischer, als im Gegentheil in Folge der Einladungen der Gräfin Helene meine Bedürfnisse nur wuchsen. Ihre kleinen Diners zwangen mich, für Handschuhe, weiße Cravatten, Glanzstiefel und bei schlechtem Wetter für Fiaker Summen auszugeben, die ich im Laufe vieler Nächte als Tanzmusikus im Schweiße meines Angesichtes und auf Kosten meines Schlafes erwarb. Ja, selbst dieser Erwerb wurde mir geschmälert, indem mich Gräfin Helene durch ihre Liebenswürdigkeit zwang, Abende bei ihr zu verbringen, die ich durch die Güte des

Directors des Kreuzer-Vereins praktischer hätte verwerthen können. Alexis hatte Recht. Gräfin Helene gehörte zu jenen Damen, die wie Marie Antoinette fragen, warum das Volk, wenn es kein Brod hat, nicht Kuchen esse. Von Armuth, von erdrückendem Kampfe mit täglicher Noth hatte sie nicht die geringste Vorstellung, und ich fing an einzusehen, daß sie mich zu beleidigen fürchten würde, wenn sie mich anders als mit Liebenswürdigkeit für Zeit und Mühen zu belohnen gedächte.

So ging der Winter vorbei, und diese Periode, die für mich so erfolgreich zu werden versprochen, endete mit größerer Noth, indem ich mich für Gräfin Helene und ihre Abende in Schulden gestürzt hatte. Der Frühling kam heran; Gräfin Helene sprach von einer bevorstehenden Reise, die jungen Damen bereiteten sich, aufs Land zu gehen, und unsere Stunden sollten bald beschlossen werden. Mit Bedauern sprachen sie über das plötzliche Abbrechen des so lehrreichen Unterrichtes, und es schien, als ob die sarkastischen Bemerkungen Alexis doch Lügen gestraft werden sollten. Ich bemerkte, daß die Damen sich vielerlei ins Ohr zu sagen hatten, daß Geheimnisse da waren, in die ich nicht eingeweiht wurde, und daß man offenbar etwas Großes für mich bereitete.

Der Tag des Abschiedes kam heran. Ich wurde auf gewisse Stunden bestellt und mit vieler Herzlichkeit empfangen. Man sprach von der Hoffnung eines freudigen Wiedersehens im nächsten Winter, von der Dankbarkeit für den genossenen Unterricht und lud mich endlich ein, in einen Neben-Salon zu treten. Da waren auf einen Tische zwanzig Bände Musikalien, sämmtlich in feinen Maroquin gehüllt und mit meiner Chiffre in Gold versehen, zu einem Piedestal aufgestellt, auf welchem eine bronzene Copie der antiken Euterpe stand. Rings um das Piedestal lagen Börsen, eine Kappe, ein gesticktes Gilet und andere sehr kostbare und geschmackvolle Handarbeiten, mit den Karten der jungen Damen versehen. Dazu eine kleine Rolle, welche ein Lobes- und Dankgedicht an den Meister enthielt. Das Gesicht der jungen Damen glänzte vor Freude und innerer Befriedigung, und sie baten mich, diese Geschenke als ein Andenken an sie und als Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Ich gestehe, daß ich gerührt war, und daß mir diese Geschenke für den Moment große Freude machten. Aber als ich nach Hause ging und mir ein Bedienter mit der ganzen Last folgte, wurde ich immer trauriger, und ich konnte nicht mitlachen, als mich Alexis mit großem Gelächter empfing.

Da, sagte er, iß davon!

Als ich die Noten näher ansah, überzeugte ich mich, daß ich sie sämmtlich schon besaß.

8.

Der Sommer kam; es grünte und blühte, aber ich sah es nicht. Ich war in der Seele traurig. Nicht daß ich den Muth verloren, doch war ich um eine große Hoffnung ärmer, um eine Hoffnung, die mir geschmeichelt und an die ich mich seit dem Eintritt in das Haus der Gräfin Helene so sehr gewöhnt hatte, daß sie so zu sagen jedem meiner Gedanken zur Seite ging, und von der sich nun meine Seele nur mit schmerzlicher Anstrengung trennen konnte.

Ich sah eine Laufbahn vor mir und auf dieser Laufbahn Theresen mir aufs innigste verbunden; ihrer herzlichsten Freundschaft gewiß, hoffte ich, daß von solcher Freundschaft zur Liebe nur ein kleiner Schritt sei, ja, daß Therese diesen Schritt schon gethan habe. Doch sprach ich ihr nie von meiner Liebe. Sie hatte sich so große und heilige Pflichten aufgelegt, daß es mir wie eine Sünde geschienen hätte, sie zu stören. So lange sie noch in Mühsal arbeitete, trug und duldete, wollte ich ihr nicht von Gefühlen sprechen, zu denen, wie ich mir in meiner

traurigen Lage sagte, nur der Glückliche berechtigt ist. Nur wenn ich ihrem Leben Ruhe und Glück bringen konnte, wollte ich vor sie hintreten und sie mir für alle Zeiten verbinden. Damit war es nun aus.

Therese lächelte über meine Enttäuschung, und da mich der Sommer, nachdem Bälle und Soireen aufgehört hatten, wieder in gänzlicher Hülflosigkeit fand, war sie es, die für mich sorgte, — sie, deren Mühen und Arbeiten zu lindern, ich seit so langer Zeit aufs sehnsüchtigste wünschte. Jetzt, sagte sie, ist nicht länger zu warten, und Sie müssen nun einmal in meine Sphäre herabsteigen, vor der ich Sie so gern bewahrt hätte.

Durch ihre Vermittlung erhielt ich in einem Hause, in welchem sie der Tochter Musikstunden gab, den Unterricht des Sohnes. Es war dieses Haus, wie mich Therese auf dem Wege dahin unterrichtete, ein Parvenu-Haus. Der Vater, seit einigen Jahren todt, war ein Trödler gewesen und man erzählte, daß er einst eine alte Uniform aufkaufte, welche durch und durch mit Banknoten gefüttert war. Seit seinem Tode machte seine Frau ein großes Haus und gab ihren Kindern, immer mit etwas krämerischer Sparsamkeit dabei, eine glänzende Erziehung. The-

rese schärfte mir ein, daß ich die Dame nur als gnädige Frau anreden und von Tochter und Sohn nur als vom Fräulein und vom jungen Herrn sprechen dürfe. Ich befolgte diese Anweisungen und wurde gnädig angenommen.

Mein Schüler, ein vierzehnjähriger Junge, machte mir viel zu schaffen; er trieb schon seit mehreren Jahren Musik und bildete sich ein, einen ausgebildeten Geschmack zu haben; was ich ihm immer vorlegte, mißfiel ihm; er wollte immer Glänzendes, Brillantes. Nach und nach hörte eigentlich aller Unterricht auf, und ich mußte mich nach dem Wunsche der Mutter und des Sohnes darauf beschränken, mit dem Jungen gewisse Modestücke einzuüben, die er bald an einem Geburtstage, bald in einer Soiree, immer aber vor großer Gesellschaft aufspielen sollte. Die Wahl der Musikstücke hing meist von der Mutter ab, die sich dabei gewöhnlich nach den Musikstücken richtete, welche sie in vornehmen Häusern zu hören bekam. Je nach dem Beifalle, den der Junge erntete, wurde ich am Tage nach einem solchen Concerte freundlich oder mürrisch behandelt. Wenn er durchfiel, hatte mein Schüler an meiner Unterrichtsweise immer viel zu tadeln und brachte er mancherlei über eine „veraltete, pedantische“ Schule vor. Ich

sah, daß hier Gewissenhaftigkeit nicht am Platze war und daß es sich mehr darum handelte, den Jungen zu dressiren, als zu bilden, und ich ließ die Dinge gehen, wie sie gingen. Theresen bekam ich im Hause nur selten zu sehen, da die Unterrichtsstunden so eingetheilt waren, daß ich kam, wenn sie ging; nur manchmal trafen wir uns auf der Treppe, wo wir kaum Zeit hatten, einander die Hand zu drücken.

Da begab es sich, daß die Mutter unserer Schüler im Hause eines Hof-Secretärs von Bruder und Schwester eine Sonate für Clavier und Violine aufführen hörte. Sofort verordnete sie, daß ihre Kinder eine Sonate für Clavier und Violine einstudiren sollten. Ich war mit dieser Verordnung zufrieden, da ich nun die Stunde mit Theresen in Einer Stube zubringen konnte. Mehrere Tage arbeiteten wir mit unausgesetztem Fleiße, da das Concert in der nächsten Zeit dem Publikum vorgeführt werden sollte. Aber die Arbeit wollte nicht fördern. Bruder und Schwester waren nicht fähig, gleichen Schritt zu halten, und wir erlebten manche aufregende Scene voll Zank, Thränen und gegenseitiger Vorwürfe. — Endlich erklärte der Bruder, er wolle seine Partie zuerst einstudiren, wenn Therese die Clavier-Partie übernehme. Bereitwillig setzte sich Therese hin und gab

sich alle Mühe, den Jungen in Tact zu bringen. Aber er war bald mit ihr eben so unzufrieden, wie mit seiner Schwester. Er warf ihr vor, daß sie das Musikstück nicht verstehe, und suchte es ihr in einer langen Rede zu erklären. Geduldig und ernsthaft hörte ihm Therese zu und bat mich, da ich aufbrausen wollte, durch einen Blick, ebenfalls ruhig zu bleiben. Dann wurde das Spiel wieder aufgenommen. Der Junge stampfte mit dem Fuße, Therese spielte ihm zu langsam.

Gut, sagte Therese, beruhigen Sie Sich, ich werde schneller spielen.

Ich gab dem Jungen einen Verweis, hielt aber noch an mich, obwohl er mir mit Brummen antwortete und es längst in meinen Adern kochte.

Therese und der Junge fingen wieder an; nach wenigen Tacten stampfte er wieder mit dem Fuße, schlug mit dem Bogen aufs Clavier und schrie: „Das ist zu schnell! Sie spielen es ja wie einen Walzer! Haben Sie denn gar keinen Begriff von Musik und wollen eine Lehrerin sein!“

Aber, Adolf! rief seine sanftere Schwester verweisend.

Ich meinestheils hätte den Jungen in dem Augenblick erwürgen können; aber ich begnügte mich

auf eine Handbewegung Theresens mit der Drohung, daß wir sofort abbrechen würden, wenn er sich nicht mehr mäßigte. Therese mit ihrer himmlischen Geduld saß lächelnd am Clavier und begann mit derselben Ruhe wie vorhin, als ich, der ich mich vor Beide hinstellte, um den Tact anzugeben, den Bogen erhob. Nach wenigen Minuten war Adolf wieder aus dem Tacte. Mit einem Schlage auf das Pult wandte er sich wüthend gegen Therese und schrie: „Das ist nicht länger auszuhalten, Sie spielen ja wieder zu langsam! Sie sind eine Gans!"

Schneller als der Blitz fuhr mein Bogen dem Jungen über den Schädel. Ich zitterte vor Aerger und war nicht im Stande, etwas Anderes als: „Du unverschämter Junge!" hervorzubringen.

Adolf stand einen Augenblick wie erstarrt. Mit Einem Male aber erhob er seine Stimme und schrie auf das fürchterlichste; wie ihn seine Schwester schreien hörte, stimmte sie mit ein, und augenblicklich flog die Thür auf, und die Mutter stürzte in die Stube.

Um Gottes willen, was geht vor?! rief sie, meine Kinder, meine Kinder!

Adolf deutete auf mich und schrie: „Er hat mich geschlagen, wegen Theresen hat er mich geschlagen, er liebt sie, er liebt sie!"

Darauf starrte die Mutter mit großen Augen wechselweise bald mich, bald Theresen an. Erst nach einigen Secunden gewann sie die Sprache wieder, stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! meine Kinder schlagen und Liebeleien in meinem Hause? Solches Volk wagt es, meine Kinder zu schlagen und in meinem Hause, vor den Augen meiner Kinder sich zu lieben?!"

Ich weiß nicht, was sie weiter vorbrachte; ich erinnere mich nur, daß ich meine Geige unter den einen und Theresens Hand unter den anderen Arm nahm und unter Geschrei und Schimpfen aus der Stube, die Treppe hinab und auf die Gasse rannte. Dort erst, als mich Therese aufhielt, um sich den Hut aufzusetzen, kam ich zu einiger Besinnung, war aber noch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Schweigend rannte ich mit Theresen weiter, bis sie athemlos auf eine Bank des Glacis niedersank. Dort erst sahen wir einander an und brachen beide in herzliches Gelächter aus.

Diese Scene, sagte ich noch lachend — mein ganzes Leben vergesse ich sie nicht.

Sie waren zu heftig, sagte Therese, und mögen dem Jungen einen tüchtigen Schlag versetzt haben.

Meine liebe Freundin, erwiderte ich mit zittern-

der Stimme, konnte ich länger das unverschämte Wesen dieses kleinen reichen Menschen mit ansehen? Er erschien mir plötzlich als der Vertreter des gesammten hochmüthigen Unverstandes, dessen Härte und Rücksichtslosigkeit so gern die Besten und Edelsten verwundet und der desto unverschämter wird, je größere Milde und Geduld man ihm zeigt — wie Sie es zu thun pflegen. O, könnte ich überall und gegen ärgere Feinde Ihr Beschützer sein! Könnte ich Sie vor allen den Demüthigungen bewahren, denen Sie Sich mit so großer Selbstverläugnung aussetzen!

Therese sah mich mit einem dankbaren Blicke an und legte schweigend ihre Hand in die meinige. Da fiel mir plötzlich ein, wie der Junge in seinem Grimm. „Er liebt sie!" ausgerufen und Theresen ein Geheimniß verrathen, dem ich niemals Worte zu geben gewagt hätte. Ich wurde etwas verlegen und sagte: Welche sonderbare Gedanken so ein Junge ohne Scheu ausspricht!

Therese errieth, was ich meinte. Sie stand auf, nahm meinen Arm und sagte mit einem lieblichen Lächeln und mit zartester Unbefangenheit: Er hat mir nichts verrathen, was ich nicht schon wußte.

Ich drückte ihren Arm an mich, ohne auch nur

eines Wortes fähig zu sein. Schweigend gingen wir lange Zeit über das Glacis, bis sich nach und nach unsere aufgeregten Gefühle auszusprechen im Stande waren. Wir vergaßen die Welt und die traurige Gegenwart. Stundenlang wanderten wir auf und nieder, von einer schönen Zukunft sprechend, und der Tag, der so stürmisch begonnen hatte, war einer der schönsten meines Lebens.

9.

Indessen waren wir beide um einen Theil unserer Einkünfte ärmer. Wir hätten das leicht verschmerzt, wenn jene Scene ohne weitere Folgen geblieben wäre. Dies war leider nicht der Fall. Madame, die über mich höchst empört war, erzählte in ihrem Kreise, der unglückseliger Weise der Kreis war, in welchem Therese beschäftigt wurde, daß Mademoiselle, ihre Musiklehrerin, mit ihrem Musiklehrer in ihrem Hause vor ihren Kindern eine Liebschaft angefangen und daß sie deßwegen Beide abschaffen mußte. Ein dienstgefälliges Stubenmädchen versicherte, mehrere Mal gesehen zu haben, wie ich Theresen auf der Treppe geküßt hätte. Unglückseliger Weise hatte ferner zur selben Zeit der Sohn einer Familie, in welcher Therese unterrichtete, den „Einfall“, sich in die

kleine blasse Musiklehrerin zu verlieben, was man natürlich der blassen Musiklehrerin, die man entließ, zum Verbrechen machte. Nach kurzer Zeit war die Redensart, daß man „so böse Streiche“ der kleinen Person nicht zutrauen möchte, im ganzen Kreise gäng und gebe. Man verfehlte auch nicht, sich bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß Rosa ins Haus kam, und man fand es natürlich, daß eine Person, die sich, wie man sagte, mit Leuten vom Ballet herumtrieb, solcher Streiche fähig sei. Bald stand Therese so schwarz da, daß man es für Pflicht hielt, ihr überall in diesem Kreise ihre Entlassung anzukündigen.

Unter so traurigen Umständen kam wieder der Winter heran. Therese verachtete das Gerede und hatte dafür höchstens ein Achselzucken. Aber sorgenvoll für die nächste Zukunft ging sie in der Stube auf und nieder. Mir schnitt es ins Herz, wie ich sie so traurig sah, und als sie sich ans Clavier setzte, um durch heitere Töne die Sorgen für einen Moment zu vertreiben, rief ich verdrießlich aus: Lassen Sie dieses unpraktische Instrument! Ich wollte, Sie spielten die Harfe, dann wollte ich meine Geige nehmen und zu Ihnen sagen: Kommen Sie, wir wollen als ganz gemeine Musikanten durch die Welt ziehen,

und Sie würden Sich überzeugen, daß wir geringere Sorgen hätten, denn als noble Musiklehrer in der Residenz.

Therese hielt im Spiel inne und sah mich aufmerksam an. Der Gedanke, sagte sie, ist vielleicht nicht so übel, als es scheint. Ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen, mit Ihnen, Ferdinand, als Harfenistin von Dorf zu Dorf zu wandern, und sollte man dann noch hundert Mal schlechter als jetzt von mir sprechen. Indessen ist leider auch dieser Plan des Winters wegen und weil ich nur Clavier und nicht die Harfe spiele, unausführbar.

Und es stand ein neuer König auf in Aegypten, welcher den Joseph nicht kannte; das will sagen: es kam ein neuer Director des Kreuzer-Vereins, welcher sich um mich nicht kümmerte. Der alte Nikolaus Vogel nahm zärtlichen Abschied von mir und zog mit seiner Tochter in eine Provinzial-Hauptstadt, wo sie unter guten Bedingungen als erste Tänzerin engagirt war. Umsonst hatte er mich seinem Nachfolger aufs beste empfohlen, ich genoß keines der Privilegien, die ich im vorigen Winter hatte und die ich wegen der Gräfin Helene nicht genug ausbeutete. Auch kam diese Dame, deren Protection ich diesen Winter besser und nützlicher verwenden wollte, nicht wieder.

Sie hatte sich in London mit dem Grafen N., dem Gesandtschafts-Secretär, verheirathet. So verschwor sich Alles, diesen Winter so traurig als möglich zu machen.

Ich will bei dieser trüben Zeit, bei der Schilderung von mancherlei Entbehrungen, von manchen Schmerzen, die mir der Anblick Theresens verursachte, nicht länger verweilen. Ohne die Freundschaft Alexis, der sein philosophisch karges Leben mit mir theilte, wäre ich schwerlich ohne öfteren Hunger über diese Zeit hinweggekommen. Denke ich an jene Periode, so sehe ich mich entweder bei Alexis und mit ihm Kartoffeln speisend, oder Noten abschreibend am Nähtische Theresens. Sie hatte damals höchstens zwei Unterrichtsstunden in der Woche, die übrige Zeit saß sie zu Hause und arbeitete Tag und Nacht mit der Nadel. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie verrieth sie die geringste Ermüdung. Nur selten gab sie sich ein Fest, indem sie sich für eine Stunde ans Clavier setzte. Bis um Mitternacht saß ich oft bei ihr und suchte ihr die Zeit durch Vorlesen zu vertreiben. Wenn sie mit ihrer Aufgabe, die sie sich für den Tag gestellt, zu Ende war, setzte sie sich zu mir aufs Sopha, und Hand in Hand, schweigend oder plaudernd, ließen wir die Stunden an uns

vorüberziehen. Es waren das die einzigen Lichtblicke des Glückes in jenen traurigen Verhältnissen. Aber auch diese wurden mir manchmal verdunkelt, wenn ich bemerkte, wie Therese immer blässer und blässer wurde und ihre Gesundheit unter den Anstrengungen und Nachtwachen sichtlich abnahm.

Als ich einmal — wir waren schon wieder dem Frühling nahe — über ihre Blässe einige Worte fallen ließ und sie bat, ihre Arbeiten bloß auf den Tag zu beschränken, erwiderte sie: Nun ist ja bald der Frühling da, der wird Alles ändern; denn das Leben in freier Luft und die Reisen werden mir gewiß wohlthun.

Ich sah sie fragend an, sie fragte, ob ich nicht errathe, und da ich in der That nicht finden konnte, worauf sie anspielte, stand sie auf, öffnete einen Schrank und nahm eine kleine Harfe hervor und fing mit Fertigkeit zu präludiren an.

Ich war erstaunt und wußte nicht, was von diesem Schauspiele zu halten.

Haben Sie bereits Ihre eigenen Worte vergessen? fragte Therese. Ich hoffe, Sie erinnern Sich noch, was Sie vor einigen Monaten gesagt haben; denn ich nehme Sie beim Worte und will mit Ihnen

als Harfenistin, wie Sie sagten, von Dorf zu Dorf ziehen.

Da ich noch immer nicht recht zu Wort kommen konnte, setzte sich Therese zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte ernst: In der That geht es nicht mehr länger; es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Die ewige Arbeit, die Nachtwachen zerstören mich, wie Sie selbst ausgesprochen haben, und meine Pflicht ist, zu leben. An einen Strohhalm muß ich mich anklammern, um nicht unterzugehen; denn was sollte aus denen werden, die mir anvertraut sind?

Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen, um ihr nicht die Thränen zu zeigen, die mir in die Augen traten. Sanft zog sie mir die Hände weg und sagte in vorwurfsvollem Tone: Nicht so schwach, lieber Freund! Wir bewältigen die harte Nothwendigkeit nur, indem wir sie auf uns nehmen. — Und um mich zu trösten, fügte sie hinzu: In der That hoffe ich, daß mir das Leben auf Reisen gut thun wird. Bereuen Sie nicht, daß Sie mich damals dazu aufgefordert haben, und machen Sie meine monatelangen geheimen Studien nicht unnütz.

Die Mutter kam dazu, ich stürzte ihr entgegen und fragte sie, ob sie Theresens Entschluß kenne. Traurig zuckte sie die Achseln, aber sagte mit einem

liebevollen Lächeln gegen Therese gewandt: Seit Jahren lasse ich sie gewähren; von mir hat sie keinen Befehl und kein Verbot zu gewärtigen; denn ich weiß, daß sie ihre Entschlüsse mit Verstand und Ueberlegung faßt und daß sie keine anderen Gründe hat, als die Güte ihres Herzens.

Die Tante erhob Widerspruch. Offenbar wollte sie Theresen, ihre Ernährerin, nicht aus den Augen verlieren. Aber als Grund gab sie an, daß sich ein solcher Lebenswandel für ein Mädchen aus guter Familie nicht schicke. Was werden die Leute sagen, rief sie aus, und welchen Gefahren setzt sich ein junges Mädchen aus, wenn es so ins Land hineinläuft!

Durch die Welt würde ich meine Therese laufen lassen und allein, rief die Mutter aus — um wie viel mehr unter dem Schutze Ferdinand's! Gehe, mein Kind, sagte sie mit Weihe, indem sie die Arme um Theresens Nacken schlang, gehe, denn wo du gehst, gehst du auf guten Wegen. Mögen die Leute sagen, was sie wollen, sie sehen dir nicht ins Herz. Die dich aber kennen, die wissen: du trägst ein heiliges Kreuz.

Mutter und Tochter umarmten sich, und überwältigt von einem Gefühle, das mehr Bewunderung

als Mitleid war, drückte ich einen Kuß auf Theresens Stirn.

Am anderen Morgen erzählte ich Alexis, was zwischen mir und Theresen für den Sommer beschlossen war. Ungläubig sah er mich an und hielt Alles für Scherz. Da ich aber wiederholt versicherte, daß dem wirklich so sei, sprang er entsetzt auf und starrte mich mit seinen großen glänzenden Augen wahrhaft fürchterlich an. Was! rief er mit schriller Stimme, elender Mensch, Sie wollen sie mir entführen? Eine Harfenistin wollen Sie aus ihr machen? Wissen Sie nicht, daß ich sie liebe?

Und wie erschrocken vor diesen Worten, sprang er wieder einige Schritte zurück und rannte im Atelier auf und ab, indem er unverständliche Worte und beinahe thierische Laute ausstieß. Mit Einem Male ergriff er einen Stock und schlug mit Wuth in seine eigenen Statuen von Gyps und Thon, daß Köpfe und Arme in dem weiten Atelier umherflogen. Ich faßte ihn und trug ihn mit Gewalt auf einen Stuhl, wo er tief athmend und erschöpft sitzen blieb. Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorstellte, wie uns beiden, und besonders Theresen, nichts Anderes übrig bleibe.

Nichts Anderes? rief er aus. — Ich will

Ihnen zeigen, daß Theresen noch etwas Anderes übrig bleibt.

Er lief in die Kammer und kam nach wenigen Minuten angekleidet zurück.

Wissen Sie, wo ich hingehe? fragte er, noch immer aufgeregt und zornig lächelnd. — Zu Theresen gehe ich! fügte er herausfordernd hinzu. — Ich will ihr sagen, daß ich sie liebe und um sie anhalte; ich kann ihr eine gesicherte Gegenwart und eine glänzende Zukunft bieten. —

Ehe ich ihm noch ein Wort erwidern konnte, war er aus dem Atelier verschwunden; aber schon nach einer halben Stunde trat er wieder ein, niedergeschlagen und aufgegeben. Ohne mich anzusehen, setzte er sich in einen Winkel und starrte vor sich hin. Endlich fing er in abgebrochenen Sätzen zu sprechen an, immer noch ohne den Blick von der Wand, die er anstarrte, abzuwenden. Ich habe mich vergessen, sagte er — ich habe vergessen, daß ich mit meinem Herzen längst ein Abkommen getroffen habe. — Entsagen sollst du, sollst entsagen — ich bin stark genug, um zuzusehen — wie Andere lieben — ich weiß es — ich bin nicht da, um zu freien — ich war nicht bei Theresen — ich weiß nicht, ob ich vor ihrer Thür nur zu mir selbst gekommen bin, oder ob

ich den Muth verloren habe — wenn ihr aber gehet, habe ich in Wien nichts mehr zu suchen — ich reise nach Rom. — Versprechen Sie mir, rief er mit erhöhter Stimme und streckte mir die Hand entgegen — versprechen Sie mir, treu und unausgesetzt über sie zu wachen; erlauben Sie Niemandem, einen entweihenden Blick auf sie zu werfen.

Ich nahm seine Hand und drückte sie innig. Er erwiederte den Druck krampfhaft, und indem er gebrochen zusammenfiel, schluchzte er: Ich habe bis heute nicht gewußt, wie sehr ich sie liebe, und ich habe mein Unglück nie gefühlt wie heute!

10.

Es regte sich noch nichts in den Gassen, als wir an einem heiteren Morgen in Begleitung der Mutter durch die Stadt der Nußdorfer Linie entgegenzogen. Links von unserem Wege lag der Kirchhof, wo wir uns vor beinahe drei Jahren zum ersten Male gesehen. „Hier," sagte Therese sanft lächelnd, „können wir auf jede Weise von unserem geliebten Meister Abschied nehmen." Sie fuhr mit der Hand durch die Saiten der Harfe, die ich trug, und melancholisch zitterten die Töne dem Grabe Beethoven's zu.

Wer hätte das damals gedacht! seufzte ich.

Nur nicht traurig! sagte Therese.

Oh, ich bin zufrieden! antwortete ich.

Die Mutter ging schweigend neben uns bis Nußdorf; sie wollte noch weiter mit uns wandern, aber Therese hielt sie sanft zurück.

Ade, und auf Wiedersehen im Herbst! sagte Therese und streichelte ihr liebevoll die Wangen.

Die Mutter umarmte uns beide und ging ohne ein Wort zurück. Aber alle zehn Schritte wandte sie sich wieder um und winkte und grüßte, bis wir ihren Augen verschwunden waren. Schweigend gingen wir neben einander. Die Wellen der Donau schlugen sanft ans Ufer und rieselten melodisch durchs Gestein; die Bäume am Wege bewegten sich im Hauche des Morgenwindes, und das Laub flüsterte leise, die Vögel sangen, und von fernen Feldern scholl der Ruf des Ackersmannes durch die klare Luft. Therese war es, die zuerst das Schweigen brach und die Wolken von meiner Stirn zu verscheuchen suchte. Sie warf mir meine Traurigkeit vor und nannte es eine Sünde, so düster durch eine so schöne Welt zu gehen. Sie nahm meine Geige, die sie trug, und suchte den Gesang der Vögel auf den Saiten nachzuahmen. Ihre Wangen rötheten sich im Hauche der frischen Luft,

und es war mir, als blühte sie in frischer Jugend auf. Dennoch schien es mir immer, als müßte ich die zarte Gestalt auf die Arme nehmen und forttragen. Wenn ich sie fragte, ob sie ausruhen wollte, lachte sie mich aus und lief leicht wie ein Reh vor mir her.

Wir hatten uns vorgenommen, unser Musikantenleben erst einige Meilen weit von Wien zu beginnen, und wir zogen an vielen Dörfern vorbei, ohne uns aufzuhalten. Des Mittags bogen wir vom Wege ab und lagerten uns in einem kleinen Gehölze an einer Quelle, um uns an den Vorräthen, die uns die Mutter mitgegeben hatte, für die weitere Reise zu stärken. Das Moos auf dem Felsstein über der Quelle war uns Tisch und Stuhl zugleich, die Vögel sangen, durch die Bäume sahen wir den glänzenden Spiegel der Donau. Therese war bei alledem, als machten wir eine lustige Landpartie.

Mit frischer Kraft wanderten wir weiter und standen Nachmittags am Eingange eines freundlichen Dorfes. Ich sah Theresen an, und sie verstand mich. —

Sollen wir hier anfangen?

Ja, antwortete ich, aber wie es machen? Wie benimmt man sich dabei? —

Ich habe mich das auch schon gefragt, sagte sie, aber gehen wir nur darauf los, es wird sich schon finden.

Es fand sich auch in der That. Denn kaum waren wir in das Dorf eingetreten, als es uns aus einem ziemlich großen Hause entgegenschallte: Juchhe, da kommen ja lustige Musikanten! Herein mit ihnen!

Es war eine Hochzeit, der die Musikanten ausgeblieben waren. Einige junge Burschen sprangen aus dem Fenster und führten uns wie im Triumphe in eine große Stube, welche von jungen Burschen und Mädchen überfüllt war, während in einer anstoßenden Stube die älteren Leute beim Schmause saßen. Man wies uns oben an einen Platz und bat uns, nur sogleich anzufangen. Wir stimmten einen Ländler an, und sofort wogte und drehte es sich in der ganzen Stube. Auf den Klang der Musik kamen immer mehr Mädchen und Burschen herangeeilt; man tanzte auch im Hofe vor dem Fenster, an dem wir saßen, und die Kinder tanzten auf der Straße. Je länger wir spielten, desto lebendiger wurde es im Hochzeitshause. Jauchzen und Jodeln erscholl, und ein Bursche nach dem anderen kam, um uns die allgemeine Freude über unsere Ankunft auszudrücken. Bald war es in der Stube zu eng, und man be-

schloß, den Tanz im Garten fortzusetzen. Wir mußten uns an die Spitze stellen, und die ganze Gesellschaft folgte uns mit Sprüngen und Gejodel. Man setzte uns unter die Linde und tanzte um uns im Kreise. Der alte Schulmeister des Ortes nahm mir manchmal das Instrument aus der Hand und geigte auf. Auch Therese wurde abgelös't, indem eine dralle, lustige Person aus der Menge hervorsprang und sich uns als eine Collegin, als eine ehemalige wandernde Harfenistin zu erkennen gab. „Nicht wahr, Mädel," sagte sie zu Therese, „es ist ein lustiges Leben, das Harfenistenleben? Hat man's einmal angefangen, kann man's nicht wieder lassen. Zehn Jahre lang bin ich in Oesterreich und im Reich und in Dänemark und in Schweden lustig herumgezogen, bis ich hier einen dummen Streich machte und mich verheirathete." Sie nahm Theresens Platz ein und griff tüchtig in die Saiten. Dann tanzte sie, dann kam sie wieder, und ich war ihr dankbar, daß sie Theresen vor Ermüdung bewahrte. Abends ging es wieder in die Stube zurück. Der Schulmeister, der mich bereits ins Herz geschlossen hatte, machte unseren Cassirer und ging zu wiederholten Malen, die Mütze hinhaltend, von einem Burschen zum anderen und kam immer mit einer reichen Ausbeute, die er jubelnd in meinen Hut

ausschüttete, zurück. Die Braut ließ uns noch ein gutes Nachtessen vorsetzen.

Um Mitternacht brach ich die Musik ab und fragte nach einem Nachtlager. Der gute Schulmeister führte uns in sein Haus und bereitete uns aus Stroh und einigen Decken nach Vermögen ein gutes Lager. Nur ich war verlegen, als ich mich mit Theresen vor demselben Lager allein sah. Sie hüllte sich in ihr Tuch, legte sich hin und sagte mir auf die unbefangendste Weise: Gute Nacht. Ein reines Weib kann muthig sein, denn es ist unnahbar. Es bedarf nicht jenes Schwertes, das in der alten Sage zwischen die Liebenden gelegt wird. Die Reinheit vertheidigt sich mit höhern Waffen, ja, sie bedarf der Vertheidigung nicht.

Am anderen Morgen, als wir aufbrachen und durch das Dorf weiterzogen, riefen uns bekannte Gesichter aus allen Fenstern an. Vor vielen Häusern mußten wir stehen bleiben und zum Abschied aufspielen, was uns mit freundlichen Gaben belohnt wurde. Im nächsten Dorfe traten wir schon mit größerem Muthe vor die Hausthür.

Dieser erste Tag gab uns das Bild des Lebens, das wir nun durch Wochen mit kleinen Abwechselungen bald am rechten, bald am linken Ufer der Donau

fortführten. Wanderungen auf der staubigen Straße oder durch grüne Thäler, Musik vor den Häusern, manchmal in den Häusern und oft in der Schenke vor lustigen Gesellschaften, frugale Mahlzeiten und Mittagsruhe im Walde, an einer Quelle unter schattigem Linden- oder Nußbaum, Nachtlager in armen Hütten, auf dem Stroh in der Stube oder auf dem Heu unter dem Dache — das sind die Elemente und Momente, aus denen sich unser Leben zusammensetzte. Oft, wenn wir wo an an einem schönen Plätzchen, meist in einem Gehölze, ruhten, spielten wir uns selber, allein von den Vögeln belauscht, irgend ein classisches Concert auf, um uns von den ewigen Ländlern und Deutschen zu erholen.

In mir war aller Ehrgeiz erloschen, und es schien mir thöricht, in der Stadt nach Ruhm und Erfolgen zu jagen oder auch nur nach der gewöhnlichsten Nahrung des Leibes, da wir nun seit Wochen frei und seit Jahren zum ersten Male sorgenlos in einem schönen Lande umherzogen, ohne eine von den Demüthigungen zu erfahren, die wir in unserem Leben so reichlich gekostet hatten. Denn was ist die kleine Beschämung, wenn den vorüberziehenden Unbekannten aus einem Hause entgegengerufen wird, man brauche keine Musik, im Vergleiche zu den ab-

schläglichen Antworten, den hochmüthigen Reden, den unverständigen Anforderungen, denen wir beide ausgesetzt gewesen!

Während dieses idyllischen Lebens wurde ich auf einige Zeit von Theresen getrennt. Wir spielten bei einem reichen Gutsbesitzer, vor den lustigen Söhnen und Töchtern der ganzen reichen Nachbarschaft. Therese stellte die Harfe weg und setzte sich an den Flügel, der im Saale stand. Ihr Spiel sowohl, wie ihr ganzes Wesen fiel der Frau vom Hause auf. Sie verlangte, Therese solle ihr etwas Rechtes spielen, und wir führten zusammen vor der Frau, die sich als Kennerin zeigte, eine unserer Sonaten auf. Die Dame war entzückt und rief ein über das andere Mal, dies sei keine Harfenistin, sondern eine ganz vortreffliche Künstlerin. Sie erinnerte sich auch, Theresen in Wien gesehen zu haben, und wir konnten, auf verschiedene Fragen und Querfragen, bald nicht umhin, über unsere Lage einige Andeutungen zu geben. Weit entfernt, auf die Harfenistin herabzusehen, drückte die gute Frau nur ihr Bedauern aus, daß ein solches Talent und, wie sie zu verstehen gab, ein offenbar so anständiges und wohlerzogenes Geschöpf zu solchem Erwerbsmittel greifen müsse. Nach einer kurzen Conferenz mit ihrem Manne lud

sie Theresen ein, einige Wochen bei ihr auf dem Landgute zu bleiben und ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen, bis die Gouvernante, die man erwarte, ankäme.

Therese sah mich mit einem fragenden Blicke an. Wie wehe es mir auch that, mich von ihr zu trennen, so glaubte ich ihr doch zur Annahme dieser Einladung rathen zu müssen; denn oft schien sie mir zu ermüdet aufs Lager zu sinken, und ich fürchtete, daß die fortwährenden Reisen sie zu sehr erschöpfen würden. Die Ruhe in diesem Landhause und bei der guten Frau, die alles Vertrauen einflößte, konnte ihr nur wohl thun.

So blieb sie, während ich mit meiner Geige in der Umgegend, immer das Landhaus weiter und enger umkreisend, umherzog. Ich vertiefte mich in die Berge und stieg oft hoch hinauf zu den Sennhütten, wo ich den Hirtinnen vorspielte. Aber einmal in jeder Woche stieg ich hinab, um nach der geliebten Schutzbefohlenen zu sehen, bis die bestimmte Zeit um war und ich sie für die weitere Wanderung abholte. Mit Thränen entließ man sie und reich beschenkt. Unsere Ersparnisse, die bereits eine angenehme Höhe erreichten, hatten wir dem Herrn des Hauses über=

geben, der sie nach Wien an die Mutter zu besorgen versprach.

So wanderten wir weiter über Berge und Thäler. Eines Nachmittags, da wir nach genossener Ruhe durch die starke Sommerhitze auf der staubigen Landstraße hingingen, fuhr eine Postkalesche an uns vorbei, in welcher ein alter Herr neben einer jungen Dame saß. Der alte Herr sah uns mit freundlichen Augen an, und plötzlich sprang er mit einem lauten Ausrufe des Erstaunens auf, rief einige Worte aus, die wir nicht verstanden, und klopfte dem Kutscher auf die Schulter, daß er halten solle. Aber der Wagen war noch im raschen Fluge, als die junge Dame mit einem einzigen Schwung und Staub aufwirbelnd heraussprang und mit ausgebreiteten Armen auf uns zueilte. Es war Rosa, die sich jubelnd bald an Theresens, bald an meinen Hals warf, während der alte Herr Nikolaus Vogel, so eilig als er konnte, herbeilief und uns schon aus der Ferne beide Hände entgegenstreckte.

Arme Kinder! arme Kinder! schluchzte er und drückte uns herzlich die Hände — ist es so weit gekommen? so weit?

Rosa konnte indeß ihrer Umarmungen kein Ende finden. Immer wieder drückte sie Theresen

ans Herz, dann auch mich, dann auch den Vater, als ob sie auch ihn wiedergefunden hätte. —

Schnell, schnell, in den Wagen! rief sie, Ihr müsset mit uns fahren, wir lassen Euch nicht wieder fort.

Wir stiegen ein, und lustig ging es auf der Landstraße weiter — es war ein freudiges Wiedersehen. Wir hielten uns gegenseitig an den Händen, und des Fragens und Antwortens war kein Ende. Wir erfuhren, daß Rosa nach Linz ging, um daselbst zu gastiren, und es wurde zugleich festgesetzt, daß wir einen Theil der Reise beisammenblieben. Abends kamen wir unter lustigem Geplauder und Erzählung unserer Abenteuer in einem schönen Städtchen an, wo Herr Nikolaus Vogel das beste Gasthaus zum Nachtquartier wählte. Mich und Theresen mit unseren Instrumenten sah man etwas sonderbar an, indessen befahl Herr Vogel, zwei Stuben zu öffnen, und man setzte wohl voraus, daß der alte Herr in der Postchaise die armen Musikanten aus Wohlthätigkeit aufgenommen habe. Dem Gastwirth wie den Gästen war die Zusammensetzung unserer Gesellschaft ein Räthsel; und aus unserer Stube in den Hof blickend, hörte ich auch, wie man sich beim Postillon

erkundigte, und dieser wahrheitgetreu mittheilte, daß die Musikanten an der Straße aufgelesen worden.

Wahrscheinlich hatten wir es dieser Mittheilung des Postillons und der Neugierde zu danken, daß, als wir Abends auf unserer Stube bei einem fröhlichen Mahle saßen, der Kellner, während er uns bediente, so vor sich hin und etwas zaghaft die Frage murmelte, ob man nicht geneigt wäre, unten im Saale ein kleines Concert zu geben. Die Herren, die unten versammelt sind, meinte der Kellner, Offiziere und die angesehensten Edelleute aus der Umgegend, seien überzeugt, daß wir reisende Künstler von großem Rufe sein müssen, und wären sehr dankbar, wenn wir vor ihnen eine Probe unserer Kunst ablegen wollten. Man bekomme hier so selten etwas Gutes zu hören.

Ehe ich antworten konnte, hatte Therese schon zugesagt.

Ich gehe mit! rief Rosa, und tanze den Herren etwas vor.

Da gehe ich auch mit und spiele mit auf, sagte der Alte und beeilte sich, seine Geige auszupacken. Deine Tänze weiß doch nur ich gehörig aufzugeigen. Aber, Kellner, rief Herr Nikolaus Vogel, früher noch eine Flasche guten Ungarischen, daß wir uns gehö=

rig begeistern, und die Herren sollen etwas zu hören und zu sehen bekommen, wie sie es seit lange nicht gesehen und gehört haben.

Herr Nikolaus Vogel verstand es, als echter Musiker die Flasche zu behandeln, und sie war bald geleert. Dann setzten wir uns in Bewegung. Herr Nikolaus und ich mit unseren Geigen unter dem Arme und Rosa mit Castagnetten in den Händen, die sie schon auf der Treppe lustig klappern ließ. Therese hatte schon bei unserer Ankunft im Saale ein Clavier bemerkt und ließ die Harfe im Zimmer zurück. Der Kellner hatte verrathen, daß es auch Tanz geben werde, und wir fanden den großen Saal bereits dazu eingerichtet. Tische und Stühle waren bei Seite gerückt und für Rosa in der Mitte des Saales ein großer Spielraum gelassen. Die Herren, meist dicke und wohlbehäbige Landjunker, mit breiten und rothen Gesichtern, schienen Großes zu erwarten und saßen mit weit offenen Augen da, die uns neugierig und etwas verlegen betrachteten. Rosa's Seidenkleid und freies Wesen, das sich um die Edelleute wenig bekümmerte, Theresens bescheidenes und edles Auftreten schienen ihnen zu imponiren, und sie legten wenige Sekunden nach unserem Eintritte ihre großen Meerschaumpfeifen bei Seite.

Therese setzte sich ans Clavier, während Rosa noch Manches im Saale arrangiren und Tische und Stühle, sowie die adeligen Herren Gäste von einem Orte auf den andern wandern ließ. Dann stellte sie sich zu uns, und gab mit ihren Castagnetten das Zeichen zum Anfang. Herr Nikolaus Vogel fing einen spanischen Tanz an, und wir folgten begleitend. Während der ersten einleitenden Takte stand Rosa ruhig da, den Kopf leise zur Seite geneigt, die Arme straff, den einen Fuß wie schreitend etwas vorgeschoben. Mit Einem Male schwebte sie unhörbar und mit wenigen großen Schritten an das andere Ende des Saales, drehte sich wirbelnd um, und dann die Castagnetten erhebend und einstimmend in unsere Musik, schritt sie in rhythmischen Schritten bald vorwärts, bald rückwärts. Wie einer fernen Musik lauschend, neigte sie den schönen Lockenkopf und schien von einer unsichtbaren Macht fortgezogen, ohne daß man unter ihrem langen Kleide eine Bewegung des Fußes gemerkt hätte; dann wieder wie zu sich selbst kommend, schnellte sie empor, warf den Oberleib zurück, tanzte mit fast wilden Schritten von einer Ecke des Saales in die andere, ließ Locken und Kleid im Winde nachfliegen, schlug die Castagnetten bald über dem Kopfe, bald vor, bald hinter sich zu-

sammen und erfüllte den Saal mit Ton und Bewegung. So sehr Eins war sie mit der Musik, so sehr ging ihr ganzer Leib in Melodie auf, daß die Musik verkörpert dort zu sein schien, wo sie eben schritt oder sich im Kreise bewegte. Selbst als sie wie ermüdet mitten im Saale, auf einem Knie liegend ausruhte und fast nur ihre Arme in der Luft bewegte, nur leise den Oberleib hin und her wiegte, war es noch, als ob der ganze Saal von ihrem Tanze erfüllt wäre, bis sie den Kopf langsam auf das Knie und Arme und Castagnetten wie erschlafft zu Boden sinken ließ, und die Musik, ihr folgend, plötzlich mit einem sanft einschläfernden Tone abbrach.

Es war todtenstille im Saale. Die Zuschauer saßen schweigend und regungslos da, und erwachten erst wie aus einem Traume, als Rosa plötzlich aufsprang und, ohne sich weiter um das Publikum zu bekümmern, auf Theresen und mich zueilte und fragte, ob sie es jetzt besser mache als ehemals. Jetzt erst brach ein lärmender Applaus los. Die Herren sprangen auf und eilten mit glänzenden Augen zu Rosa, um sie mit Complimenten zu überschütten. Ein dicker alter Edelmann konnte sich nicht enthalten, ihre Hand zu fassen und ihr einen weit-

schallenden Kuß aufzudrücken. Die junge Dame, sagte er, mahne ihn an die schönste Zeit seiner Jugend, wo er eine große Tänzerin verehrte. Er sei, versicherte er, seit damals nicht so hingerissen worden wie heute. Die anderen Herren waren froh, einen Sprecher gefunden zu haben, und bestätigten alle seine Worte mit Kopfnicken und Lächeln. In der That hatte Rosa mit unbeschreiblicher Anmuth getanzt. Sie hatte sich, seit sie uns verlassen, zu einer vollendeten Künstlerin ausgebildet; wir waren von dem Schauspiel eben so entzückt wie die Gäste. Diese hatten sich bereits bedeutend vermehrt, und der Saal war ziemlich gefüllt. Auch vor dem Hause hatte sich viel Volkes versammelt, und der dicke alte Herr ließ die Fenster öffnen, damit, wie er sagte, alle Welt an dem hohen „Kunstgenuß" Theil nehmen könne. Die Fenster waren von neugierigen Köpfen ausgefüllt, und zur Thür drängte sich das Stadt-Publikum so gewaltig herein, daß der dicke Wirth, der sich davor hinstellte, gegen den starken Andrang nur einen schwachen Damm bildete. Kellner und Schenkmädchen waren beschäftigt, auf Befehl des alten Edelmannes auf Tischen und an Wandleuchtern neue und zahlreiche Kerzen aufzustecken und dem Saale einen festlichen Glanz zu geben.

Nun kam die Reihe an uns. Herr Vogel holte seine Bratsche und einen Pack Noten, und wir begannen frisch darauf los, erst ein kleines Trio, dann ich mit Theresen ein kurzes Duo abzuspielen. Das Publikum, das uns dicht gedrängt umstand, brach abermals in Beifall aus, und der dicke Herr beschwor uns, doch ja zu bekennen, daß wir große und berühmte Künstler seien.

Ich beschwöre Sie, rief er mit gefalteten Händen und mit den flehendlichsten Geberden, ich beschwöre Sie, nennen Sie uns Ihre Namen, daß wir es sagen können, welche göttliche Künstler wir in dieser kleiuen Stadt empfangen haben.

Herr Nikolaus Vogel stellte ihm seine Tochter vor und sagte mit großem Pathos: Diese hier ist meine Tochter, Rosa Vogel, erste Tänzerin des —schen Theaters, und im nächsten Winter erste Tänzerin des k. k. Hoftheaters.

Der Name Rosa's war bereits sehr bekannt, und als ihn der Vater aussprach, verneigten sich die Herren auf das verehrungsvollste, was Rosa mit einem überaus ernsten Gesichte, aber eben so komischen Knixe erwiederte.

Ich, fuhr Herr Vogel fort, bin nichts als Vater, nach dessen Geige die Tochter tanzt, oder viel-

mehr der nach dem Tanze der Tochter geigt. Diese hier, fuhr Herr Nikolaus Vogel fort, indem er auf mich und Theresen deutete, sind zwei ausgezeichnete Künstler aus der Residenz, welche, müde ihrer Stadttriumphe, sich vorgenommen haben, den Sommer zu Fußreisen zu benutzen und sich auf ihren Reisen für ganz gemeine Musikanten auszugeben. Um aber durch diese Exentricität der Stadt, dem Hof und den Zeitungen, überhaupt der Welt nicht Ursache zu falschen Auslegungen zu geben, reisen sie incognito und unter falschem Namen, weshalb ich sie Ihnen nur als zwei namenlose, aber ausgezeichnete Genies vorstellen kann.

Abermals verneigten sich sämmtliche Herrn wie auf ein gegebenes Zeichen. Und sofort schickten viele von ihnen um ihre Frauen und Töchter, und unser Publikum wurde durch die Anwesenheit der Damen noch glänzender. Für diese mußten wir aufs Neue beginnen: abermals tanzte Rosa, abermals spielten wir, und immer mit gleichem Erfolg. Erst nach Mitternacht brachen wir ab, um uns auf unsere Stuben zurück zu ziehen. Aber man ließ uns nicht fort, ohne uns für einen längeren Aufenthalt eingeladen zu haben. Herr Nikolaus Vogel entschuldigte sich,

da er morgen nach Linz reisen müsse, wo seine Tochter für mehrere Gastrollen engagirt war.

Nach Linz! nach Linz! wir reisen mit! riefen viele Stimmen aus dem Kreise.

Ehe wir den Saal verließen, näherte sich eine Dame, nahm ein Bracelet vom Arme und bat Rosa, es als Andenken an diesen schönen Abend anzunehmen. Ein gleiches Geschenk bot eine andere Dame Theresen an. Unter den begeistertsten Zu- und Nachrufen stiegen wir die Treppe hinan. Nach wenigen Minuten folgte uns der Kellner und überbrachte uns einige freundliche Zeilen des Dankes, welche im Namen der Herren und Damen gezeichnet waren. Dazu legte er eine schöne Rolle Goldes auf den Tisch. Rosa ergriff sie und drückte sie Theresen in die Hand. —

Da, du gute Tochter, rief sie freudig. Nimm und schicke es deiner guten Mutter; das gibt einen sorgenlosen Winter.

Am anderen Morgen erschien abermals der Kellner mit einem Briefchen, welches mich und Theresen, wenn wir nicht ebenfalls nach Linz reisen wollten, nach den Schlössern und Landhäusern der Herren zu Gaste lud.

Meine Kinder, sagte Herr Nikolaus Vogel, in-

dem er unsere Hände faßte, wir werden uns hier trennen. Ihr bleibet hier und graset die fette Weide ab. Ich würde Euch nicht mehr von mir lassen, wenn ich nicht mit Rosa zu Anfang des Winters zu Euch nach Wien zurückkehrte. Als Vater einer Koryphäe werde ich Einfluß genug haben, um für Euch beide zu sorgen und den Leiden, die lange genug gedauert haben, ein Ende zu machen. Es muß doch endlich eine bessere Zeit kommen! In dieser freudigen Aussicht lasset uns heitern Abschied nehmen.

Eine Stunde darauf stiegen die Freunde in den Wagen. Trotz der Thränen, die sie im Auge hatte, mußte Rosa doch laut auflachen, als sie bemerkte, wie sich eine lange Reihe von schwerfälligen Gutsbesitzers-Kaleschen und leichten Offizierswagen ihrer Postkutsche anschloß.

Eine herrliche Claque, die ich da mit mir führe! rief sie aus und klatschte in die Hände. Der Vater aber wandte sich um und ersuchte die Herren, wenigstens eine Meile Weges zwischen ihm und ihren Wagen zu lassen, um den guten Bürgern der Stadt Linz kein Aergerniß zu geben. Man sah das ein und versprach, langsam zu folgen. Der Postillon ließ die Peitsche knallen, und fort rollte der Wagen unter dem Zuruf der Bevölkerung, welche sich ver-

sammelt hatte, um die berühmte Tänzerin bei Tageslicht zu sehen. Langsam folgten die zahlreichen Wagen ihrer Verehrer.

11.

Von einem Schlosse zum anderen, von Landgut zu Landgut ziehend, überall von einem Freundeskreise gefolgt und überall gastlich aufgenommen, verbrachten wir nach jenem rauschenden Abende eine angenehme und gewinnreiche Zeit von mehreren Wochen. Gegen Ende wurde sie auf traurige Weise durch eine Todesnachricht gestört. Mein guter Vater ward zu seinen Vätern versammelt. Er schied nicht ohne noch seines fernen Sohnes zu gedenken, und mit der Todesbotschaft kam mir zugleich sein Abschiedsbrief, der für mich neben den heißesten Segenswünschen die heitersten Hoffnungen aussprach. Ich erlaubte mir während meines wiener Aufenthaltes eine fromme Täuschung, indem ich ihm die heitersten Briefe schrieb und seinem väterlichen Herzen mit den glänzendsten Aussichten für meine Zukunft schmeichelte, und nun trafen mich seine Abschiedsworte auf einer Fahrt, die etwas besser war als eine Bettelfahrt.

Mit meiner Trauer im Herzen war ich nicht

länger geeignet, unter jenen frohen Menschen frohe Musik zu machen, und wir brachen auf und wanderten weiter gegen Norden. Therese ging als tröstender Engel neben dem Trauernden und erlaubte nicht, daß wir uns in den Dörfern und Städtchen aufhielten. Sie wußte, wie wenig ich in jener Stimmung taugte, den lustigen Musikanten vorzustellen. So in ihrer Gesellschaft immer weiter wandernd, fühlte ich, wie sehr einsam ich ohne sie wäre, und ich übertrug so zu sagen auch jenen Theil Liebe, der bisher meinem Vater angehört hatte, auf sie. Aber je inniger meine Liebe wurde, desto mehr wurde ich manchmal besorgt, wenn ich in ihr blasses Gesicht sah, das deutliche Spuren der Ermüdung trug. — Ihr Auge hatte etwas Geisterhaftes, und ein leiser Husten, der sich oft des Morgens einstellte, machte mich schaudern. Wenn ich dann voll Angst ihre Hand ergriff, fand ich sie glühend. Dann tröstete mich wieder eine blühende Röthe, die von Zeit zu Zeit über ihre Wangen flog. Ach, ich habe es damals noch nicht gewußt, welcher Verrath der Natur sich hinter diesen Rosen verbirgt!

Nach wenigen Tagen nahmen wir die Musik wieder auf, aber es geschah diesmal, um sie bald und auf eine traurige Weise gänzlich verstummen

zu lassen. Wir spielten eines Sonntags in der Schenke eines Dorfes, das in herrlicher Gegend am Fuße grüner Hügel, weiter Parks und eines prächtigen Schlosses lag. Burschen und Dirnen drehten sich vor uns, die wir auf der bescheidnen Bank am Ofen saßen, und Alles war guter Dinge. Plötzlich wurde der Tanz unterbrochen, und Alles wandte sich ehrerbietig der Thür zu. Ein breitschultriger, rothbäckiger junger Mann in städtischen Kleidern trat mit ziemlich dick aufgetragener Vornehmheit in die Stube, grüßte rechts, grüßte links, sprach einige Bauern gnädig an, und verlangte dann, daß der Tanz ungenirt fortgesetzt werde. Der junge Mann, durch dessen Gegenwart die ganze Gesellschaft eben so beglückt als beengt schien, war der Sohn des hier regierenden Amtmannes. Auch uns warf er einen gnädigen Blick zu, der aber immer gnädiger wurde und endlich in ein viel zu freundliches Lächeln überging. Er näherte sich, stellte verschiedene Fragen und setzte sich endlich auf die Ofenbank neben Theresen. Ich will die Art und Weise, wie er ihr auf das allergnädigste den Hof zu machen begann, nicht ausführlicher beschreiben. Therese brach schnell die Musik ab, benutzte die entstandene Pause, um einige Schritte auf und ab zu gehen und dann ihren Platz

so zu ändern, daß ich zwischen sie und den Amtmannssohn zu sitzen kam. Diese schweigende Zurückweisung genügte ihm nicht. Er stand auf und folgte Theresen. Mir begann das Blut in den Adern zu sieden; dennoch hielt ich auf die Bitte Theresens noch an mich. Als er ihr aber ins Ohr zu zischeln anfing und, da sie den Kopf abwandte, um nicht zu hören, sie am Arme faßte und an sich zog, sprang ich auf und wies ihn mit wenigen Worten und einer drohenden Geberde von uns.

Aha, sagte er, indem er sich höhnisch vor mir verneigte, Er ist wohl der Herr Gemahl?

Ja wohl, erwiderte ich scharf und machte mich bereit, mit Theresen die Stube zu verlassen.

Ist er wirklich dein Mann, du holder Zugvogel? fragte er Theresen.

Therese nickte bejahend mit dem Kopfe.

Es ist nicht wahr! schrie er, und schlug eine breite Lache auf, du bist ja ganz roth geworden. Seine Geliebte bist du! da kannst du wenigstens für eine kurze Zeit auch eines Andern Geliebte sein.

Und wie er dieses sprach, stellte er sich vor Theresen hin, versperrte ihr den Weg und streckte einen Arm aus, um sie zu umschlingen. Aber ich faßte ihn mit beiden Händen am Rock und schleuderte ihn

so wüthend bei Seite, daß er einige Schritte weit taumelte, das Gleichgewicht verlor und in der Mitte des Saales niederstürzte. Die versammelten Gäste faßte allgemeines Entsetzen; regungslos standen sie da und starrten bald mich, bald den Gefallenen an. Erst als ich Theresens Hand ergriff und sie durch die Menge der Thür zuführte, schrie der Amtmannssohn wüthend auf: Haltet den Landstreicher! Laßt ihn nicht fort! und stürzte sich die ganze Zahl der männlichen Gäste auf mich. Unter Schreien und Schimpfen warfen sie mich nieder, und im Augenblicke war ich durch die umringende Menge von Theresen getrennt. Umsonst war mein Streben, mich loszuringen. Sie schleppten mich vor die Schenke und, auf ein Zeichen des jungen Mannes, weiter dem Schlosse zu. Wir kamen über eine mittelalterliche Zugbrücke durch einen dunkeln Thorweg in einen weiten Hof. Ein dicker alter Mann, der aus dem Fenster blickte, fragte, was es gebe, und der Jüngling antwortete: Ein Landstreicher! Ein Gerichtsdiener kam und führte uns weiter in einen anderen Hof, einem alten Nebengebäude entgegen. Er öffnete eine Thür, und die Bauern, die mich nicht einen Augenblick losgelassen hatten, stießen mich in ein dunkles Gefängniß.

Es bedarf keiner Schilderung meines Gemüths-Zustandes. Wie ein Wüthender rannte ich in dem kleinen Behältniß im Kreise herum und schlug mit beiden Fäusten an die Thür. Nicht die erfahrene Gewaltthat war es, die mich so sehr empörte. Wo ist Therese, welches wird ihr Schicksal sein? Diese Fragen machten mich wüthend und preßten aus meiner Brust unarticulirtes Geschrei und zugleich Thränen aus meinen Augen. Gegen Abend hörte ich, wie man sich im Hofe unterhielt, indem man auf meiner Geige, die ich in der Schenke gelassen hatte, herumkratzte; bald darauf auch Harfentöne, die von ungeschickter Hand hervorgebracht waren. Dies verrieth mir, daß Therese mein Schicksal theilte, und ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen. Ich warf mich auf den Strohsack und wälzte mich wie ein Verzweifelnder. Eine Harfensaite nach der anderen hörte ich springen, und es war mir jedes Mal, als ob etwas in meinem Inneren risse. Ich klopfte an die Wände, um Theresen, wenn sie in meiner Nähe war, ein Zeichen zu geben; aber es erfolgte keine Antwort, und es schien mir, als wäre ich durch viele Meilen von ihr getrennt.

Spät nach Mitternacht fiel ich, müde von neuem Hin- und Herrinnen, mitten im Gefängnisse

hin und versank in dumpfe Gedankenlosigkeit und zuletzt in vollkommene Betäubung, die mir wohlthätig über den Rest der Nacht vorbeihalf. Gegen Morgen öffnete sich plötzlich die Thür, und der Gerichtsdiener zeigte mir mit einer Handbewegung, daß ich frei war. Ich stürzte hinaus und in den Hof, wo ich, ohne zu wissen, warum, den Elenden, der mich hierher gebracht, zu finden hoffte. Aber im Hofe war kein Mensch zu sehen. Ich stellte mich vor die Fenster und rief herausfordernde Worte hinauf und war bereit, die Treppe hinaufzulaufen, als Therese aus einer Thür trat, auf mich zustürzte und über den Hof dem Ausgang zueilte. Es war, als triebe sie unsägliche Angst, und sie ließ mir im Thorwege kaum die Zeit, unsere Instrumente, die man uns da wiedergab, anzunehmen.

Immer weiter eilte sie, und erlaubte mir erst, als wir Schloß und Park schon weit hinter uns hatten, sie zu umarmen und mich des Wiedersehens zu freuen. Schweigend ließ sie einige Augenblicke den Kopf an meinem Herzen ruhen, dann faßte sie wieder meinen Arm und ging mit großen Schritten weiter.

12.

Erst nach einer Stunde raschen Ganges hörte sie auf meine wiederholte Bitte und ruhten wir am Abhange eines Hügels im Schatten grüner Tannen aus. Ihr Gesicht, ihr tiefer Athem verrieth noch immer große Aufregung, und ich bemühte mich, indem ich die Hand auf ihre Schulter legte, sie durch Zureden zu beruhigen. Schweigend und mit niedergeschlagenen Augen, regungslos, den Blick vor sich hingerichtet, hörte sie mich eine Zeit lang an. Plötzlich aber wandte sie sich zu mir, schlang ihre Arme krampfhaft um meinen Hals und brach in heftiges Schluchzen aus, dem bald zahlreiche Thränen folgten.

Kehren wir zurück! rief sie, und sah mich dabei mit den flehentlichsten Blicken an — führe mich wieder zu meiner Mutter! — Ich ertrage dieses Leben nicht länger!

Mein Kind, meine theure Therese, sagte ich, beruhige dich. — Dein Wille ist der meine, und um keinen Preis möchte ich dich wieder solcher Rohheit ausgesetzt sehen, wie gestern. Schon sind wir auf dem Rückwege, und in wenigen Tagen werden wir wieder in deiner stillen Stube neben deiner Mutter sitzen.

Aber ihre Thränen flossen noch immer. Sie

verhüllte das Gesicht mit dem Tuche und schluchzte schwer und tief. Mit Unruhe betrachtete ich sie, denn immer schwerer hob sich ihr Busen, das Schluchzen wurde krampfhaft und verwandelte sich zuletzt in Husten und schwere Seufzer. Umsonst suchte ich ihr das Tuch wegzuziehen, um ihr ins Gesicht zu sehen, aber sie hielt es fest und wandte sich ab, als ob sie etwas vor mir verbergen wollte. Eine böse Ahnung bemächtigte sich meiner Seele, ich faßte ihre Hände mit Gewalt, und — allmächtiger Gott! was sah ich? — Das Tuch war voll Blut, und immer noch quoll es roth von ihren Lippen.

Therese! mein Gott, was ist das? Blut! Blut! rief ich in entsetzlichster Angst und warf mich vor sie hin, ihre Knie umklammernd. Stirb nicht, Therese! schrie ich wie im Wahnsinn. — Ich bin dein Mörder, ich habe dich zu dieser Reise bewogen, die dich tödtet!

Aber schon hatte sie die Stärke ihrer Seele wieder erlangt; schon hatte sie wieder ein Lächeln, und mit Lächeln legte sie die Hand auf meine Stirn und sagte: Nein, mein Freund, die Reise ist an diesem Unfalle nicht schuld; ich habe das schon einmal im vorigen Winter erfahren. Auch ist kein Grund zur Besorgniß da; ich fühle mich jetzt wieder ganz

wohl und leicht und schäme mich meiner vorigen Muthlosigkeit. Gewiß, ich will künftig stärker und muthiger sein.

Je milder sie sprach, desto heftiger wurde der Schmerz in mir! meine Stirn an ihre Knie gelehnt, weinte ich heiße Thränen, bis ich zur Besinnung kam und mir sagte, daß es an mir sei, der armen Kranken Muth und Kraft zu geben, anstatt mich von ihr trösten zu lassen. Ich setzte mich zu ihr und drückte ihren Kopf an meine Brust, und wie sie so gleich einem Kinde dalag, sprach ich ihr von unserer Rückreise, von der Freude der Mutter beim Wiedersehen, von der schönen Zukunft, die sich uns aufthat, und von unserem Zusammenleben mit Rosa und ihrem Vater. Ich erlaubte ihr nur durch Blicke zu antworten und beizustimmen und drückte ihr bei jedem Worte, das sie sprechen wollte, die Hand auf die Lippen. Dann schwieg auch ich und ließ sie in den sanften erquickenden Schlaf versinken, der über ihren müden Augenlidern schwebte. So saß ich lange da, die theure Last im Arme, und betrachtete ihr schlafendes Gesicht, das mit der ruhigen, halbverhüllten melancholischen Herbstwelt, die uns umgab, so große Aehnlichkeit hatte. Traurig blickte ich vor mich hin. Die einsame Blume zwischen den Stop-

peln auf dem Felde, der Kranich, der klagend über meinem Haupte der Ferne zuzog, das Blatt, das vom Baume fiel — Alles hatte für mich eine symbolische Bedeutung und erfüllte mein Herz mit traurigen Ahnungen.

Sie wurden zum Theil verscheucht, als Therese erwachte und mich mit glänzenden frischen Augen ansah. Der Schlaf hatte ihr wohl gethan und ihre Wangen geröthet. Gleich als erriethe sie beim ersten Blicke meine traurigen Gedanken, und als wollte sie mir Beweise ihrer wiedererlangten Kraft geben, sprang sie auf und verlangte weiter zu wandern. Sie bat mich auch, zu vergessen, was sie vorhin gesagt hatte, und zu thun, wie es mir gut dünke. Wollte ich die Reise noch fortsetzen, so war sie bereit, mir zu folgen, wohin und wie lange ich verlangte. Aber ich schüttelte den Kopf und zog sie wieder zu mir nieder. Ich befahl ihr, sanft weiter zu ruhen, bis ein Wagen käme, der uns mitnehmen könnte. —

Bald kam auch ein kleiner, mit Stroh gefüllter Bauernwagen, dessen Besitzer sich bereit erklärte, uns für eine kleine Summe nach dem nächsten Städtchen zu bringen. Ich bettete Theresen so weich als möglich in das Stroh, und wir fuhren dem Städtchen

zu. Dort bezogen wir eine kleine Stube und verweilten mehrere Tage, welche Therese auf meine Bitten im Bette zubrachte. Als ich sie genugsam gestärkt glaubte, setzten wir die Reise in kleinen Abschnitten fort und erreichten die Donau nach einigen Tagen. Auf einem Schiffe, das nach Wien fuhr, ging es weiter, ohne Ermüdung, da wir wegen der Herbstnebel jeden Abend anlegten und des Morgens erst spät abfuhren. Die schöne Welt der Donau-Ufer mit ihren Städtchen und Dörfern, mit ihren Klöstern, reichen Gefilden und rauschenden Wäldern, die milde Herbstluft schienen auf Theresen einen wohlthätigen Einfluß zu üben. War auch ein Schleier der Wehmuth über ihr ganzes Wesen ausgegossen, so blühten doch ihre Wangen wie in einem neuen Frühlinge wieder auf. Als ich sie einmal darauf aufmerksam machte, deutete sie auf das rothe Laub der Bäume, die an den Ufern standen. „Diese Röthe ist es," sagte sie leise. Glücklicher Weise betrog diese verrätherische Röthe auch die Mutter und störte nicht die Freude des Wiedersehens. Die Tante meinte sogar, das Reisen sei Theresen sehr wohl bekommen, und wir würden wohl gethan haben, wenn wir noch die letzten Herbstwochen benutzt hätten.

Leider war die Täuschung von nicht langer

Dauer. Schon nach wenigen Tagen brach Therese zusammen, und flößte ihre Schwäche auch der Mutter die Besorgnisse ein, die mein Inneres seit jenem traurigen Morgen zusammenpreßten. Um mit ihr die Pflege der theuren Kranken zu theilen, miethete ich eine Stube im Hause und wurde so der beständige Zeuge der traurigen Veränderungen, die mit Theresen vorgingen.

Ich will bei der schrecklichen Zeit, die nun begann und den ganzen kommenden Winter ausfüllte, nicht länger verweilen und mit wenigen Worten das Ende schildern.

Therese nahm erschreckend schnell ab. Jene Röthe, die mit genau umschriebenen Rändern manchmal über ihre Wangen flog, blieb zuletzt ganz aus, und ihre Wangen wie ihre Augenlider wurden blaß und durchsichtig. Die Augen wurden größer und glänzender, und die langen schwarzen Wimpern stachen schön, aber traurig von den blassen Wangen ab. Auch die Hand, immer fein und zart, wurde durchsichtig und zeigte das Gewebe der blauen Adern; in den Fingern schien das Blut wie unter Rosenblättern zu fließen. Es war, als sollte sie nicht wie andere Menschen sterben, vielmehr, als ob sie sich nach und nach vergeistige und in zarten Aether auflöse.

Als Rosa, wie sie es versprochen hatte, in Wien ankam, fand sie Theresen bereits so verändert, daß sie gleich beim Eintritt in die Stube ihre Lage klar erkennen mußte. Trotz allen Winken und Zeichen warf sie sich über Theresen hin und brach in Thränen aus. Therese verstand sie und lispelte: „Nicht wahr, meine Rosa, du findest mich sehr verändert?" Sie erkannte ihre Lage und lächelte oft über unsere Tröstungen, so wie über manche Täuschung, die wir uns erlaubten, um ihr Hoffnung einzuflößen. — Ihr Geist war klarer als je, und sie war es, die zuerst in Rosa's ganzem Wesen und Ausdruck eine große Veränderung bemerkte. Aufs Neue brach Rosa in Weinen aus und sagte uns, daß sie allein nach Wien gekommen sei. Ihren Vater, den alten guten Herrn Nicolaus Vogel, hatte sie einen Monat vorher begraben. Diese Nachricht war uns allen wie ein Zeichen, daß der kleine Kreis, der in vielen Leiden und in manchen Freuden so eng zusammengehalten hatte, bestimmt war, gänzlich zerrissen zu werden.

Rosa, die so ruhig und ernst geworden war, daß man sie kaum wieder erkannte, betrachtete das Versprechen ihres Vaters als das ihrige und verschaffte mir beim Hoftheater, bei dem sie engagirt war, eine fixe und einträgliche Anstellung am Or=

chester, und so kam es, daß wir uns beide oft mit Schmerzen vom Krankenlager Theresens losreißen mußten, sie, um eine halbe Stunde darauf zu tanzen, ich, um mit gebrochenem Herzen lustige Weisen aufzuspielen. Der alte Vogel hatte mir seinen Stradivarius vermacht, aber ich durfte ihn, wenn Rosa tanzte, nicht brauchen. Sie kannte den Ton dieser Geige zu gut, und, sagte sie — es sei genug, daß sie von Theresen kommend Pirouetten und Sprünge machen müsse; die Erinnerung an den todten Vater, die durch jeden Ton der Geige geweckt würde, wäre dann mehr als genug, um sie mitten im Tanze in Thränen ausbrechen zu lassen.

Gedenke ich jenes Winters, so sehe ich mich nur am Bette Theresens, ihre Hand in der meinen haltend; auf der andern Seite sitzt Rosa und sucht ihren verlorenen kindischen Sinn wiederzufinden, um Theresen aufzuheitern. Die Mutter geht mit einem erschreckend ruhigen Gesichte, das sich in Schmerzen zu versteinern scheint, aus und ein, oder steht zu Häupten des Bettes und wischt mit einem weißen Tuche ihrem Kinde den Todesthau von der Stirn. Der Doctor kommt täglich, und wenn er geht und von Theresen nicht gesehen werden kann, zuckt er die Achseln. Eine dunkle Atmosphäre der Trauer füllt

die Krankenstube, selbst als schon die ersten Strahlen des Frühlings herein dringen.

Da kam der Monat März heran. Längst hatten wir uns gewöhnt, das leise Lispeln Theresens zu verstehen. Seit einigen Tagen sprach sie gar nicht mehr. Sie saß im Bett, den Kopf auf das Knie gelehnt und streckte nur manchmal die Hand aus, um sie mir, oder Rosa, oder der Mutter zu reichen. Uns war der Frühling herangekommen, ohne daß wir ihn über unsere Schmerzen bemerkt hatten. Therese aber schlug oft ihre Augen auf, um den hereindringenden Strahlen melancholisch entgegenzublicken. Mehrere Male mußten wir sie in einem Lehnstuhl an das Fenster tragen, durch das sie auf die keimende junge Welt des Lenzes hinaussah. Wir mußten bei ihr stehen, und sie gab uns mehr durch ihren Händedruck, als durch ihre leise gelispelten Worte zu verstehen, wie sehr dieser Anblick sie erquickte. Einmal, da die Mutter hinausgegangen war und Rosa und ich bei ihrem Lehnstuhle an dem Fenster knieten, athmete sie tief, drückte uns die Hände und sagte mit einer lauten Stimme, die uns überraschte: „Sorget für die Meinen — lasset sie in dieser schönen Welt nicht elend sein.“ Wir küßten ihr die Hände, und sie sagte mit etwas matterer Stimme: „Ich bin

ruhig.“ Wir trugen sie ins Bett zurück. Es war, als ob sie ein leises Frösteln überkäme, und sie hüllte sich in die Decke. Da die Mutter wieder eintrat, streckte sie ihr die Arme wie zur Umarmung entgegen, erhob sich im Bette, lispelte ein kaum hörbares „Lebewohl“ und sank kraftlos zurück. Es war geschehen!

* * *

Alexis, den die Nachricht von Theresens Krankheit erreichte, eilte herbei und kam zu spät. Er wollte nicht ausgeschlossen sein, als wir die Erbschaft theilten. Er nahm ihren Bruder zu sich und führte ihn mit sich fort nach Italien, wo er, wie er sagte, ein Künstler werden sollte. Rosa wollte der Mutter ihren Verlust ersetzen und durch deren Gegenwart in ihrem Hause die traurige Leere ausfüllen, die der Tod des Vaters zurückließ. Ich übernahm es, für die Tante zu sorgen, und ich vermag es, Dank der Anstellung, die mir Rosa verschaffte. Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen sind mit Theresen zu Grabe gegangen. Meine Geschichte endet mit ihrem Tode. Seit damals verfließen die Tage farblos, und nur wenn ich Rosa besuche, die jetzt mit der Mutter in der Zurückgezogenheit eines Landhauses lebt, und

wenn ich mit ihr von alten Zeiten spreche, wird ihre Einförmigkeit auf melancholische Weise unterbrochen. — Ich sorge für die Tante, und das ist der Zweck meines Lebens.

Anhang.

West-östliche Geschichten

aus der neuesten Zeit.

Die Frau Consulin.

1.

Die Geschichte, die wir in den nachfolgenden Blättern erzählen, spielt zu Ende der vierziger Jahre in einer der größten Städte der asiatischen Türkei. Der entfernte Schauplatz, so wie das Interesse der betheiligten Personen sind Ursache, daß sie in Europa höchstens im kleinen Kreise der nächsten Anverwandten bekannt worden. Die Namen, die wir gebrauchen, sind rein erdichtet und die Leser würden dem Verfasser einen Gefallen thun, wenn sie aus dem Klange derselben selbst nicht auf die Nationalität der auftretenden Personen schließen wollten.

In jener berühmten und uralten Stadt, die auf der großen, ins Innere Asiens führenden Straße und an der Grenze zwischen dem blühendsten Lande und der großen Wüste liegt, war eben die erste Karavane

dieses Jahres aus dem mittelländischen Hafen angekommen. Das Glockengeläute der Kameele, das in der reinen Luft aus so weiter Ferne hörbar ist, und fast so lieblich klingt, wie die melodischen Glocken europäischer Dorfkirchen, hatte sie schon angekündigt, als sie im unendlichen Zug den eine viertel Meile von der Stadt entfernten Berg, durch die Gänge des herrlichen Pinienwaldes, herabstiegen. Aus allen Häusern eilte man herbei; denn die Ankunft der ersten Frühlingskaravane ist ein Fest für die ganze Stadt. Der Kaufmann erwartet Gewinn bringende Waaren aus Frenkistan, die Frau neuen Putz und der Müssiggänger Neuigkeiten aus der Ferne, an denen die Wintermonate so arm sind. Die Männer, welche Nargileh und Tshibuk rauchend auf ihren Teppichen vor der Thüre liegen, ziehen sich in die weite Marmor-gepflasterte Vorhalle zurück, denn die Kameele, so musterhaft ruhig und ordentlich während der Reise, werden, in der Stadt angekommen, — wild und ungezogen, treten Alles nieder und beißen nach rechts und links. Die Neugierigen und Betheiligten versammeln sich vor dem großen Hofe der Karavanserai, oder in den säulengetragenen Gallerien die ihn umgeben, und wie das Glockengeläute immer näher kommt, und endlich der Esel, der unermüdliche,

immer gleichmüthige Führer der Kameelreise an der Biegung der Straße erscheint, erhebt sich Jauchzen und Jubelgeschrei. Mit wilden Sprüngen eilen die Schiffe der Wüste ihrem Hafen zu; neben ihnen, der drohenden Unordnung zuvor zu kommen, keuchen ihre Führer und Treiber, dunkelbraue Araber aus Bagdad und ebenholzschwarze Aethiopier. In weiten Zwischenräumen sitzen im Sattel der stolz blickende Kaufmann aus Arabistan, der Perser mit roth gefärbtem Barte in blauer Tunika und himmelhoher Schaffellmütze, der bescheiden aussehende, aber klug und wachsam blickende Armenier, im weiten dunkeln Kaftan.

Trotz der Lebhaftigkeit und Buntheit eines solchen Schauspiels, wandte sich die Aufmerksamkeit der Menge doch einem weit einfacheren Anblicke zu, denn er war ein ungewohnter. Auf einem der Kameele saß ein junger Europäer in leichtem Reiserocke und breitkrämpigen Frankenhut. Ueber seinen Rücken hing ein schönes Doppel-Gewehr aus Lüttich, das sich des Beifalls der Anwesenden besonders zu erfreuen hatte. Von orientalischer Tracht hatte er nur den Shawl angenommen, der um seinen Leib als breiter Gürtel gewunden war, in dessen Falten zwei zierliche Pistolen mit geschnitzten Kolben staken. Mit dem ersten Schritte in den Hof warf sich sein Kameel auf die

Knie und der Reisende, dieser Sitte des Thieres noch ungewohnt, wäre über den Kopf desselben hinweg geflogen, wenn ihn nicht ein stämmiger Neger aufgefangen und aufrecht erhalten hätte. Das Publikum lachte über die Ungeschicklichkeit des Franken und knüpfte daran manche freundliche und manche spöttische Betrachtung über Aussehen, Waffen und Kleider des jungen Mannes. Aber es fühlte sich etwas betroffen, als der Fremde über die Bemerkungen lächelnd, sich plötzlich umwandte, und im guten Arabisch nach dem Hause des — — — schen Consuls fragte. Wie um ihre Unart gut zu machen und sich gefällig zu zeigen, antworteten nun alle Anwesenden auf Einmal, indem sie sämmtlich nach Einer Richtung hindeuteten. Der junge Mann verstand kein Wort in dem Lärm, bis ein Greis Stillschweigen gebot und sagte: „So eben habe ich Ibrahim, den Sais des Consuls hier gesehen. Ibrahim! Ibrahim! wo ist er?" rief er in die Menge! —

„Ibrahim, Ibrahim, wo bist Du?" scholl es sogleich von hundert Lippen.

Aus dem Gedränge trat ein hoher magerer Araber. „Was willst Du?" fragte er den Franken.

„Führe mich zum Consul."

„Wohl, Herr."

Der Franke vertheilte einige Münze an die Diener der Karavane, übergab sein Gepäck zweien Lastträgern und Ibrahim sein Gewehr, das dieser stolz über den Rücken warf.

Der Ruhm der Stadt, durch deren Gassen der junge Reisende jetzt an der Seite des Arabers wanderte, reicht in die entferntesten biblischen Zeiten zurück; sie spielte eine Rolle unter den Römern, und wurde in der glänzendsten Epoche des Chalifats mit den großartigsten Gebäuden arabischen Stiles angefüllt. Selbst die Privathäuser zeugen noch von der entschwundenen Pracht und tragen jenen Stempel orientalischer Schönheit, die der enttäuschte Reisende in zwanzig andern Städten des Ostens vergebens sucht. Der junge Franke, wie er durch die schönen Gassen wanderte, schien das Gesicht eines Künstlers, das er trug, Lügen zu strafen; denn er ging an den herrlichsten Moskeen, an den prächtigsten Säulengängen, an den eigenthümlichsten Façaden vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Das muß uns um so mehr auffallen, als wir wissen, daß der Zweck seiner Reise kein anderer war als der, die Geschichte arabischer Völker und ihrer Kunst zu studiren. Zur Zeit schienen ihn aber ganz andere Gedanken zu beschäftigen. Vor sich hinbrütend merkte er es kaum,

daß er die Stadt bereits verlassen und zwischen zerstreueten Landhäusern dahinschritt, und daß ihn Ibrahim fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtete. Endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und zu seinem Führer gewandt, fragte er:

Du bist der Diener des Consuls?

Nein, Herr, antwortete Ibrahim trocken.

Nicht? fragte der Europäer erstaunt. — Die Leute haben dich doch so bezeichnet.

Was wissen die Leute! rief Ibrahim und zuckte höhnisch mit der Oberlippe; — es sind das dumme Leute aus der Stadt! Ich bin ein freier Araber aus der Wüste, Ibrahim vom Stamme der Beni-Zegri, die niemals gedient haben.

Der Franke sah wie der Araber sein Haupt stolz zurückwarf. Wie kommt es aber, fragte er weiter, daß dich die dummen Stadtmenschen des Consuls Diener genannt haben?

Ich lebe in seinem Hause, das ist Alles, antwortete Ibrahim; er ist ein Freund unseres Stammes und die Beni-Zegri sind seine Freunde. Wenn er in die Wüste kommt, übernachtet er in unsern Zelten und wenn Einer vom Stamme in die Stadt kömmt, herbergt er in seinem Hause. Der Consul ist unser Bundesgenosse, er hat uns vor Vernichtung

bewahrt, als wir mit den Beni-Medi im Kriege waren, und der Pascha und die Drusen sich von ihnen erkaufen ließen und ihre Partei nahmen. Wir haben dem Consul drei der herrlichsten Stuten Arabistans verschafft, und um sie nach unserer Weise zu pflegen und dem Consul einen Liebesdienst zu erweisen, verweile ich nun seit dreißig Monaten in seinem Hause. Effendim, rief der Araber aus, es war nicht leicht dem Consul die drei Stuten zu liefern. Nur eine war in unserm Besitz, die zweite weidete am Frat und mußte gestohlen werden, und um die dritte führten wir einen vierzehntägigen Krieg, denn sie gehörte einem mächtigen Scheich, der sich den Bart ausraufte als er sie uns abtreten mußte. Sie trägt zwei der kräftigsten Amulette, die sie vor jeder Krankheit und vor dem bösen Blick bewahren und ihr Stammbaum reicht bis in die Zeiten Omars, das wirst du gleich an der Korallenschnur erkennen, die sie am Halse trägt. Effendim, du wirst dich, wenn du sie siehest, zum höchsten Lobe hingerissen fühlen; aber ich beschwöre dich, unterdrücke jedes Wort des Lobes und schweige bei ihrem Anblick. Denn die bösen Geister, die die Luft erfüllen, fangen gern ein Wort des Lobes auf und verwandeln es in Fluch. Das Thier athmet es ein als bösen Luftzug, oder weidet es ab,

als ein schädlich Kraut, oder findet es als giftigen Pilz an seiner Krippe im Hofe. Wenn du also meinen Herrn liebst, so schweige beim Anblick der Stute. Sie heißt Zaïre, um die wir den Krieg geführt haben. Ein Sprichwort sagt: Für drei Dinge nimmt der Mensch das Schwert in die Hand: für Weib, Gold und Land. Wenn das Sprichwort nichts vom Pferde sagt, so will es doch verstanden haben, daß man sich für ein Pferd wie Zaïre so gut schlagen kann, wie für ein Weib. Ja, das ganze Sprichwort ist auf das Pferd anwendbar; man liebt es wie ein Weib, es hat Goldes Werth und verschafft die Herrschaft über das Land.

Das Geplauder des Arabers hatte das Gute, daß es den Franken aus dem, seinem Führer verdächtigen Hinbrüten herausriß. Es hätte dem Fremden seiner localen Färbung wegen sogar gefallen, wenn nicht im Gesichte des Redners etwas versteckt gewesen wäre, das selbst, bei den poetischsten Redeformen ein unheimliches Mißtrauen einflößte. Der Fremde hielt es doch für schicklich, das Gespräch fortzusetzen und sich nach dem Befinden des Consuls, seines Bundesgenossen, zu erkundigen.

Allah sei gepriesen, rief der Araber aus, indem er beide Hände erhob und einen Moment stille stand,

Allah sei gepriesen, er befindet sich wohl. Sein Leib steht in Blüthe und sein Geist erhebt sich zum Himmel. O, dieses Land ist der Boden, in dem er gedeihen muß wie eine Palme, denn hier ist seine Heimath. Er ist so gut wie ein Muselmann, er ist ein Araber. Er liebt die Wüste, er liebt die Stämme, er spricht unsre Sprache, er kennt das Buch, wie ein Imam und er lebt nach unsern Sitten. Dies Eine hofft meine Seele mit Gewißheit, daß er als ein Gläubiger stirbt und in's Paradies des Propheten eingeht. Du triffst ihn nicht im Hause; er ist auf der Leopardenjagd im Gebirge, aber betrübe darum deine Seele nicht, denn er kehrt vor Sonnenuntergang wieder. Siehst du dort in der Ferne sein Haus, es ist das letzte von allen Häusern und steht am Eingange in die Wüste; denn er liebt die Wüste und hat nichts von den Stämmen zu fürchten, die ihn verehren als einen Weisen; er tauscht uns unser Geld aus, er nennt uns die Märkte, wo wir kaufen und verkaufen sollen und er spricht ein gutes Wort für uns beim Pascha und schreibt Briefe an den Vezier in Stambul. Er sei gesegnet.

Der Franke wußte sehr wohl, daß es im Orient für unschicklich gelte, sich auch nach den Frauen zu erkundigen; doch konnte er nicht umhin, auch die

Worte: Und wie geht es dem Weibe des Consuls? kurz und schnell auszustoßen.

Pschach, rief Ibrahim und begleitete den Ausruf mit einer Handbewegung, die beinahe Mißachtung verrieth, die gehört nicht in dieses Land.

Der Reisende erschrak über Ton und Ausdruck dieser Worte. Es war ihm, als erzählten sie eine ganze Geschichte. Arme Emilie, seufzte er unwillkürlich vor sich hin und versank wieder in sein voriges Schweigen. Bilder früherer Zeiten zogen an seinem Geiste vorüber und im Vordergrunde all' dieser Bilder ein kleines lockenköpfiges Mädchen oder eine kaum aufgeblühte Jungfrau, Emilie und an ihrer Seite all' die liebsten Gestalten seiner Jugend und seines Vaterhauses. Denn die jetzige Frau des ... schen Consuls in der orientalischen Stadt war mit ihm in demselben Hause, auf demselben Hofe, im selben Garten, bei denselben Spielen herangewachsen. Das kleine zarte Geschöpf, die Tochter eines armen Beamten, war der Liebling seiner guten Mutter und immer sein Schützling gewesen. Sie gehörte gewissermaßen mit zu der reichen und angesehenen Familie seines Vaters, des Geheimenrathes von Rose. Während nun der junge Eduard von Rose, an der Seite seines arabischen Führers, zwischen Aloen, die am Wege

blühten, am Rande eines Palmenhaines, dem einsam gelegenen Hause, am Eingange der Wüste, entgegenschritt, dachte er an den kleinen Garten des Hauses, das in der Hauptstadt eines nordischen Reiches liegt, an längst verschollene Familienfeste, an Schnee und Weihnachtsbäume und an ein blondes Kind, welches er in wenigen Minuten als Frau eines ihm unbekannten Mannes, so fern von der Heimath, unter so fremdem Himmel, in so veränderten Verhältnissen, wiedersehen sollte.

Sein Herz klopfte, als sie in den großen Vorhof kamen, und sein Schritt schwankte fast, als er seinem Führer folgend, aus dem Vorhof in die große kühle Marmorhalle, und aus der Marmorhalle in den üppig blühenden Garten voll tropischer Gewächse, murmelnder Cascaden und schattiger Lauben trat. Ibrahim deutete nach einer dieser Lauben, in welcher eine zartgeformte, etwas blasse Frau träumend oder in Gedanken vertieft auf einem Divan lag. Eduard erkannte sie auf den ersten Blick, er näherte sich leise und ohne noch zu wissen, wie er die Frau Consulin ansprechen sollte, entschlüpfte seinen zitternden Lippen ein leise gehauchtes: Emilie!

Die junge Frau blickte auf, stieß einen Schrei aus, und warf sich mit dem Ausrufe „Eduard,

Eduard!“ in seine Arme. Aber plötzlich besann sie sich, sank auf das Sopha zurück und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Eduard ergriff ihre Hand, setzte sich schweigend zu ihr und betrachtete gerührt die junge Frau, die sich alle Mühe gab, das krampfhafte Schluchzen zu unterdrücken und ihn unter Thränen mit Lächeln anzublicken.

Beruhige Dich, — Beruhigen Sie sich, redete er ihr zu, indem er sich nur schwer zurückhielt, ihr mit der Hand über den schönen blonden Scheitel zu streichen. Emilie lächelte zu seinem Versuche, sie mit einem höflichen „Sie“ anzusprechen, und als ob sie ihm diesen Verrath an der traulichen Kinderzeit verweisen wollte, sagte sie kaum vernehmbar: Die ganze alte Zeit, die ganze Heimath kommen mir mit Dir.

Damit war der Bann gebrochen und Emilie fragte und Eduard erzählte. Aus ihren Seufzern, aus ihren Ausrufungen, mit denen sie seine Erzählung, bei jeder Erinnerung an einen Bekannten, an irgend eine geliebte Stelle in der Heimath begleitete, erkannte er bald, daß an diesem Gemüthe eine tiefe Sehnsucht nach dem Vaterlande und ein schmerzliches Bedauern alter Zeiten nagte.

Erst nach langer Zeit bemerkte sie, daß Ibrahim noch immer so dastand, wie er, mit dem Doppelge-

wehr in der Hand, gleich einer bewaffneten Wache, bei der Ankunft Eduard's stehen geblieben war, und daß sein Blick düster und beobachtend auf ihnen ruhte.

Emilie machte ihm ein Zeichen. Der Araber wandte sich unwillig und ging in's Haus, nicht ohne noch einige Male rückwärts zu blicken. Da hast Du den Orient, sagte sie lächelnd zu Eduard. Der Bursche da hält es für seine Pflicht, mich so oft ich Besuch erhalte, zu beobachten, und sucht den Wächter zu ersetzen, den mir, ihm unbegreiflich, mein Mann nicht geben will. Heute Abend wird er über unser Wiedersehen treuen Bericht erstatten.

Es scheint ein sehr anhänglicher Diener, sagte Eduard.

Fürchterlich anhänglich, antwortete Emilie. Er würde mich, wenn es sein Herr befiehlt, mit so leichtem Herzen erdrosseln, wie man ein Blatt vom Baume reißt. Er haßt mich eben so sehr, als er seinen Herrn vergöttert, und das nur darum, weil ich fränkisch bleibe und er mir anmerkt, daß mich der Aufenthalt in diesem Lande unglücklich macht. Seinen Herrn aber verehrt er, wie ihn alle Araber verehren. Denn Pascal ist leider ganz und gar Orientale geworden. In seinem Herzen ist jede Erinnerung

an die Heimath verwischt. Er verachtet, was europäisch ist, als unnatürlich und gekünstelt und so hat er auch nicht den geringsten Sinn, nicht das geringste Mitleid für meine Sehnsucht, wieder heim zu kehren.

Seine Pflicht, seine Stellung hält ihn hier wohl fest, entschuldigte Eduard.

Nein, nein, das ist es nicht, erwiderte Emilie mit einiger Heftigkeit. Wollte er nicht die Vortheile bewahren, die ihm der hiesigen Regierung gegenüber sein Consulat sichert, er hätte es längst aufgegeben, um die letzte Verbindung mit der Heimath abzubrechen. Er hat große Reichthümer in seinem Verkehr mit den Arabern und mit den Paschas gesammelt und wir könnten in Europa ein höchst behagliches Leben führen; aber daran ist leider nicht zu denken. Nur im hiesigen Treiben findet mein Mann seine Befriedigung, und es wäre ihm unmöglich, den ungeheuren Einfluß aufzugeben, den er auf die ganze Bevölkerung, auf viele Meilen in der Runde ausübt. Er ist mächtiger als der Pascha, dem nur die Stadt gehorcht, während die Völker der Wüste seinem Worte lauschen, wie dem Worte eines Heiligen. Er gilt ihnen für einen Muselmann, und wenn er sich als solchen noch nicht bekannt hat, so unterläßt er es, nach ihrer Meinung, nur aus Klugheit, um das Amt,

das ihm der Christenkönig anvertraut hat, nicht zu verlieren und um so den Gläubigen nützlicher sein zu können. Wie ich aus mancherlei Reden im Hause entnehmen konnte, lebt er auch, wenn er sich in der Wüste bei seinen Freunden befindet, ganz nach ihren profanen und religiösen Gebräuchen, macht die heiligen Waschungen und Gebete mit, fastet mit ihnen und enthält sich verbotener Speise und Getränke.

Emilie brach plötzlich ab, sie erschrak über den Ton der Anklage, in dem sie von ihrem Manne sprach. Schweigend blickte sie wieder vor sich hin und ließ Eduard Zeit, aus ihrem Gesichte jahrelange Leiden herauszulesen. Er seufzte, als sie wieder begann: Mißdeute es nicht, daß ich so von meinem Manne spreche. Seit Jahren bist Du der Erste, vor dem ich mein Herz ausschütten kann. Es wäre ein Verbrechen an unserer glücklichsten Jugendzeit, wenn ich vor Dir etwas verschwiege, wenn ich mich vor Dir stärker oder glücklicher zeigen wollte, als ich bin. Sind wir nicht wie Bruder und Schwester aufgewachsen? Sind wir nicht —

Hier unterbrach sich Emilie, und eine liebliche Röthe flog über ihr Gesicht. Eduard schlürfte schweigend den Kaffee, den Ibrahim mit dem Tschibuk ge-

bracht hatte, aber an den starken Rauchwolken, die er vor sich hinblies, hätte man die Aufregung seines Gemüthes zu erkennen vermocht. Er rauchte, als ob er sich berauschen und allerlei Gedanken, deren manche wie Vorwürfe und Gewissensbisse gestaltet waren, verscheuchen wollte. Deine Schuld, sagte er sich, ist dies ganze Unglück. Ueber todter Wissenschaft, über zerstreuenden Reisen hast du dieses holden Geschöpfes, das dir von Kindheit an angetraut war, vergessen und hast es allen den bösen Schicksalen preisgegeben, die sich eines armen, hülflosen Mädchens bemächtigen können. Du hast sie an einen Mann, den sie nicht kannte, und in weite fremde Ferne verkaufen lassen, diese arme Blume, die nur im heimischen Boden gedeihen konnte.

Er nahm ihren Arm und bat sie, ihm die Herrlichkeiten ihres Gartens zu zeigen. Es ist prächtig hier, sagte er, als sie im Schatten der Palmen hingingen, an Wasserbecken vorüber, in denen sich Lotosblumen wiegten, und an wachsenden Wänden hin, die von den glühenden Blumenkelchen der Aloe bedeckt waren. Das, fügte er lächelnd hinzu, kann Dir unsere sandige Heimath im Norden doch nicht bieten. Jede Königin Europa's müßte Dich um dieses Paradies beneiden.

Ach, erwiderte Emilie, mit einem fast verächtlichen Achselzucken, jeder Hagebuttenstrauch daheim ist mir lieber, und an die kümmerlichen Föhren vor dem Jägerhause, unter denen wir so oft unsere Milch genossen, denke ich unter diesen Palmen, o, wie oft, mit Sehnsucht zurück. Eduard, Du hast keine Vorstellung, wie sehr man selbst unsere kalten Winter lieben kann. Wenn hier im December die Sonne scheint, schöner und glühender als bei uns im Juli, denke ich mit Wehmuth an die Zeit zurück, da ich halb erfroren und in Mäntel gehüllt durch die schneebedeckten Gassen, von Laden zu Laden eilte, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Erinnerst Du Dich noch der Brieftasche, die ich Dir zum letzten Male schenkte, in dem Jahre, ehe Du auf die Universität gingst, um nicht zurückzukommen?

Eduard griff nach der Brusttasche, wie um Etwas hervorzulangen, zog aber schnell die Hand wieder zurück und sah Emilien an, ob sie die Bewegung bemerkt hatte. Gewiß, gewiß, liebe Emilie, antwortete er etwas verlegen; gewiß erinnere ich mich: das kleine braune Ding muß sich noch unter meinen Sachen finden, die ich von Paris aus nach Hause geschickt habe.

Damit war Emilien Gelegenheit gegeben, sich

in alte Erinnerungen zu vertiefen, und sie that es mit solcher Lebhaftigkeit, daß Beiden der Nachmittag verging, ehe sie es bemerkten. Erst als die Diener in der Nähe des Hauses unter einer Laube das Abendessen vorbereiteten, erwachte Emilie wie aus einem Traume und fast erschrocken rief sie aus: Jetzt muß Pascal bald wiederkommen.

Ihr Jugendfreund that, als ob er das Gefühl, das sich bei diesen Worten in ihren Zügen äußerte, nicht bemerkte. Ich bin sehr begierig, sagte er, wie mich Herr Pascal aufnehmen wird. Ich meinerseits hatte von jeher vor seinen Leistungen auf dem Gebiete orientalischer Forschungen großen Respect. So tief ist noch keiner unserer Landsleute in den Geist und in die Geschichte des Morgenlandes eingedrungen. Aber nun komme ich als eine Art Rival und werde ihm außerdem als ein unerfahrener Anfänger, und höchstens als ein grüner Stubengelehrter erscheinen müssen. Ich bin darauf gefaßt, daß er mich etwas von der Höhe herab ansehen wird.

Da kannst Du unbesorgt sein, erwiderte Emilie, Du bringst einen Brief des Königs und des Ministers, das sichert Dir jedenfalls eine gute Aufnahme, denn Pascal ist ein ganz loyaler Unterthan und hält was darauf, seine Regierung immer in gutem Humor

zu wissen. Und was die Rivalität betrifft, so hat er jeden wissenschaftlichen Ehrgeiz, jede Lust, in Europa, das er verachtet, als Gelehrter zu glänzen, längst aufgegeben. Ich bin überzeugt, daß er Dich in Deinen Studien hier auf jede mögliche Weise unterstützen wird. Das muß man Pascal nachrühmen, daß er die kleinliche Eifersucht nicht kennt; — die Eifersucht des Gelehrten, meine ich, fügte Emilie lächelnd hinzu. Was die andere betrifft, so habe ich bis jetzt, in meiner Einsamkeit, noch keine Erfahrungen machen können. Bis jetzt war nur Ibrahim für ihn eifersüchtig, der es nie verwinden konnte, wenn ich mich vor Besuchern ohne Schleier zeigte, oder mit durchreisenden Europäern am selben Tische aß.

Ibrahim war nicht unter den Dienern, die eben vor dem Hause beschäftigt waren. Er befand sich in diesem Augenblicke auf dem Wege, der nach dem Gebirge führte, und auf dem sein Herr zurückkehren mußte. Die Sonne war im Sinken, als dieser auf seinem Rosse dahergetrabt kam und mit einiger Ueberraschung Ibrahim auf seinem Wege fand.

Giebt es was Neues im Haus, fragte er?

Ja Herr; es ist ein Gast angekommen.

Was für ein Gast?

Ein Franke.

Ein Franke, aus meinem Lande?

Ich glaube, denn er spricht die Sprache Deines Weibes.

Aber was treibt Dich, mir entgegen zu kommen und mir die Nachricht, so fern vom Hause, mitzutheilen?

Ibrahim schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Der faule Schäfer, der da schläft, ist so schuldig wie der Wolf.

Was soll das? rief der Consul, indem er seine braune Stirne unter dem weißen Turban zusammenzog.

O, Herr, fuhr Ibrahim fort, nichts auf Erden gleicht dem Manne so wenig, wie das Weib.

Warum? Was soll das einfältige Wort?

Hat sie ihn doch empfangen wie einen Bruder oder Vater! Wem wirft man sich sonst an's Herz? Und er ist nicht ihr Bruder und nicht ihr Vater.

Es ist Eduard, murmelte der Consul vor sich hin und gab dem Pferde die Sporen, daß es wild ausgriff. Ibrahim lächelte und lief keuchend nebenher. Sein Herr aber hielt einige hundert Schritte von dem Hause sein Pferd an und ließ es nun langsamen, leisen Schrittes auf dem grasbewachsenen

Rande des Weges weiter gehen. Geräuschlos ritt er in den Hof ein, stieg ab, und stellte das Pferd selbst, ohne einen Diener zu rufen, an seine Stelle. Dann ging er kaum hörbaren Trittes in's Haus und durch die Halle.

2.

Einige Augenblicke stand der Consul am Eingange des Gartens und betrachtete das lustwandelnde Paar, ohne selbst bemerkt zu werden. Ein hübscher Junge, murmelte er. Ganz so, wie sie in den Thee-Gesellschaften Glück machen. Dann legte er sein Gesicht in freundliche Falten und trat lächelnd in die Allee.

Mein Mann! rief Emilie fast erschrocken.

Herrn Pascal zuckte es um die Lippen. Doch unterbrach er sein Lächeln nicht und nahm die Begrüßung Eduards freundlich entgegen. Nach kurzem Gespräche holte Eduard seine Empfehlungsschreiben, die der Consul mit großer Ehrfurcht erbrach und las. Der Wunsch Sr. Majestät, sagte er, als sie schon am Tische beim Nachtessen saßen, Sie in Ihren Arbeiten zu unterstützen, ist mir immer Befehl. Doch bedurfte es dieses Mal keiner Empfehlung. Ich kenne Sie und Ihre Familie seit lange. Ihre Fa-

milie aus der Zeit, da ich das letzte Mal zu Hause war, um mich zu verheirathen, Sie aus den Erzählungen meiner lieben Frau, deren liebste Beschäftigung es ist, sich an die Heimat und die zurückgelassenen Freunde zu erinnern. Ich weiß, sagte Herr Pascal auf die gleichgültigste Weise von der Welt, — ich weiß, daß Sie ihr liebster Jugendfreund gewesen, daß Sie sich auf's freundlichste von frühester Zeit an ihrer angenommen, und ich werde mir alle Mühe geben Ihnen die Dankbarkeit zu zeigen, die solche Freundlichkeit verdient.

Herr Pascal versprach seinem Gaste, ihn bei seinen Forschungen auf Wege zu leiten, die, wie er glaubte behaupten zu dürfen, allen Europäern bisher unbekannt oder unzugänglich seien, und schon in den nächsten Tagen zeigte es sich, wie sehr er entschlossen war, Wort zu halten. Es verstand sich von selbst, daß Eduard im Hause wohnen blieb, denn so ist es Sitte in den entfernten Städten des Orients, daß die Vertreter der verschiedenen Staaten ihre Landesangehörigen bei sich beherbergen. Außerdem war ja Eduard gewissermaßen ein Milchbruder der Frau Consulin, ein Mitstrebender in derselben Wissenschaft, in der sich Herr Pascal einen Namen gemacht, und endlich war er vom Könige selbst dringend empfoh-

len. Das Zimmer, das ihm übergeben und von Emilien mit aller orientalischen Bequemlichkeit und mit aller occidentalischen Sorgfalt eingerichtet wurde, füllte Herr Pascal mit Papieren, welche die höchst kostbare Ausbeute jahrelanger Studien enthielten. Umsonst protestirte Eduard; er wollte sich nicht mit fremden Federn schmücken: er wollte nicht das Verdienst so tiefer und gründlicher Arbeiten für sich und zu seinem Ruhme ausbeuten. Consul Pascal hatte da Material zu einer kleinen Bibliothek aufgehäuft, das ihm bei geringer Mühe einen Namen machen konnte, der ihn unter die ersten Männer seines Faches stellen mußte. Zu solchen Bemerkungen lächelte Herr Pascal nur. Er habe weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, meinte er, und ihm liege im Grunde nicht viel daran, ob Europa vom Oriente, den es seiner Meinung nach doch nimmer verstehen, aber ewig verkennen werde, Etwas mehr oder weniger wisse. Sie, junger Mann, fuhr er fort, der Sie noch Ehrgeiz und Streben haben, Sie müssen, wenn Sie klug sind, dergleichen Gelegenheiten benutzen und es als Gewissenssache betrachten, eine Fundgrube, wie sie meine Arbeiten zu nennen belieben, auszubeuten, da diese Arbeiten sonst unbenutzt zu Grunde gehen würden.

Mit dieser Großmuth begnügte sich der Consul noch nicht. Nach einigen Tagen stellte er Eduard verschiedenen Scheichs und Imams vor, welche er ihm als die Gelehrten des Landes und in die Geschichte desselben Eingeweihtesten bezeichnete. Das Mißtrauen, mit welchem diese den jungen Franken aufnahmen, wußte sein Gastfreund mit wenigen Worten zu heben und sie wurden mittheilsam, wie sie es, Herrn Pascal ausgenommen, vielleicht noch nie gegen einen Christen gewesen. Ebenso wußte der Consul seinem Gaste alle Thore der Paläste und heiligsten Moskeen zu öffnen, und Eduard, der die arabische Baukunst studiren und Zeichnungen machen sollte, Zutritt und stundenlangen Aufenthalt in denselben zu verschaffen. Eduard war gerührt von so großer Zuvorkommenheit, die er um so mehr anerkannte, als er sich neben dem großen Wissen, das sein Gastfreund zu seinem großen Erstaunen immer mehr und mehr vor ihm erschloß, so recht als Schüler und Anfänger fühlen mußte. Wenn ihm in Gesellschaft des Herrn Pascal auch nie vollkommen heimisch wurde, wenn ihm auch manchmal, besonders auf Spaziergängen, auf denen sie Emilie begleitete, des Ausdruck seines Gesichtes mißfiel und ein gewisses Mißtrauen einflößte, so schrieb er das doch

nur dem Umstande zu, daß Emilie, seine geliebte Jugendfreundin, an der Seite dieses Mannes nicht glücklich war, und er mußte sich gestehen, daß er vor dem Geiste und der tiefen Gründlichkeit dieses Gelehrten und vor seiner großen Anspruchslosigkeit Achtung empfinde.

So vergingen Tage und Wochen. Die Bewohner des Hauses am Rande der Wüste sahen sich meist nur gegen Abend, wenn sie im Garten bei Tische zusammenkamen, dann bei Sonnenuntergang Spaziergänge in der Umgegend machten und die erste Hälfte der Nacht auf Polster gelagert auf dem platten Dache zubrachten. Diese Nachtstunden waren die angenehmsten. Eduard konnte den herrlichen Himmel mit den glänzenden Sternen, die hier der Erde näher schienen, mit dem dunkel glühenden Horizonte, der die Wüste einfaßte, nicht genug bewundern und es war, als ob Emilie mit seinen Augen sähe, denn sie gestand es, daß sie jetzt erst in der Natur des Landes, von ihm geleitet, Schönheiten entdeckte, die sie durch so viele Jahre gar nicht bemerkt hatte. Ueberhaupt war in der kurzen Zeit eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie blühte auf wie eine Blume, die von einem dumpfen Platze auf eine sonnige Stelle verpflanzt worden.

Ihre blassen Wangen rötheten sich und Eduard erkannte nach und nach das heitere Wesen wieder, das er in seiner Jugend geliebt hatte. Der erste Eindruck, den sie ihm bei seiner Ankunft gemacht, der Gedanke an einen tiefen Kummer in ihrem Herzen, wurde allgemach durch ihre gegenwärtige Heiterkeit und durch die friedliche Stimmung, die im Hause herrschte, verwischt. Die Befangenheit, die er ihres Kummers willen, sowohl ihr als Herrn Pascal gegenüber empfunden, verschwand und er lächelte über die Entschlüsse, die er damals gefaßt hatte, zwischen sich und Emilien eine gewisse förmliche Freundschaft als Schranke aufzustellen und alle Vorsicht zu gebrauchen, um sie, die eines liebenden Herzens bedurfte, zu verhindern, daß sie sich ihm, dem Jugendfreunde, nicht mit größerer Leidenschaft zuwende. Sonderbarerweise sprach sie jetzt auch weniger von der Heimat, die ungeheure Sehnsucht schien befriedigt und hätte Eduard, der schöne, liebenswürdige junge Mann, etwas mehr Eitelkeit besessen, hätte er, nur etwas geckenhaft, mehr an die Genugthuung, von einem so liebenswerthen Geschöpfe geliebt zu werden, als an ihr Wohl gedacht, er würde sich gesagt haben, daß Emilie ihre ganze Heimat, daß sie Vaterland und Vaterhaus in ihm gefunden habe. Aber unbefangen

plauderte er mit ihr und Herrn Pascal; unbefangen gab er ihr auf Spaziergängen den Arm, während der Gate daneben, oder in Gedanken vertieft, allein und von dem jungen Paare getrennt, daherging.

Wir wissen nicht, ob Herr Pascal zur Zeit die Veränderung in Emiliens Wesen dem wahren Grunde zuschrieb; wir wissen nur, daß es ein anderer Bewohner des Hauses wirklich gethan. Als Herr Pascal eines Tages aus der Stadt heim kehrte, begann Ibrahim, der ihn begleitete, plötzlich also: Hast Du beobachtet, Herr, wie Dein Weib jetzt blüht und heiter ist?

Die Weiber wechseln nach Laune.

Das Weib, sagte Ibrahim, blüht auf am Rande der Sünde, wie ein Baum am Rande der Quelle.

Schweig! befahl der Consul.

Und Ibrahim schwieg, schwor sich aber zu wachen.

Niemand wachte besser als Herr Pascal selbst, und trotz dem Befehl, der Ibrahim's Bemerkungen kurz abschnitt, bestand von diesem Augenblicke an zwischen dem Diener und dem Herrn ein neues, auf Eduard und Emilien bezügliches Einverständniß.

Kein Wort, keine Geberde entging den beiden Lauschern.

Am Abend desselben Tages, da Ibrahim seine Bemerkung gemacht hatte, fing Herr Pascal von den Arbeiten Eduards zu sprechen an und hielt ihm die Nothwendigkeit vor, noch diese und jene Stadt des Orients zu besuchen. Emilie erblaßte bei dem Gedanken an die Abreise, sie erschrak noch mehr als sie den Blick bemerkte, welchen ihr Gatte über ihr erblassendes Gesicht hinfliegen ließ. Sie sah bei Seite und da stand, als aufwartender Diener, mit verschränkten Armen, Ibrahim, der aus den Mienen zu erkennen schien, was vorging und Emilien mit stechendem Auge betrachtete. Es war ihr, als säße sie da zwischen zwei ergrimmten Feinden in einem Zauberkreise, aus dem sie sich nur retten könnte, wenn sie sich Eduard in die Arme warf. Sie begann am ganzen Leibe zu zittern, eine namenlose Angst ergriff sie, und mit einer Entschuldigung stand sie auf, und schwankte in eine der dunkelsten Alleen des Gartens. Herr Pascal lächelte auf unaussprechliche Weise. Eduard bemerkte es und die Bedeutung der Scene wurde ihm klar. Schnell gefaßt, nahm er das Gespräch wieder auf, versichernd, daß er von

dem Gesagten durchdrungen sei, und sich nächstens auf die Reise machen werde.

Der Consul verstand ihn; aber er erschrak, sich eine Blöße gegeben zu haben. Eduard hielt ihn für eifersüchtig, und er kam sich lächerlich vor. Daher bemerkte er freundlich, daß seine Worte nicht so gemeint seien, daß vielmehr Eduard in dieser Stadt noch viel zu thun habe, und daß er sich die Weiterreise am liebsten so weit als möglich hinausgeschoben denke.

Um Eduard noch mehr von möglichen Vermuthungen abzulenken, ersuchte er ihn, doch nachzusehen, was seine Frau habe und ihr für den Abend seine Gesellschaft zu schenken, da ihn dringende Geschäfte nach der Stadt riefen.

Eduard erhob sich und folgte Emilien. Er fand sie auf einer Rasenbank sitzend, das Gesicht in beide Hände gedrückt.

Was hast Du, Emilie? fragte Eduard ängstlich.

Bist Du es, rief sie erstaunt, wie nach einer langen Trennung; es war als hätten ihre Gedanken in dieser kurzen Zeit einen unendlichen Raum durchlaufen. — Bist Du es? fragte sie wieder und klammerte beide Arme um seinen Nacken.

Ach, Eduard, Du weißt es nicht, welche Angst ich empfinde, wenn ich Dich mit ihm allein weiß.

Du bist kindisch, lächelte Eduard, und, fügte er ernst hinzu, ich meine, daß Du Deinem Manne Unrecht thust. Du bist nicht glücklich, das habe ich mit Kummer längst beobachtet, aber Du machst Dich dadurch noch unglücklicher.

Vielleicht hast Du Recht, antwortete sie, aber ich kann nicht anders. — Eduard, ich fürchte mich vor ihm; in ihm gehen Dinge vor, die wir nicht begreifen. Ich will es Dir nur gestehen, seit ich hier in der Einsamkeit mit ihm lebe, habe ich seinen Worten, seinen Mienen, seinem Zorn, seiner Freundlichkeit nicht einen Augenblick geglaubt. Bei jeder seiner Berührungen erbebe ich bis in's innerste Herz, das hat er bemerkt, und nähert sich mir kaum noch — aber dafür haßt er mich auch. Ja, Du wirst es mir nicht ausreden, er haßt mich. Seit Du hier bist, ist mir diese Ueberzeugung, ich weiß nicht warum, eher angenehm als entsetzlich, aber was soll aus mir werden, wenn Du wieder fortgehst? Bleibe, Eduard, ich beschwöre Dich, um Gotteswillen bleibe. Du hast mich schon einmal verlassen; ich sage Dir, was ich Dir nie sagen sollte, das ich mich immer als von Dir verlassen betrachtet habe. Dir habe ich von

Kindheit an angehört, Du aber bist in die Welt gegangen und hast das Kind zu Hause den Vormündern überlassen, die mich, die Hülflose, hieher verhandelten. Ach, wärest Du daheim geblieben, es wäre Alles anders geworden. Jetzt rette mich und nimm mich mit Dir, wenn Du nicht bleiben kannst oder ich vergehe in meiner Angst.

Liebes Kind, stammelte Eduard, ich bin sein Gast. Wisse, daß ich es ewig als ein Verbrechen an Dir und mir betrachte, daß ich Dich einst vergessen habe, — aber was kann ich jetzt als ein Ehrenmann gegen Deinen Gatten thun, der mich in seinem Hause aufgenommen und mit Güte überhäuft hat, ja, der mir nicht das mindeste Mißtrauen zeigt?

Du hast Recht, sagte Emilie mit tonloser Stimme, und ließ die Arme sinken. Ich will aushalten so lange ich es vermag, aber ich werde darüber zu Grunde gehen.

Noch in derselben Nacht wußte Herr Pascal, daß seine Frau leidenschaftlich sprechend und weinend am Halse Eduards gehangen hatte. Nur die Worte selbst hatte sein Späher nicht verstanden.

Von der Abreise war in der nächsten Zeit nicht mehr die Rede. Wenn Eduard das Gespräch darauf

brachte, schnitt es Herr Pascal mit gewichtigen Gründen, die für ein längeres Bleiben sprachen, ab; und wenn Eduard jetzt öfter als vorher mit Emilien allein im Garten umherwandelte, war jedes ihrer Worte noch überzeugender, daß er bleiben müsse. War er aber allein, so erschien ihm wieder die Pflicht abzureisen, dringender als je. Schwerlich hätte ihn Emilie länger zurückgehalten, hätte sie eine Ahnung von der Scene gehabt, die an einem dieser Abende hinter der Aloehecke, vor welcher sie mit Eduard saß, gespielt hatte. Da kniete Ibrahim und hielt Eduards Doppelgewehr in der Hand. Er wollte mehrere mal anlegen; aber seine Arme zitterten vor Wuth. Endlich faßte er sich und legte den Lauf leise auf ein Cactusblatt und schob ihn langsam vor, bis er fast die Locken Eduards, der eben Emiliens Hand küßte, berührte. In dem Augenblicke fühlte sich Ibrahim an der Schulter gefaßt. Sein Herr stand hinter ihm, machte ihm ein abwehrendes Zeichen, winkte und der Diener folgte. Leise schlichen die beiden Männer fort, ohne auch nur ein Blatt zu berühren, daß es rauschen konnte, ohne den Sand auf dem Wege knistern zu machen. Im Hause angekommen, lispelte Herr Pascal dem Araber zu: In meinem Hause darf dem Gaste, der mir von meinem Sultan

empfohlen ist, nichts begegnen. Ich weiß ein anderes Mittel.

Wenige Tage nach diesem Ereigniß, da Eduard eben aus der Stadt zurückkehrte, fand er im Hofe allerlei Pferdegeschirr ausgebreitet und Waffen an die Wand gelehnt. Die Diener waren mit Putzen und Ausbessern beschäftigt und das Ganze hatte ein so kriegerisches Aussehen, als ob ein kleiner Feldzug unternommen werden sollte.

Was bedeuten diese Vorbereitungen? fragte Eduard.

Nichts für einen Franken, antwortete Ibrahim spöttisch.

Herr Pascal, der in der Thüre stand, sagte lächelnd: Ibrahim hält alle Franken für unfähig, einen Leoparden vor den Kopf zu schießen.

Also eine Leopardenjagd? fragte Eduard.

Ja, erwiderte der Consul; sie ist vielleicht meine einzige Leidenschaft.

Sie muß höchst interessant sein, meinte Eduard, und ich möchte wohl etwas der Art mitmachen.

Der Consul zuckte die Achseln und sagte: Halb und halb möchte ich denn doch mit Ibrahim übereinstimmen; das Vergnügen kann einem Franken in der That ziemlich gefährlich werden, besonders in

dieser Jahreszeit, wo die Leoparden ihre Jungen zu vertheidigen haben.

Eduard war von dem Tone, in welchem Herr Pascal die Worte sprach, etwas beleidigt. Sie werden mir, wenn ich Sie darum bitte, sagte er, es doch nicht versagen, und mir erlauben, Sie auf Ihrer Jagd zu begleiten.

Gewiß nicht, versetzte Herr Pascal verbindlich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, bin ich gern bereit. Ich gebe Ihnen mein bestes Pferd und bitte Sie nur um die Erlaubniß, für Sie als einen Unerfahrenen, einige Sorge tragen zu dürfen. Sie müssen mir versprechen, sich ganz nach meinen Anweisungen zu benehmen.

Während des ganzen Abends ward die Jagd nicht weiter erwähnt, Herr Pascal mochte seine Ursachen haben, darüber vor Emilien zu schweigen, und Eduard ahnte, daß ihr die Mittheilung unangenehm wäre. Auch kümmerte er sich nicht weiter um die Vorbereitungen und überließ alles Ibrahim, der als Leoparden-Jäger berühmt war, und am Besten wußte, was es für den morgenden Tag zu thun gab.

Mit Sonnenaufgang sollte aufgebrochen werden. Als Eduard in den Hof trat, waren die Pferde schon gesattelt und man führte ihm das schönste der-

selben, die gefeierte Stute Zaïre, vor. Mit Freuden schwang er sich auf ihren Rücken und ließ sie im Hofe umher galoppiren. Nie hatte er sich auf einem Pferde so wohl gefühlt; er merkte, wie es jede seiner Absichten schnell verstand und freuete sich an dem sanften und leichten Schritte, der den Reiter rythmisch, so zu sagen, musikalisch, wiegte. Er überhäufte es mit Schmeichelworten und konnte nicht umhin, einige laute Ausrufe, zu seinem Preise, auszustoßen. Er hatte vergessen, daß Ibrahim ihn gebeten hatte, jedes Wort des Lobes zu unterdrücken, um nicht die bösen Geister herbei zu locken. Grimmig stürzte dieser heran, und gebot ihm mit lauter Stimme, zu schweigen. Eduard lachte auf, und es ergab sich ein Wortwechsel, welchen Herr Pascal umsonst zu beschwichtigen suchte. Da erschien Emilie am Fenster ihres Schlafzimmers, — mit Schrecken sah sie Eduard im Sattel und zur Jagd gerüstet.

Du reitest mit? rief sie mit zitternder Stimme.

Eduard nickte, nnd sie verschwand vom Fenster, um gleich darauf im leichten Morgenanzuge im Hofe zu erscheinen. Sie eilte auf Eduard zu, faßte seine Hand, und beschwor ihn, zu Hause zu bleiben. Er lächelte und suchte sie zu beruhigen. Aber vergebens.

Ich habe, sagte sie aufgeregt, eine schlimme

Ahnung; es widerfährt Dir etwas Böses auf dieser Jagd. Du kennst die Gefahren nicht. Ich beschwöre Dich im Namen Deiner Mutter, bleibe zurück, gehe nicht mit, Eduard; — Du gehst in Deinen Tod.

Ein krampfhaftes Zittern ergriff sie und sie mußte sich am Sattel fest halten, um nicht zu sinken. Eduard redete ihr zu, aber sie schüttelte traurig den Kopf. Traue ihnen nicht, lispelte sie.

Eduard runzelte die Stirne, und er konnte eine Geberde des Unwillens nicht unterdrücken. Er hielt es nun sogar für Pflicht mit zu gehen, um durch eine glückliche Rückkehr Emilie und ihr Mißtrauen zu beschämen. Herr Pascal, der der Scene schweigend und ohne eine Miene zu verziehen, zugesehen hatte, schwang sich auf's Pferd, und gab ein Zeichen. Sogleich saßen alle Diener im Sattel und der Zug setzte sich in Bewegung. Emilie hing krampfhaft an Eduard's Hand. Mit der Linken griff sie, wie im Traume, nach dem Zügel seines Pferdes, um es zurück zu halten. Aber Eduard faßte ihre beiden Hände, machte eine rasche Seitenbewegung, und befreite sich, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl, auf etwas heftige Weise von der süßen Last. Emilie ließ los, schwere Thränen traten aus ihren

Augen. Wie sie so gebrochen da stand, keines Wortes fähig, wie die sanften Morgenwinde mit ihrem weißen Anzuge spielten, war sie unendlich schön aber auch überaus bedauernswürdig anzusehen. Es gehörte viel Selbstüberwindung dazu, dem Pferde die Sporen zu geben. Aber Eduard hielt es, wie gesagt, für Pflicht, diesmal hart zu sein, er rief ihr noch einen guten Morgen zu und sprengte den Reitern nach, die schon weit voraus waren. Erst auf einem ziemlich fernen Hügel wagte er es, rückwärts zu blicken, und da stand Emilie auf der Höhe des Daches, über das Geländer gelehnt, ihm nachsehend.

Anfangs ritt er schweigsam und in sich gekehrt neben Herrn Pascal hin. Er konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen forschenden Seitenblick auf das braune und durchfurchte, aber immer unbewegliche Gesicht seines Gastfreundes zu werfen. Trotz Allem hatten die Worte Emiliens einigen Eindruck in ihm hinterlassen. Sie liebt mich, sagte er sich, und ich gebe sie zum Theil nur aus verletzter Eitelkeit, um mich von ihrem Manne nicht für furchtsam halten zu lassen, den bittersten Befürchtungen preis. Aber auch ich liebe sie, dachte er seufzend; und ich bin es ihr schuldig, die grauenvollen Gedanken, wo-

mit sie ihren Mann betrachtet, so viel an mir ist, zu widerlegen.

Was hat Ihnen Emilie vorgejammert, fragte der Consul kalt.

Weibliche Befürchtungen, antwortete Eduard, Sie sprach von den Gefahren der Jagd für einen Ungeübten.

Sie hat ein erhitztes Hirn und gibt sich den sonderbarsten Vorstellungen hin. An Ihnen jedoch hängt sie mit einer rührenden Freundschaft.

So sprechend sprengte Herr Pascal vor, um verschiedene Befehle an die Diener auszutheilen. In seinen Worten, in der Art wie er sie gedehnt und beziehungsvoll aussprach, lag nichts, was die Schatten in Eduard's Gemüthe hätte zerstreuen können. Besser wirkte die großartige Natur, die die Jagdgesellschaft umgab. Rechts vom Wege dehnte sich unabsehbar die Wüste aus mit ihren kleinen Hügelungen, auf denen dort und da tropische Distelpflanzen ihre Speere, und von diesen umgeben, glühende Blumen in die Luft streckten. Links erhoben sich die letzten Ausläufer des nördlichen Gebirges, merkwürdig contastrirend gegen die so nahe liegende gelbe Fläche, zwar hie und da ebenfalls verbranntes und kahles Gestein hervorstreckend, im Ganzen aber grün,

von Sträuchern und Stauden bedeckt, von gelben, rothen und weißen Blüthenguirlanden umzogen. In den Thälern und Schluchten, die auf den Weg mündeten, breit bedachte Pinien, manchmal eine dunkle Cypresse, und auf den besonnten Vorsprüngen herrliche Palmenschäfte, ruhig mit starren riesigen Blättern dastehend, oder mit breiten Fächern lieblich auf und niederfächelnd. Eduard wußte nicht, wohin zuerst die Blicke wenden. Waren sie vom Schimmer der Wüste ermüdet, versenkte er sie in die grünen Winkel der Thäler, die Ruhe und Erholung athmeten; neu gestärkt flogen sie dann wieder über die öde Unendlichkeit hin, bis an den glühenden Horizont.

Nach mehrstündigem Ritte machte man in einer schattigen Bucht, am Fuße eines bebuschten Plateaus, Halt. Hier oben, sagte Herr Pascal, soll sich das Lager eines Leoparden befinden. Bevor wir ihn angreifen, wollen wir uns durch ein Frühstück Kräfte geben.

Die Diener breiteten allerlei Nahrungsmittel auf einem flachen Steine aus. Herr Pascal und Eduard saßen dabei, ohne sie zu berühren. Herr Pascal war nachdenklich; Eduard in der Stille der

Thalschlucht wieder an die Scene des heutigen Morgens erinnert, voll Unruhe und Traurigkeit.

Essen Sie doch, forderte Herr Pascal seinen Jagdgenossen auf.

Es ist mir nicht möglich.

Und was verleidet Ihnen die Lust, wenn ich fragen darf?

Um es offen zu gestehen, ich denke an Emilie. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und darf darum so offen sprechen. Das Kind, verzeihen Sie ich wollte sagen, Ihre Frau, scheint mir so unglücklich, von so düstern Phantasien gepeinigt, sie sieht und ahnt überall nur Schrecken und Unglück, ihr Herz ist, ganz gegen ihren Charakter, voll Argwohn. Vielleicht haben es Ihnen Ihre Geschäfte, Ihre Studien bis jetzt noch nicht erlaubt, das zu beobachten. Ich bin mit ihr, wie ein Bruder aufgewachsen, und habe vielleicht das Recht, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Herr Pascal antwortete lange nicht, aber fühlend, daß er etwas sagen müsse, erwiderte er endlich: Also Argwohn? Gegen Wen? — Ich wüßte nicht — wer hat ihr Ursache gegeben? Ich habe sie nur melancholischen Gemüthes gekannt — aber auch diese Düsterheit hat sich seit Ihrer Anwesenheit,

Herr von Rose, etwas aufgeheitert. Wenn jedoch in der That von dem bösen Gifte des Argwohns irgend wie die Rede sein kann, so dürfte dieses ebenfalls erst seit Ihrer Anwesenheit aufgekommen sein.

Das klingt wie eine Anklage, Herr Pascal, antwortete Eduard. Ich gebe Ihnen das Wort eines Mannes, daß Sie weder Emilien noch mir einen Vorwurf zu machen haben.

Auf die Worte wandte sich Herr Pascal mit einer raschen Bewegung, wie man sie an ihm nicht gewöhnt war, gegen Eduard, blickte ihn mit funkelnden Augen an, und sagte mit bleichen, bebenden Lippen: Sie liebt Sie. — Schnell faßte er sich wieder und fügte nach kurzer Pause, noch ehe der überraschte Eduard antworten konnte, hinzu: Lebten wir in europäischer Gesellschaft, so würden es jetzt schon Hunderte wissen, — in europäischer Gesellschaft ferner, würde ich mich höchst wahrscheinlich, Herr von Rose, mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Allein hier im Orient hält man jeden Duellanten für einen Deli, d. i. für einen Wahnsinnigen, und ich bin ganz der orientalischen Ansicht.

Er stand auf und gab den Dienern Befehl, daß die Jagd angefangen werde, und zu Eduard ge-

beugt bemerkte er auf's Verbindlichste: Sie erlauben mir Ihnen Ihren Platz anzuweisen.

Eduard nickte bejahend mit dem Kopfe und folgte dem Consul, der mit den Dienern aufwärts dem Plateau entgegenstieg. Im Steigen wandte sich dieser noch ein Mal um. Wie wenig ausgesetzt auch der Platz sein mag, auf den ich Sie stelle, so seien Sie doch auf Ihrer Hut, denn der Leopard könnte trotz Allem gerade auf Ihrer Seite aus dem Gebüsche brechen. Also halten Sie sich immer auf seinen Empfang bereit.

Sie wanderten eine Strecke weit am Rande des Plateaus hin, bis an eine Stelle, wo sie von den Dienern mit den Pferden erwartet wurden. Der Consul und Eduard bestiegen die ihrigen. Die Diener blieben zu Fuß. Sie zogen wieder weiter, und an einer zweiten Stelle trafen sie auf eine Schaar Araber, die große, oben flache Stäbe in der Hand hielten und die bestellt waren, den Leoparden, durch das weite Gebüsch in einem großen Kreise vorwärts dringend und auf die Sträuche schlagend, aus seinem Lager aufzujagen. Unter einer Pinie wies der Consul seinem Jagdgenossen den Platz an; ungefähr zwanzig Schritte von ihm begann das Dickicht. Hier, sagte Herr Pascal, halten Sie unverrückt auf Ihrem

Pferde. Der Leopard wird höchst wahrscheinlich dort, bei jener Cypresse, durchbrechen, so daß Sie seinen Fall werden sehen können. Vermuthlich werde ich dann selber dort sein, und wenn das Glück es will, ihn tödten. Aber wie gesagt, Sie müssen immerhin auf Ihrer Hut bleiben. Uebrigens lasse ich Ibrahim, den besten Leoparden-Jäger des Landes, in Ihrer Nähe.

Herr Pascal ging. Sämmtliche Diener und die bestellten arabischen Treiber folgten. Nur Ibrahim blieb und setzte sich, Datteln kauend, sein Jagdgewehr im Arm, einige Schritte von Eduard entfernt, auf einen Stein nieder. Bald war die Jagdgesellschaft verschwunden und Eduard mit dem Diener in voller Stille und Einsamkeit. Ein Neuling, wie er war, folgte er den Anweisungen seines Gastfreundes auf's Pünktlichste. Unbeweglich hielt er da, das Gewehr in der Hand, immer vorwärts blickend nach dem Dickicht. Aber die Zeit verging und nichts regte sich. Er wandte sich fragend gegen Ibrahim und sah, wie ihn dieser mit einem drohenden Lächeln anblickte. Er glaubte die Ursache dieses Lächelns in seiner kindischen Folgsamkeit zu finden, und erlaubte sich auf seinem Pferde eine erleichterte Bewegung. Erst als er aus weiter Ferne das Schlagen der

Knittel und das Rufen der Treiber hörte, stellte er sich wieder steif an seinen Posten. Doch war es ihm diesmal schwer, den Blick auf das vor ihm liegende Gebüsch zu heften; unwillkürlich wandte er ihn immer nach der Cypresse hin, wo, der Aussage des Herrn Pascal nach, der Leopard hervorbrechen sollte, und wo in der That schon einige Schützen in derselben Erwartung bereit standen. Die Treiber mit ihrem Lärmen kamen immer näher; nach seinem Gehör konnte Eduard ermessen, wie der Kreis enger und enger wurde, und es kam ihm vor, als ob er sich nach seiner Seite hin verengerte. Endlich hörte er das Brüllen des aufgejagten Thieres und gleich darauf ein Knacken und Krachen der Zweige. Schon sah er, wie sich die Gipfel der Sträuche bewegten, welche das Thier durchbrach; sein Pferd Zaïre zitterte einen Moment lang am ganzen Körper, dann aber streckte es sich, und hob es sich mit dem Vorderleibe, als ob es dem Feinde entgegenspringen wollte. Eduard hielt es fest, und es schien seinen Reiter zu verstehen, denn stramm streckte es die beiden Vorderbeine hart an einander vorwärts und stand unbeweglich, wie aus Bronce, immer mit seinem Reiter dem Gebüsche entgegen blickend. Da entdeckte Eduard im Dickicht und zwar am Fuße des Gesträuches zwei glühende

Augen, die ihn mit furchtbarem Licht anleuchteten. Er wußte nicht, ob das der Augenblick zum Abfeuern sei oder ob er warten müsse bis das Thier sich mit dem ganzen Körper zeige und dem Schusse ein größeres Ziel biete. Zaudernd sah er sich nach Ibrahim um; der war verschwunden, und schnell wie ein Blitz flog Eduard die Erinnerung an die warnenden Worte Emiliens durch den Kopf. Aber er hatte nicht Zeit darüber zu brüten; sein Pferd stieß ein Wiehern aus, das einem grellen Trompetentone glich und wie eine Mahnung zur raschen That erschallte. Noch immer lag der Leopard unbeweglich, wie schnell sich auch die Stimmen der Treiber näherten, nur sein Schweif schlug um sich und bewegte das Gebüsch hinter ihm. Eduard legte an, schoß und fehlte. Noch starrte er seinem Schusse nach, als schon das Thier mit zwei gewaltigen Sätzen auf ihn lossprang. Es war um ihn geschehen, wenn nicht Zaïre in demselben Augenblicke, da sich das Thier erhob, einen Seitensprung nach Rechts gemacht hätte; dennoch faßte der Leopard Eduard im Vorübersprunge am linken Arm und riß ihm seinen Aermel sammt einem Stück Fleisch ab. Damit flog das Thier auf die Erde hin, nach Art der Katzen nicht daran denkend, umzukehren und die entwischte Beute noch einmal anzugreifen.

Im Gegentheil setzte es eben an zu einem neuen Sprunge, um in das hinter Eduard liegende Gebüsch zu entkommen, als aus eben diesem Gebüsche ein Schuß erscholl und es niederstreckte. Dem Schusse folgte Ibrahim mit jubelnd aufgehobenem Gewehre. Aber noch ehe er das Thier betrachtete, trat er an Eduard heran und musterte seine Wunde und das zur Erde strömende Blut. „Es ist nichts," sagte er achselzuckend, und ging durch das Gebüsch der Gruppe zu, bei der sich sein Herr befand.

Er ist todt, rief er diesem zu.

Wer? fragte Herr Pascal rasch.

Nur der Leopard, antwortete Ibrahim, abermals die Achsel zuckend.

Sie Alle sammelten sich jetzt um das verendende Thier. Herr Pascal zeigte keine große Erschütterung, als er die Wunde Eduards, der vom Pferde gestiegen war, bemerkte. Er sagte nur, das seien Kleinigkeiten, auf die man bei einer Leopardenjagd gefaßt sein müsse; übrigens sei es merkwürdig, daß der Leopard grade auf Eduards Seite hervorgebrochen sei. Man habe das schon öfter bemerken wollen, daß diese Thiere sich instinctmäßig der Seite zukehren, wo die geringere Gefahr sei. So sprechend schnitt er Eduard den Rest des Aermels auf, zog

Tücher hervor, und verband ihm die Wunde mit kunstverständiger Hand; das verhinderte jedoch nicht, daß das Blut nach wie vor hervorquoll.

Den todten Leoparden übergab man den Dienern und trat den Rückweg an. Neben Herrn Pascal ritt Ibrahim und erstattete ihm, wie es Eduard schien, mit leiser Stimme Bericht über die Jagdkatastrophe. Auf eine Bemerkung seines Herrn antwortete er vernehmlich: Es stand so geschrieben.

Herr Pascal gesellte sich hierauf zu Eduard, redete ihm freundlich zu und stellte ihm die Wunde sowohl, wie den ganzen Vorfall, als ganz bedeutungslos vor. Aber bald war der Verwundete seiner nicht mehr mächtig genug, um dem Gespräche zu folgen. Der Blutverlust hatte ihn erschöpft; seine Gedanken begannen zu schwärmen, alle Ereignisse des Tages verwirrten sich in seiner Erinnerung. Bald sah er den Leoparden auf dem Hofe Herrn Pascals; bald wieder Emilien, wie sie in dem Augenblick, da der Feind auf ihn lossprang, im Morgenkleide auf ihn zueilte; dann wieder Ibrahim, der hinter ihm im Gebüsche lag und sein Gewehr auf ihn anlegte. Doch stand bei aller Verwirrung seiner Vorstellungen der eine Gedanke in ihm fest, Niemand anklagen zu wollen und Emilien das ganze Ereigniß als einen

Zufall, als eine Folge seiner Unerfahrenheit, darzustellen. Was sollte es auch Anderes sein? Eduard war mit seinen Entschlüssen kaum zu Ende gekommen, als er plötzlich seine letzten Kräfte schwinden fühlte, als ihm die Gegenstände vor seinen Augen in ein unentwirrbares Chaos zerrannen und es ihm mit einem Male überaus wohl wurde. Es war ihm, als läge er zu Hause auf dem Sopha, umgeben von der zärtlichen Pflege seiner Familie. Er lag jedoch in Wirklichkeit bewußtlos auf dem Wege.

3.

Wir werfen einen Schleier über die Stunde, da die Jagdgesellschaft heimkehrte, die Diener den bewußtlosen Eduard in den Hof trugen und Emilie eine Leiche zu empfangen glaubte. Während seiner Abwesenheit, während der Stunden, die sie in Angst und Sorgen um ihn verlebte, war er ihr, wo möglich, noch theurer geworden. Die Zeit, die sie nicht, nach der Jagdgegend blickend auf dem Dache zubrachte, verweilte sie auf seiner Stube und beschäftigte sich mit seinen Büchern und allen den Gegenständen, die ihm, den sie nie wieder zu sehen befürchtete, angehörten. — Welch ein glückliches Gefühl durchzuckte ihr Herz, mitten unter allen Sorgen

und Qualen, als sie da unter seinen Papieren jene Brieftasche fand, nach der sie ihn am ersten Tage gefragt hatte. Das kleine Ding war schon bedeutend gealtert und abgegriffen. Sie bedeckte es mit ihren Küssen und ihren Thränen.

Nunmehr sehen wir sie durch viele Tage am Bette des Kranken sitzen. Sie klagt Niemand an, sie spricht nicht über das Ereigniß, sie erfüllt nur mit ununterbrochener Sorgfalt ihre Pflichten als Krankenwärterin. Eduard wäre vielleicht schon im Stande, seine Arbeiten wieder aufzunehmen; aber sie duldet es nicht. Sie kann sich nicht entschließen, ihn aus ihrer Pflege zu entlassen und wieder mit anderen Menschen unbewacht, unbeschützt verkehren zu sehen. Herr Pascal läßt sie gewähren; ja, er lächelt sogar zu ihrem Benehmen und erlaubt sich von Zeit zu Zeit einen kleinen Scherz darüber. Freilich nimmt sein Gesicht einen anderen Ausdruck an, wenn er die Krankenstube verläßt und auf seiner eigenen Stube in einem Winkel des Divans auf orientalische Weise mit untergeschlagenen Beinen sitzt und stundenlang vor sich hinstarrt. Mit Ibrahim verkehrt er gar nicht mehr; wenigstens sieht es Niemand, wenn er manchmal flüchtig ein Wort mit ihm wechselt.

Eduard, Dank der treuen Pflege, sitzt bereits

im Garten und nimmt wieder an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten Theil; aber an ein Wiederaufnehmen der Arbeit ist nicht zu denken. So oft er in die Stadt gehen will, klammert sich Emilie an ihn und es wiederholt sich mit größerer Heftigkeit die Scene von jenem Morgen. Sie sieht die Stadt von Mördern bevölkert und ist überzeugt, daß Eduard nicht zurückkehren wird. Dieser kann es nicht über sich bringen, das geliebte Weib stundenlangen Aengsten hinzugeben, und bleibt.

Sie sehen, sagte eines Tages Herr Pascal bei Tische, daß Ihre Angelegenheiten unter diesen Umständen nicht vorwärts schreiten, und daß Sie die Zeit, die Ihnen die Regierung gestattet, fruchtlos verlieren. Zum Unglück sind die Umstände der Art, daß Ihnen der Aufenthalt hier im gegenwärtigen Monate nicht viel Nutzen verschaffen kann. Der Imam, der Ihnen gern beigestanden hätte, ist nach Stambul gereis't und kehrt erst in zwei oder drei Monaten wieder. Bis dahin wird sich hoffentlich die krankhafte Stimmung unserer Emilie gelegt haben, und so denke ich, daß Sie diese Zeit benutzen, um die heiligen Städte zu besuchen und dann im Herbste zu uns zurückkehren. An Ihre Rückkehr knüpfe ich noch andere Pläne. Emilie kann unmöglich so fort-

leben. Die letzten Monate haben mir das klar dargethan und ich bin fest entschlossen, mit ihr, in Ihrer Gesellschaft, eine Reise nach Europa zu machen.

Eduard schienen diese Vorschläge höchst verständig und annehmbar; Emilie jubelte auf, und alle Angst, die sie seit Wochen fortwährend gefühlt hatte, fiel ihr mit einem Male wie eine gewaltige Last vom Herzen. Der Gedanke an die Trennung, wurde durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und durch die Aussicht auf die gemeinschaftliche Reise in die Heimath gemildert.

Freilich dauerte die heitere Stimmung nicht lange, denn bald trat dieser selbe Gedanke, je mehr sich die Zeit des Abschieds näherte, in den Vordergrund. Dazu gesellte sich, neu erwacht, das alte Mißtrauen. Der Besuch der anderen Städte war von Herrn Pascal zu gut eingerichtet, die Reise nach Europa stellte zu viel Schönes in Aussicht, so daß Emilie, die nicht gewohnt war, von dieser Seite her Glück zu empfangen, zu zweifeln anfing und von ihrem Zweifel bald die schlimmste Seite als Gewißheit annahm. Sie hielt es für geboten, Eduard auch diesmal zu warnen, obwohl sie nicht recht wußte, wovor sie ihn eigentlich warnen sollte. So sprach sie ihm eines Tages, da sie ihm bei den Reisevorbereitungen

behülflich war, nur in allgemeinen Ausdrücken von ihren Befürchtungen.

Du bist ein Kind, sagte er lächelnd; all' diese Gedanken würden in Deinem reinen Sinne nicht aufkommen, wenn nicht Deine Liebe —

Eduard erschrak über dieses Wort und hielt inne. Aber Emilie lächelte.

Sprich es nur aus, sagte sie. Ja, es ist meine Liebe, die mich so hellsehend macht. Mein grausames Verhältniß zu Pascal erlaubt es mir, so offen zu sprechen, und ich weiß zu Wem ich spreche. Aber ich erkenne auch, was Dir Deine Stellung zu meinem Manne auferlegt.

Eduard wandte sich rasch nach ihr um, schlang seinen Arm um ihren Hals und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Emilie rang sich aus seinen Armen los, schwankte einige Schritte und an die Wand gelehnt ließ sie, leise schluchzend, ihre Thränen fließen. In dieser Stellung, die sie nicht veränderte, fand sie Herr Pascal, der hereintrat und Eduard einen Brief an den Scheich der Beni-Zegri übergab. Diesen Stamm solle Herr von Rose zuerst aufsuchen, und dieser werde ihn mit Sicherheit weiter durch die Wüste begleiten. Herr Pascal ließ sich sehr beredt über die

Art der Wüstenreisen aus, gab Eduard allerlei nützliche Anweisungen und that, immer weiter sprechend, als ob er die Anwesenheit Emiliens, oder wenigstens ihre Thränen nicht bemerkte.

Unter solchen und ähnlichen Scenen kam der Tag der Abreise heran. Es fiel Emilien auf, als sie durch das Haus ging, um noch Allerlei für Eduard zu besorgen, daß sämmtliche Diener, Ibrahim ausgenommen, entfernt waren. Sie erkundigte sich bei Pascal, welcher ihre Fragen mit Mißmuth aufnahm, aber für die Entsendung jedes Einzelnen eine Ursache anzugeben hatte. Der mußte dahin, der dorthin reiten; Ibrahim war zurückgeblieben, um Eduard zu seinem Stamm, den Beni-Zegri zu geleiten. Unmöglich konnte ihm Herr Pascal einen bessern Führer geben, als den wüstenkundigen Ibrahim, der ihm außerdem bei seinen Brüdern eine gute Aufnahme sicherte. Das war sehr einleuchtend, und doch erschrak Emilie bei dem Gedanken, daß gerade Ibrahim der Begleiter des Freundes sein sollte. Aber was sollte sie beginnen? Eduard wieder ihre argwöhnischen Vermuthungen mittheilen? Es blieb ihr nichts übrig, als die verzweifeltste Verzagtheit, die sich ihrer so sehr bemächtigte, daß sie im Momente des Abschiedes in vollkommene Besinnungs-

losigkeit versunken war. Wie eine Träumende ging sie im Hofe hin und her, streichelte das Pferd, das Eduard tragen sollte, reichte ihm gedankenlos allerlei Reisegeräthe, drückte ihm endlich die Hand und sah ihm starr nach, als er, von Ibrahim gefolgt, aus dem Hofe ritt. Ohne die Worte Eduards: „Auf Wiedersehen also nach drei Monaten," wäre der Abschied ein ganz stummer gewesen.

Der Hufschlag der Pferde verhallte bald. Außer Herrn Pascal, seiner Frau und dem Pferde Zaïre, das gesattelt im Hofe stand, war nunmehr kein lebendes Wesen im Hause. Stille überall. Emilie stand da wie eine Bildsäule; neben ihr ihr Mann, die Arme über einander geschlagen, die Blicke unheimlich glühend auf ihr bleiches Gesicht geheftet. Emilie bemerkte es nicht. Mechanisch wandte sie sich und ging in's Haus; wie eine Nachtwandlerin stieg sie die Treppen hinauf auf das Dach, Herr Pascal folgte ihr, und während sie, die Hände über dem Schooß in einander verschlungen, den Kopf gesenkt, Eduard nachsah, saß Herr Pascal auf dem Geländer, wieder wie unten im Hofe, die Gesichtszüge belauschend, in denen sich ein unendlicher Schmerz ausdrückte. Seine Stirne runzelte sich, seine Lippen zuckten, seine Augenlider waren starr und die Aug-

äpfel traten roth aus ihren Höhlen. Ein Beobachter hätte bemerkt, daß hier ein monatelang unterdrückter Ingrimm auf die Gelegenheit wartete, endlich sich Luft zu machen. Diese Gelegenheit gab ihm Emilie, indem sie Eduard's Abschiedsworte: Auf Wiedersehen in drei Monaten, vor sich hin lispelte.

Ja, auf Wiedersehen in der Ewigkeit! brach Herr Pascal los, indem er an allen Gliedern erbebte, und seine Arme erhob, als ob er Emilie zerschmettern wollte.

In der Ewigkeit! schrie sie, indem sie sich zu ihm wandte und mit Entsetzen seine verzerrten Züge erblickte.

Unverschämtes Weib, stotterte Pascal, die Zeit ist gekommen, Dich und Deinen erbärmlichen Anbeter zu strafen.

In der Ewigkeit? wiederholte Emilie.

Ja, in der Ewigkeit, wenn Ibrahim und die Beni-Zegri ihre Pflicht thun.

Wie in Wahnsinn beugte sich Emilie über das Geländer, und schrie mit gellender Stimme: Eduard, Eduard, rette Dich, sie ermorden Dich! Aber Eduard konnte sie nicht mehr hören. Längst war er, rasch auf seinem Araber dahin fliegend, hinter den Hügeln

der Wüste verschwunden. Keine Spur mehr war von den beiden Reitern zu entdecken.

Vielleicht, dachte Emilie, mordet ihn Ibrahim schon in diesem Augenblick. Vielleicht — Sie faßte sich an die Stirne, — dann mit einem Sprunge war sie auf der Treppe, schlug die Thüre hinter sich zu, die sie fest verriegelte, und einen Augenblick darauf sah sie Herr Pascal im Hofe, und wieder einen Augenblick darauf auf dem Rücken der berühmtesten Stute des Landes, auf dem Rücken Zaïrens.

Bleibe, bei Deinem Leben, treuloses Weib, bleibe! schrie Herr Pascal, gefangen auf dem Dache, wie er es war, bald wüthend am Geländer schüttelnd, bald wieder an der fest verriegelten Thüre reißend.

Emilie sah und hörte ihn nicht. Schon flog sie auf dem vor Freude wiehernden Roß aus dem Hofe in die Wüste, die Zügel schlaff, damit das kluge Thier selbst den Weg der befreundeten Thiere suche. Als es Herrn Pascal gelang, die Thüre zu erbrechen und den Hof zu erreichen, war Emilie aus dem Gesichtskreis verschwunden. Kein Pferd da, ihr zu folgen und wäre eines da gewesen, welches hätte Zaïre erreicht, wenn die edle Stute einmal mit solcher Lust dahinflog? Mit seinen Fäusten schlug sich Herr

Pascal gegen die Stirne und sank kraftlos auf der Schwelle zusammen.

4.

Ibrahim ist nie aus der Wüste zu seinem Herrn zurückgekehrt; sein Stamm wußte auch keine Auskunft über den Verlorenen zu geben. Das ist das Gewisse, was wir dieser Geschichte noch hinzufügen können.

Sagenhaft verlautet noch Folgendes:

Auf der schönen Insel Rhodus, im Schatten einer alten Befestigung aus der Johanniter-Zeit, an einem mit Reben bekränzten Hügel, mit der Aussicht auf das griechische Meer, umweht von Pinien, liegt ein kleines Häuschen, und in dem Häuschen wohnt ein europäisches Paar, schön, jung und glücklich.

Jeder europäische Reisende besucht es, und freut sich des Stilllebens, das in diesem Häuschen herrscht. Die Franken im Orient aber behaupten, daß das Paar kein anderes sei, als Eduard und Emilie, und sie fügen hinzu, um dem moralischen Sinn ihres Zuhörers nicht wehe zu thun, daß Emilie von Herrn Pascal geschieden, und Eduards legitime Frau geworden sei.

Der Pantoffel.

An einem schönen Sommer-Nachmittage des Jahres 1854 ritten über den schmalen Quai, der sich zwischen Bebek und den blauen Wassern des Bosporus hinzieht, der junge deutsche Baron Eduard v. K. und die noch jüngere Miß Mary G., die Tochter des jüngst in Konstantinopel angekommenen englischen Generals. Das junge Paar war sehr schweigsam, Miß Mary sogar verdrießlich, was man an den kleinen Runzeln der schönen weißen Stirn, an den etwas spöttisch verzogenen Winkeln des lieblichen Mundes und vor Allem an den kurzen Worten merken konnte, mit denen sie die Bemerkungen des jungen Barons über die Herrlichkeiten des Bosporus beantwortete. Eduard war sehr unglücklich. Wie sehr hatte er sich auf die Ankunft Mary's gefreut, die er schon in London, wo er als Attaché einer deutschen Gesandtschaft gewesen, gekannt, vielleicht sogar geliebt hatte! An Bord des Kriegsdampfers, wo er sie und ihren Vater vor wenigen Tagen empfangen, war sie noch ganz das liebenswürdige, heitere Geschöpf, das in der ganzen höheren Gesellschaft Londons verzogen wurde, und Eduard war glücklich,

in Konstantinopel, wo er nun schon seit längerer Zeit weilte, ihren Cicerone machen zu können. Aber von Stunde zu Stunde nahm seit ihrer Ankunft die gewohnte Heiterkeit ab, und seit zwei Tagen war sie ein vollkommen ungezogenes, verdrießliches Weib, ohne daß Eduard die Ursache einer so plötzlichen Wandlung hätte errathen können.

Dieser Punkt, sagte Eduard, indem er zu halten versuchte und mit der Hand auf die asiatischen Hügel wies, dieser Punkt ist doch gemacht, die düstersten Gemüther aufzuheitern. Warum sind Sie so mürrisch, Mary? Sehen Sie sich doch ein wenig um!

Mary zuckte die Achseln und ritt weiter.

Aber was haben Sie denn? Was fehlt Ihnen? Sprechen Sie ein Wort! bat Eduard, halb mißmuthig, halb gekränkt.

Sie würden mich doch nicht verstehen! sagte Mary, ohne sich umzusehen. — Ihr Männer seit gewohnt, die Dinge zu betrachten, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen, einen Eindruck dem anderen aufzuopfern und euch von einer alten Anschauungsweise im Augenblicke und ohne Schmerzen zu trennen. Weiß Gott, was Sie schon Alles durchgemacht haben und wie sehr das Gesagte auf Sie paßt! Dazu

sind Sie ein Diplomat, das heißt, das poesieloseste Geschöpf auf der weiten Erde; wie sollten Sie mich verstehen?

Vielleicht doch! lächelte Eduard; habe ich Sie doch manchmal verstanden.

Wohl, rief Mary, ich will es Ihnen sagen: Ich bin enttäuscht, schrecklich enttäuscht! Gott, wie sehr bin ich enttäuscht!

Habe ich mich, fragte Eduard, in diesen zwei Jahren unserer Trennung so ehr geändert?

Sie sind ein eitler Mensch! Wer spricht denn von Ihnen? Vom Orient spreche ich, den ich mir als die Heimat der Poesie vorgestellt habe. Aber, ach! was finde ich? Schmutzige Gassen, scheußliche Hunde, elende Häuser ohne allen Comfort, wo ich Paläste, Gärten, orientalischen Pomp und Luxus erwartet habe. Ich kann nicht sagen, wie sehr jeder Frack und pariser Hut mein Auge beleidigt, und doch wimmelt es in den Gassen Pera's von Fracks und pariser Hüten. Und die Eingeborenen? Sie sind schmutzig, dumm, barbarisch! Nichts ist wahr an den Türken, als der ewige Tschibuk; und wenn sie Opium rauchen, mögen sie wohl schöne Träume haben, aber sie machen dabei so stupide Gesichter. Ich begreife nicht, daß man die ganze Welt so anlügen kann,

wie es Byron und Lamartine gethan haben. Die Poesie ist da, die Menschen glücklich zu machen, nicht um ihnen die schrecklichsten Täuschungen zu bereiten. Freilich, als Byron und Lamartine ihre Bücher schrieben, wußten sie nicht, daß man sich einst mit Hülfe des Dampfes in wenigen Tagen von ihrer sündhaften Lügenhaftigkeit überzeugen werde. Wo sind sie nun, diese naiven, patriarchalischen, schön empfindenden Osmanli's Lamartine's und die prächtigen Ali's von Abydos?

Auch die Suleika's, Fatme's und Leila's sind eine Fabel, sagte Eduard — pure Gänse, die wie Enten watscheln, einen Maulkorb tragen und keines vernünftigen Wortes fähig sind.

Glauben Sie, rief Miß Mary, daß ich so gütig bin, das Schöne nur in den Reihen der Männer zu suchen? Es thut mir eben so leid, daß es keine Leila's gibt. Uebrigens glaube ich das nicht so unbedingt. Die Poesie flüchtet sich überall, wo sie vor den rauhen Männern flieht, in die Gemüther der Frauen, ihre letzte Zufluchtsstätte, wie das auch bei uns in England der Fall ist. Unter den patentirten Officieren, Gesandtschafts-Secretären, Eisenbahn-Speculanten und Manchestermännern sind wir

Frauen die einzigen und letzten Repräsentantinnen der Poesie.

Gewiß, sagte Eduard zustimmend.

Ja, es ist gewiß, obwohl Sie zu spotten scheinen. Sie sind einer der prosaischsten Menschen des Orients und Occidents. Seit zwei Jahren sind Sie im Orient; ich habe mir Sie während dieser ganzen Zeit in Turban und weiten, bunten, faltigen Kleidern gedacht, und siehe da, Sie tragen einen Quäker und einen schwarzen Cylinder auf dem Kopf und anstatt des vollen Bartes oder des Corsaren-Schnurrbarts auf jeder Backe ein blondes Cotelet, gerade so wie alle Anderen. Kommen wir denn hieher, bin ich denn meinem Vater in den orientalischen Krieg gefolgt, um euch am Bosporus eben so langweilig zu finden, als in Hyde-Park oder auf den Boulevards von Paris? Die Tracht ist noch das einzige Schöne im Orient, und selbst die habt ihr euch nicht angeeignet.

Sie sah sich um. Auf dem Hügel über ihr erschien ein Arnaute in rother Jacke, deren offene Aermel malerisch über den Rücken fielen, in goldgestickter Weste und breitem rothem Gürtel, von dem allerlei silberne Ketten und Kettchen herabhingen.

Sehen Sie, sagte Mary, so zum mindesten sollten Sie Sich kleiden.

You are foolish! sagte Eduard lächelnd. Obwohl sie zusammen Deutsch sprachen, sagte er dieses doch auf Englisch, weil es nicht so hart klingt, wie: Sie sind närrisch.

In diesem Augenblicke trat ihnen eine wilde Gestalt in den Weg; sie trug einen langen Bart, noch längere Haare, ein Lammsfell auf den Schultern, eine kleine Filzmütze auf dem Kopf und allerlei eiserne Instrumente im Gürtel.

Was ist das? rief Mary erschrocken und hielt ihr Pferd an.

Ein Derwisch, antwortete Eduard.

Ein Derwisch? das ist ja herrlich! Ich habe nie einen Derwisch gesehen. Und was will der Derwisch?

Er bettelt, wie Sie an der unverschämt ausgestreckten Hand erkennen mögen.

Mit sichtbarem Vergnügen zog Mary ihre Börse und gab dem Derwisch einen Shilling. Er griff so hastig zu, daß er Mary's Hand mitsammt dem Shilling faßte; erschrocken zog sie sie zurück und sah mit Ekel auf ihren noch vor einer Minute so schönen gelben Handschuh, der nun braun war, wie die schmutzigen Hände des Heiligen.

Eduard, sagte sie mit einer Grimasse, befreien Sie mich von diesem Handschuh!

Eduard lächelte, zog ihr den Handschuh ab und warf ihn in den Bosporus. Da werfen wir wieder einen Jugendtraum ins Wasser, sagte er mit affectirter Traurigkeit.

Spotten Sie nicht, lieber Eduard, sagte Mary, weiter reitend und wieder verdrießlich. Sie wissen nicht, wie sehr Sie an meinen Enttäuschungen betheiligt sind. Was mich hier im Orient am meisten ärgert, ist der Mangel an allen Abenteuern, denen man, nach all den Büchern, alle zehn Schritte begegnen sollte. Noch habe ich nicht gehört, daß ein einziger Mann unserer Bekanntschaft hier ein Abenteuer gehabt hätte, wo es doch Harems, Schwarze, Stumme, schöne Tscherkessinnen und eifersüchtige Türken gibt. Eduard haben Sie schon ein Abenteuer gehabt?

Nur Abenteurer haben Abenteuer, antwortete Eduard trocken.

Sie irren Sich, rief Mary gereizt, außerordentliche Ereignisse begegnen nur außerordentlichen Menschen.

Ich bin kein außerordentlicher Mensch, erwiderte Eduard eben so trocken, wie vorher.

Master Eduard, Sie sollten es schon wissen, daß eine Engländerin nur außerordentliche Menschen lieben kann.

So sprechend gab Mary ihrem Pferde einen Schlag und galoppirte fort, in ein Seitenthal einbiegend. Schweigend folgte ihr der junge Diplomat. Die Verstimmung, die sichtlich zwischen Beiden herrschte, that ihm weh, und er dachte nach, wie er Mary wieder in gute Laune bringen könnte. Er hätte in dem Augenblick Alles gethan, nur um ihr wieder zu gefallen.

Sie ritten einen Hügel hinan, auf schmalem Wege, der rechts von dichtem Gebüsch, links von einer langen, weißen Mauer, über welcher sich noch eine hölzerne Wand erhob, begränzt war.

Was bedeutet diese Bretterwand auf der Mauer? fragte Mary.

Sie soll die Blicke der Neugierigen abhalten, antwortete Eduard, da man ohne diese Wand von jenem Hügel aus in die Gärten sehen könnte.

Und warum soll man nicht in die Gärten sehen können? fragte Mary wieder.

Nun, weil es die Gärten eines Harems sind.

Eines Harems? fragte Mary, indem sie Halt machte.

Ja, des Harems Abdul Pascha's, eines schrecklich eifersüchtigen Türken, der die schönsten Frauen Konstantinopels haben soll.

Eduard, rief Mary mit strahlenden Augen, Eduard, Sie sollen ein Abenteuer haben!

Der junge Mann erschrak. Welcher tolle Gedanke, rief er, fährt Ihnen wieder durch den Kopf! Sie sind in diesen zwei Jahren verzweifelt englisch geworden.

Sagen Sie, was Sie wollen, antwortete sie lachend, Sie sollen und müssen ein Abenteuer haben. Sie werden über diese Mauer steigen, und wenn Sie die Frauen Abdul Pascha's im Garten finden, so bringen Sie mir einen Schleier, einen Pantoffel oder irgend eine Beute, die ich als Andenken aufbewahren kann.

Eduard sah sie erstaunt an.

Ich scherze nicht, fuhr Mary fort, ich verlange es als ein Zeichen Ihrer Freundschaft, Ihrer Liebe, was Sie wollen, wenn Sie das Wagestück unternehmen.

Mary, sagte der junge Mann mit ernster Miene, bedenken Sie, welchen Scandal das verursachen würde, bedenken Sie meine Stellung und die Verlegenhei-

ten, die ich meiner Gesandtschaft bereiten würde. Es ist nicht die Gefahr, die ...

Pah, Sie haben Furcht! unterbrach ihn Mary.

Und ich soll Sie, die mir Ihr Vater anvertraut hat, hier allein lassen? sagte Eduard.

Ich, sagte Mary betonend, ich habe keine Furcht. Hier, hinter den Büschen, würde ich Sie erwarten.

In ihren Zügen lag ein so deutlicher Zweifel an seinem Muth, er sah eine so lange Reihe von Sticheleien und vielleicht noch Aergeres vor sich, daß er sich entschloß, für die kleine grillenhafte Person, die er von Herzen liebte, eine Dummheit zu begehen. In einer Art von Verzweiflung sprang er vom Pferde, führte es dicht an die Mauer, streichelte es einen Augenblick, daß es still stehe, und sprang dann auf den Sattel, den obersten Rand der Mauer mit den Händen fassend. Die Engländerin klatschte vor Freude in die Hände. Mit einem Schwunge war er auf der Mauer. Auf dem schmalen Rande, den die Bretterwand übrig ließ, stellte er sich mit breiten Beinen auf, drückte, und zwei Planken fielen lärmend in den Garten. Eine Secunde später verschwand er durch die Lücke im Garten. Mary stieß unwillkürlich einen Schrei aus. Sie vergaß es, sich

während der Abwesenheit Eduard's im Gebüsche zu verstecken, und blieb horchend in der Nähe der Mauer. Da hörte sie plötzlich hülferufende weibliche Stimmen, die von fliehenden, nach allen Seiten sich zerstreuenden Frauen zu kommen schienen und sich am Ende an einem Punkte, dem Hause zu, das am Abhange des Hügels stand, verloren. Dann wurde es still. Mary zitterte am ganzen Leibe, sie fing an, sich Vorwürfe zu machen, daß sie Eduard in so augenscheinliche Gefahr und aus bloßem Muthwillen gezwungen habe. Indeß blieb es geraume Zeit still, und sie tröstete sich wieder, blickte aber doch besorgt über die Gartenmauer, der Lücke entgegen, aus der sie Eduard erwartete. Mit Einem Male aber kamen vom Hause her die Stimmen wieder zurück, diesmal mit größerem Lärmen und mit männlichen Stimmen gemischt. Eduard! Eduard! rief Mary und ritt die Mauer entlang auf und ab, als ob sie einen Eingang suchte; dann wieder ritt sie dem offenen Felde entgegen, ob sie nicht einen Franken entdecken und zur Hülfe rufen könnte. Zu ihrem größten Schrecken hörte sie zu den schreienden Stimmen nun auch das Klirren von Waffen. Sie ermorden ihn! schrie sie außer sich, und ich bin seine Mörderin! Gott, warum war er nicht so klug, mich reden zu lassen?

Da bebte es in den Zweigen einer Cypresse, welche die Holzwand überragte, und aus dem dichten Gezweige sprang Eduard auf die Bretterwand. Ein Schuß fiel im Inneren des Gartens, und die Kugel pfiff an Eduard vorbei. Schon stand er auf der Mauer. Mary faßte sein gutes anatolisches Pferd, das noch an derselben Stelle stand, wo er es gelassen, und führte es am Zügel schnell dahin, wo er eben von der Mauer sprang. Schnell fort! rief er und schwang sich in den Sattel.

Wie der Wind saus'ten sie davon, und als sich Mary ängstlich umsah, erblickte sie auf der Höhe der Mauer drei Schwarze, die ihnen nachdrohten. Mehr aber erschreckte sie das Blut, das an Eduard's linker Schulter herabrieselte.

Um Gottes Willen, Sie sind verwundet! rief sie.

Es ist nichts, Miß! sagte Eduard so trocken und ernst, daß sie nicht weiter zu sprechen wagte; doch bemerkte sie, daß er die Zügel in der rechten Hand hielt. Die Thränen standen ihr in den Augen, und sie hätte gern gehalten, um ihn um Verzeihung zu bitten. Aber er sprengte unaufhaltsam fort, und sie hatte auch nicht den Muth, ihn aufzuhalten, da sie nicht wußte, wie weit die Wunde gefährlich war oder nicht.

Die Pferde troffen, als sie im Hotel zu Pera ankamen. Eduard gab ihr den Arm und führte sie schweigend ins Zimmer. Dort angekommen, wollte Mary nach einem Wundarzte schicken und machte sich bereit, allerlei Verbandzeug aus dem Reisekoffer zu holen.

Lassen Sie das, liebe Miß, sagte Eduard kalt; es war keine stoische Affectation, als ich Ihnen sagte, daß es nichts sei; in wenigen Tagen wird die unbedeutende Wunde von selbst geheilt sein. Setzen Sie Sich gefälligst auf den Divan, und ich will Ihnen, um Ihrer kindischen Lust nach Abenteuern zu genügen, und da ich in Ihrem Auftrage gehandelt, von den Vorgängen im Garten getreuen Bericht erstatten.

Mary that, wie er sagte; sie hatte nicht den Muth, ein Wort zu sprechen, und Eduard begann:

Also ich sprang durch die Bretterwand in den Garten, mitten in ein Blumenbeet. Während dieser kurzen Reise überblickte ich das ganze Terrain der mir von Ihrer Güte angewiesenen Thätigkeit. Auf den Sandpfaden, die den blumen- und gebüschreichen, aber baumarmen Garten durchziehen, lustwandelten drei oder vier weiße Frauen mit vielleicht eben so vielen schwarzen Sclavinnen, jedoch getrennt von

einander, in verschiedenen Gruppen. Das Krachen der Bretter mochte sie aufmerksam gemacht haben; denn im ersten Momente meines Anlaufes waren schon sämmtliche Gesichter gegen mich gewandt. Mein Sprung versetzte sie in sprachloses Erstaunen; nur hier und da hörte ich einen leisen Schrei der Ueberraschung. Die Stille dauerte einige Sekunden, und es schien mir — in solchen Momenten denkt man schnell —, als hätten die Damen keine Lust, um Hülfe zu rufen. Aber eine Schwarze gab das Signal; plötzlich kreischte sie auf und eilte kreischend den Abhang hinab, dem Hause zu. Darauf fingen auch die anderen, wie aus einem Traume erwacht, zu schreien und zu laufen an. Aber nicht alle liefen dem Hause zu. Eine der Frauen, die sich im obersten Theile des Gartens befand, und die an mir hätte vorüberlaufen müssen, versteckte sich, nicht ohne mich erst gemustert zu haben, in einer kleinen Laube. Instinktmäßig, ich möchte sagen: magnetisch angezogen, stürzte ich der Laube zu. Mein Gott, welch ein Anblick! Die herrlichste Tscherkessin, die je um 60,000 Piaster nach Stambul verkauft worden, lag auf einem Polster im Hintergrunde der Laube, schleierlos vor mir. Meine Augen tranken den ganzen unbeschreiblichen Anblick auf einen Zug. Nie

sind mir so vollendete Züge, so glühende und schmachtende Augen, so lange seidene Wimpern, eine so herrliche Gestalt vorgekommen.

Mary athmete schwer auf. Diese Odalisken sind Gänse, die wie Enten watscheln. Sie haben es ja selbst gesagt.

Ich bitte die Odalisken und ich bitte Sie um Verzeihung; ich habe gesündigt. Auch danke ich Ihnen, Miß Mary, daß Sie mich zu diesem Abenteuer gezwungen haben, ohne welches ich den schönsten Geschöpfen der Erde ewig Unrecht gethan und eine süße Erfahrung weniger gemacht hätte.

Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, sagte Mary in etwas gebieterischem Tone.

Wohl! Sie lag zitternd vor mir, zitternd und doch lieblich lächelnd. Ich verneigte mich so tief vor ihr, wie ich mich nicht vor dem Sultan verneigt habe, und küßte ihre Hand. Wieder lächelte sie über diese sonderbare Sitte der Franken, aber sie ließ es gütig geschehen. Kadine, sagte ich, du Blume des Harems, du bist das Licht meiner Augen. — Erlassen Sie mir die weitere Erzählung; was ich that und sagte, that und sagte ich wie im Rausche. Ich weiß nur, daß mich Fatme selbst . . .

Fatme heißt sie? fragte Mary.

Ja, Fatme, wie die schöne Tochter des Propheten, die ihr gewiß an Schönheit nachstand. Ich weiß nur, sagte ich, daß mich Fatme selbst zu gehen bat, als sich vom Harem herüber schreiende Stimmen hören ließen. Ich gehe nicht! rief ich, wenn du mir nicht ein Andenken mitgibst. Nimm, sagte sie, und ich ergriff diesen Pantoffel, der ihr vom Fuße gefallen war.

Bei diesen Worten zog Eduard einen rothsammtnen, mit Gold-gestickten und mit kleinen Perlen besetzten Pantoffel aus der Brusttasche und stellte ihn vor Mary auf den Tisch. Mary ergriff ihn rasch und betrachtete ihn von allen Seiten. Eigentlich eine geschmacklose Arbeit, murmelte sie.

Aber sehen Sie nur, wie klein! rief Eduard.

Ja, so ziemlich! antwortete Mary mit spöttischem Gesichte, und fügte hinzu: Die Türkinnen gehen so einwärts, das entstellt den schönsten Fuß.

Die Türkinnen wohl, aber nicht die Tscherkessinnen, erwiderte Eduard lebhaft.

Mag sein! fahren Sie fort.

Ich sprang auf und sah mich nach einem Ausweg um, aber schon kamen zwei Schwarze fluchend und schimpfend auf mich los. Zum Glück war der Eine so fürchterlich dick, daß er nicht fort konnte

und ich es erst nur mit Einem zu thun hatte. Er sprang auf mich zu und packte mich am Arm; aber ich rang mich los und versetzte ihm einen so heftigen Stoß auf die Brust, daß er rückwärts zusammenstürzte. Bei diesem Anblicke blieb der andere Schwarze erschrocken und in gehöriger Entfernung stehen, dafür aber schrie er desto heftiger um Hülfe. Ich sah mich indessen aufs Neue um, wie ich entkommen könnte; aber die Mauer war zu hoch zum Erklimmen, und ich hatte nicht, wie draußen, mein Pferd als Fußgestell. In meiner Verlegenheit hörte ich hinter mir die Worte: Auf den Baum, auf den Baum! Es war Fatme, die mir diesen einzigen Ausweg zur Rettung bezeichnete. Ich warf ihr noch einen dankbaren Blick zu und eilte der Cypresse entgegen; aber die Cypresse steht gerade auf dem Wege, der vom Hause heraufführt und auf dem so eben noch ein dritter Feind, eine Art Kawaß oder Trabant mit einem Gürtel voll Waffen, auf den Schauplatz eilte. Beide hatten wir so große Eile, daß wir auf dem schmalen Wege heftig auf einander stießen und wieder aus einander prallten. Er zog seinen Handschar und hieb nach mir, ich parirte so, daß er mir die Schulter nur streifte; zugleich faßte ich seinen rechten Arm und bog ihn so heftig über

die Schulter zurück, daß er vor Schmerz die Waffen fallen ließ. Diesen günstigen Moment benutzte ich, die Cypresse zu erklimmen, und ich beeilte mich um so mehr, die Höhe der Bretterwand zu erreichen, als ich aus dem Laube des Baumes sehen konnte, daß ein neuer Schwarm von Schwarzen und Weißen mit Feuergewehren herbei kam. Diese schickten mir aus weiter Ferne noch eine Kugel nach. Das Uebrige wissen Sie.

Mit diesen Worten stand Eduard auf und ergriff seinen Hut.

Bleiben Sie nicht zum Thee, fragte Mary mit etwas zitternder Stimme.

Ich danke, Miß Mary, antwortete er, ich muß denn doch meine Wunde verbinden lassen. Ich muß Sie auch im Voraus um Vergebung bitten, wenn ich in der nächsten Zeit meine Pflichten als Cicerone etwas vernachlässige. Ich werde schwerlich vor nächstem Freitag ausgehen können.

Warum gerade Freitag?

Ich habe an diesem Tage einen wichtigen Gang zu machen, antwortete Eduard lächelnd.

Eduard! sagte Mary, indem sie zu lächeln versuchte, gestehen Sie, daß Ihre Fatme eine bloße Erfindung ist.

Miß Mary, antwortete er, Sie können Sie nächsten Freitag im Thale der süßen Gewässer leibhaftig selber sehen.

Das ist also ihr wichtiger Gang! rief sie zornig. Ich hätte nicht geglaubt, fügte sie spöttisch lächelnd hinzu, daß Sie in so kurzer Zeit Rendezvous zu arrangiren verstehen. Es ist das ein neues Talent, das ich an Ihnen entdecke.

Die Umstände wecken die Talente, sagte er, die Achseln zuckend, indem er sich verneigte und die Thür ergriff. Doch blieb er einen Augenblick stehen, schien nachzudenken und kehrte wieder an den Tisch zurück.

Miß Mary, sagte er in schmeichlerischem Tone, dieser Pantoffel gehört Ihnen mit Recht, da ich ihn für Sie geholt habe. Indessen kann er für sie keinen Werth haben; im Bazar finden Sie tausend schönere. Mich aber wird sein Besitz außerordentlich erfreuen; wollen Sie mir ihn nicht überlassen?

Nichts da, Herr Baron! rief sie, indem sie aufsprang und den Pantoffel mit einiger Heftigkeit ergriff; der Pantoffel gehört mir und bleibt mein.

Wie Sie wünschen, antwortete Eduard ruhig. Ich möchte um keinen Preis, fügte er abwehrend hinzu, daß Sie mich für verliebt in Fatme halten.

Er verneigte sich abermals und ging.

Am anderen Morgen gab Eduard sämmtlichen Dragomans-Beamten und Dienern der Gesandtschaft den Auftrag, das Gerücht zu verbreiten, daß ein Franke, ein abenteuernder Spanier, der in den Harem Abdul Pascha's eingedrungen, an der Wunde, die er bei dieser Gelegenheit erhalten, gestorben sei. Das Gerücht, dachte er, wird dem Pascha zu Ohren kommen, seine Rache wird befriedigt sein, er wird die Sache nicht weiter verfolgen und so jeder Scandal vermieden. Es kam auch, wie er es wünschte. Zwei Mal täglich erkundigte sich der Diener Mary's nach Eduard's Befinden; Freitag Abends brachte er ein Billet, das so lautete:

„Lieber Freund!

„Ich komme so eben aus dem Thale der süßen Gewässer; ich war glücklich, Sie nicht dort zu finden. Auch Ihre Fatme fand ich nicht; wenigstens paßte auf keine der türkischen Damen Ihre Beschreibung, und ich habe sie, trotz allen Schleiern, ganz genau betrachtet. Gestehen Sie endlich, daß Ihre Fatme eine Dichtung ist, erfunden, um mich zu quälen oder vielmehr um mich gerecht zu strafen. Wenn das Ihr Zweck war, so haben Sie ihn, ich gebe es zu, vollkommen erreicht. Ich habe mich all' diese Tage mit Vorwürfen und Eifer-

sucht aufs schrecklichste geplagt. Kommen Sie, sobald es Ihre Wunde erlaubt, daß ich es Ihnen selbst sage, dieses und Anderes, was Sie wollen. Ihre „Mary."

Eduard küßte die Unterschrift. Ich bin kein Ritter Delorges, sagte er zu sich selbst, indem er den Frack anzog, und am Ende hat sie mich nicht in einen Löwengarten, wenn auch unter gräuliche Katzen geschickt.

Das Wiedersehen nach drei Tagen war glücklicher, als das letzte nach zweijähriger Trennung. Doch war Mary nicht eher ganz ruhig, als bis Eduard ihr die ausdrückliche Versicherung gab, daß seine Fatme in das Reich ihrer Suleika's und Leila's gehöre.

Aber wie kamen Sie zu dem Pantoffel?

Ganz einfach, Mary: eine der fliehenden Kadinen, denn sie flohen alle, verlor ihn auf der Flucht, und ich habe ihn aufgelesen.

Eduard, sagte Mary nach einigem Nachdenken, Sie sind ein verständiger Mann, und Sie werden mich in der Ehe auf das zweckmäßigste zu maltraitiren wissen.

Das hoffe ich, antwortete er, indem er sie auf die Stirn küßte. Aber zum Andenken daran, daß ich so früh anfangen mußte, wollen wir den Pantoffel unter einer Glasglocke aufbewahren und in

Ihrem Boudoir aufstellen. Mit seinen Gold- und Perlenstickereien auf weichem Sammtgrunde ist er ohnehin mehr als jeder europäische Pantoffel das Symbol weiblicher Launen.

Aber wann kehren wir nach Europa zurück? Ich habe die Türkei satt.

Sobald, antwortete Eduard mit diplomatischem Ernst, sobald die Wahrheit des Tansimats und die Freiheit der Donau-Mündungen gesichert sind.

Offenherzig gestanden, kümmern mich diese Dinge nur sehr wenig, versicherte Mary.

Theure Mary, Sie sind eine echte Engländerin!

Abdallah.

Der Leser erinnert sich noch des schaurigen Ereignisses, das sich im August 1854 auf einer der Donau-Inseln bei Giurgewo zugetragen. Die Baschi-Bozuks, aufgefordert, von ihren Pferden zu steigen und ihre Waffen abzulegen, d. i. sich von ihrem liebsten, fast einzigen Eigenthume zu trennen, um sich in die Reihen der regulären Miliz einfügen zu lassen, weigerten sich, dem Befehle zu gehorchen, wurden umzingelt und zum großen Theile massacrirt: man wollte sie unschädlich machen, nachdem man sie

allem Elend ausgesetzt und zu Räubern gemacht, man wollte sie strafen, nachdem man sie zu Verbrechen gezwungen hatte. Wir, nämlich die kleine Gesellschaft europäischer Reisenden, die den Sommer hindurch den Krieg an der Donau als bloße Zuschauer mitgemacht hatten, wir erfuhren dieses blutige Ereigniß während unseres Aufenthaltes in Bucharest. Neben dem Schauer, den uns diese grausame und ungerechtfertigte That einflößte, berührte sie uns noch gewisser Maßen persönlich, denn es hieß, daß auch Abdallah, der Kurden-Häuptling, unser lieber Freund und Bekannter, auf der Wahlstatt geblieben sei. Unter dem ganzen romantischen Gesindel, das der Osten und Süden zur Vertheidigung des Glaubens auf den Aufruf des Padischah über die Balkan-Halbinsel ausgegossen, war Abdallah gewiß die romantischste Gestalt. In seiner Horde war er der schönste Mann; er ritt das schönste Pferd, trug die schönste Tracht und die schönsten Waffen, und er hatte gewiß unter allen seinen Stammgenossen das schönste Herz und den besten Kopf. Wir lernten ihn in Schumla, im Hause des Dr. A . . aus Frankfurt a. d. O. kennen, unter dessen Veranda wir uns des Abends zu versammeln pflegten. Das Haus des Doctors stand unweit des Hospitals, in einer Ecke

des großen, unbebauten Platzes, in dessen Mitte sich die Zelte eines kleinen Kurden-Lagers erhoben. Abdallah war das Haupt dieses Lagers. Sobald er in der Veranda Licht erblickte, kam er heran, grüßte freundlich und setzte sich mit seinem Tschibuk auf den Boden. Sprachen wir Deutsch oder eine andere europäische Sprache, dann suchte er, schweigend, aus unseren Mienen den Gegenstand unseres Gespräches zu errathen, und er setzte uns bei solchen Gelegenheiten durch seinen Scharfsinn oft in Erstaunen. Interessanter aber war er, wenn er sich mit Hülfe des Doctors, der vortrefflich Arabisch sprach und den Dolmetscher machte, am Gespräche betheiligen konnte. Da kamen Worte und Gedanken zum Vorschein, die wir von einem Kurden-Häuptling nicht erwartet hätten, die des gebildetsten und humansten Menschen würdig gewesen wären und doch immer den Stempel des Ostens trugen. Einmal, als eben vom Kriege die Rede war, sagte er: „Allah wirft die Völker von einem Lande ins andere, wie der Worfler den Weizen von einem Orte der Tenne auf den anderen. Die besten Körner fallen in die ersten Reihen, die Spreu fliegt im Winde, das Getreide wird gereinigt: das ist der Krieg." Und ein anderes Mal, da von der Verschiedenheit der Religionen gesprochen wurde,

sagte er: „Alle Religionen sind Eine und dieselbe Religion. Sie wird nur auf verschiedenem Boden, unter verschiedenen Himmelsstrichen verschieden, wie eine Pflanze sich auch ändert." — Weniger als diese Ansichten fiel uns sein Haß gegen die Türken auf, denn diesen theilen die Kurden mit den Arabern, und er hat sich bei den ersteren seit dem letzten Kriege noch gesteigert. Abdallah versicherte uns zu wiederholten Malen, daß ihm der Umgang mit den Osmanlis einen wahren Ekel einflöße und daß er jeden Franken dem türkischen Moslem vorziehe.

Als wir in Bucharest den Tod Abdallah's erfuhren, rief unser englischer Freund: „Bei Gott, der Orient hat seinen größten Philosophen verloren!" und Madame de P . . ., eine ehemalige Kunstreiterin aus dem pariser Hippodrom, welche dem Hauptquartier in Männerkleidung und als türkischer Lieutenant folgte, hätte in Abdallah gern den schönsten Mann des Orients und Occidents beweint, wenn nicht ihr letzter, erst zweitägiger Liebhaber und Zeltgenosse zugegen gewesen wäre. Doch konnte sie sich nicht enthalten, ihre elegischen Gefühle in einem seufzenden „Pauvre chat!" zusammenzufassen.

Diese Nekrologe waren überflüssig, denn die Nachricht vom Tode Abdallah's war, wie ich vor

wenigen Tagen hier in Stambul erfuhr, falsch. Abdallah entging dem Blutbade von Giurgewo. Zwar an Stirn und rechtem Arm verwundet, brach er doch, die Lanze in der einen, die Pistole in der anderen Hand, durch die umzingelnden Reihen der türkischen Soldaten und entkam, Dank den Gazellen-Beinen seines arabischen Schlachtrosses. Er wurde verfolgt, aber wie ein Pfeil flog er durch die Besatzungen der Erdwerke von Slobozia und über die neue Brücke nach Rustschuk, in dessen Häuser-Labyrinthe er dem Auge seiner Verfolger entschwand. Er rannte durch das Gedränge des Bazars, durch das Stadtthor, über die Zugbrücke, eine Schreckensgestalt für alle, die ihn sahen; denn von seiner Stirn, aus seiner Armwunde floß das Blut in Strömen und blieb in seinem schwarzen Barte, an seinem weißen Mantel in großen Flecken hangen. Ohne zu wissen, wohin, nur durch einen unbestimmten Instinct geleitet, sprengte er immer weiter, den Berg hinan, weiter über die Haide, durch das wilde Thal des Ak-Lom, vorbei an den freundlichen Karawanseraien, im Dunkel der Nacht durch Rasgrad, immer weiter, bis er bei Morgengrauen in den Lagern der Baschi-Bozuks vor Schumla Halt machte.

Die wilden Gestalten sprangen auf von ihren

Teppichen und Matten, umringten ihn in dichten Haufen und bestürmten ihn mit Fragen. Abdallah erzählte ihnen von der Höhe seines Sattels herab, was in Giurgewo vorgefallen, und sie erhoben ein fürchterliches Geschrei, sie nannten Omer Pascha einen Giaur und Moskow, sie lästerten den Padischah und verfluchten den ganzen Stamm Osman's. Aber als Abdallah sie aufforderte, zu Pferde zu steigen, ihre Waffen zu ergreifen, um ihre Brüder zu rächen und von sich selbst ein gleiches Schicksal abzuwehren, da wurden sie schweigsam, und Einzelne schlichen in ihre Zelte zurück. „Wir vermögen nichts gegen den neuen Krieg!" sagten die Einen, und die Anderen riefen: „Es steht so geschrieben!"

„Hunde, Söhne von Hunden!" schrie Abdallah und wandte sein Pferd. Bei einer Fontaine stieg er ab und dachte zum ersten Male an seine Wunden. Er wusch sie mit frischem Wasser, nahm dann das braun- und gelbseidene Tuch aus Bagdad vom Kopfe, zerriß es in zwei Stücke und band das eine um die Stirn, das andere um den Arm. Er hielt in Schumla nur so lange, als nöthig war, um sein Pferd zu füttern und ausruhen zu lassen; dann, mit einigen Lebensmitteln ausgerüstet, ritt er weiter, den Schluchten und Päßen des Balkan zu.

So ging es tagelang durch die wilden Thäler, über die luftigen Berge, die öden Hochebenen, obwohl seine Wunden brannten, das Blut unter den schlechten Verbänden hervorrieselte und seine Kräfte von Stunde zu Stunde abnahmen. Abseits vom Wege, hinter Gebüschen oder Felsen bemerkte er wohl von Zeit zu Zeit Gruppen jener Baschi-Bozuks, die sich längst in die Gebirge zurückgezogen hatten, um sich auf Kosten der armen Dörfer und der vorbeiziehenden Reisenden zu ernähren, aber er verschmähte es, sie um Hülfe anzusprechen oder sie nach den gemachten Erfahrungen zur Rächung ihrer Brüder aufzufordern. Selbst wenn sie an ihn herankamen und ihm Hülfe und Brod und Wasser anboten, wies er sie zurück. So kam er, elend und erschöpft, am südlichen Fuße des Balkan an, in jener Gegend, die im Sommer schöner als die Gärten des alten Schiras in Rosenschimmer prangt, überdeckt von betäubendem Rosenduft. Denn hier fangen die weiten Rosenfelder an, die Millionen und Millionen Blumenköniginnen tragen, deren Blut das berühmte Rosenöl ist. Wie um die Sage des Morgenlandes von der Liebe Bülbüls wahr zu machen, nisten in den Büschen ringsum zahllose Nachtigallen, die zum Dufte dieser schönen Welt ihre Lieder und melodischen Seuf-

zer mischen. Als Abdallah kam, war es schon stille in dieser Gegend; nur hier und da hing noch ein verwelktes Rosenblatt am Zweige, und die Nachtigallen waren verstummt; Duft und Leben der Rosen waren bereits in die gewaltigen Flaschen gebannt, die man in der großen Rosenöl-Niederlage von Antoniadi, Kiefer und Comp. zu Stambul sehen kann. Aber Abdallah hätte auch den herrlichsten Frühling übersehen, seine Sinne schwanden, und schon halb bewußtlos lenkte er sein Pferd vom Wege ab, einem weißen Schiftlik (Meierei, Wirthschaft) zu, den er nur noch wie im Nebel sah.

Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, fand er sich auf einem weichen Lager von Schaffellen, unter der Pflege eines Franken und eines jungen holdseligen Mädchens. Der Franke, ein alter Pole und Flüchtling vom Jahre Dreißig, hatte ihn bewußtlos an der Schwelle seines Hauses gefunden und ihn barmherzig bei sich aufgenommen. Abdallah's Wunden waren sorgfältig verbunden, und er fühlte sich unter der Obhut des alten Sarmaten mit dem weißen Schnurrbart, und der jungen Sarmatin, seiner Tochter mit den großen dunklen Augen, unendlich wohl, obgleich die Wunden heißer brannten als zuvor und ein arges Fieber seinen Leib schüttelte.

Viele Tage vergingen, und in diesen vielen Tagen — wir wollen keine Liebesgeschichte erzählen, darum sagen wir es kurz — in diesen vielen Tagen verliebte sich der Kurden-Häuptling in die schöne Polin. Es wird Jedermann so leicht, sich in eine Polin zu verlieben, um wie viel leichter wird es einem heißen Wüstensohne, der von europäischer „Flirtation“ nichts weiß. Er fragte sie kurz und gut, ob sie nicht mit ihm nach Kurdistan gehen und sein Weib werden wollte, und den Vater fragte er nach dem Preise, obwohl es in seinem Lande Sitte ist, sich seine Braut zu rauben und nichts zu bezahlen. Natalie lächelte und hatte keine Lust, ihre Herrschaft vielleicht mit noch zwei oder drei anderen Frauen zu theilen — um so weniger Lust, als ihr der schöne, schwarzäugige, blasse Abdallah mit der Geiernase und mit seinen schönen Sprüchen in der That sehr gefiel. Aber es kam ein Ereigniß dazwischen, welches das Gefühl der Polin für Abdallah schnell und bedeutend steigerte.

Obwohl er noch mit verbundener Stirn und verbundenen Armen auf den Schaffellen lag, sprang er doch eines Morgens, als er in nächster Nähe des Hauses Flintenschüsse knallen hörte, wie der Löwe von Kurdistan vom Lager auf, ergriff seine lange

Flinte und seinen Yatagan und eilte vors Haus. Im Innern des Hofes an der Hofmauer stand zitternd der bulgarische Diener des Hauses, unfähig, seine Büchse zur Höhe der übrigens niedrigen Mauer zu erheben; aber stramm und ruhig stand der alte Pole da, einen Flintenschuß nach dem anderen über die Mauer sendend. Von außen flogen die Kugeln pfeifend herein, dicht an den Ohren des Polen vorbei und in die weiße Mauer des Hauses. Abdallah sah bald, daß es sich hier um einen Räuberüberfall handelte; denn vor dem Hofe sprengten auf ihren Pferden einige der marodirenden Baschi-Bozuks aus dem Balkan hin nnd her, während andere über die Mauer zu klimmen trachteten. Diesen warf sich Abdallah entgegen. Mit unglaublicher Schnelligkeit hieb er mit seinem Yatagan Einen nach dem Andern auf den Kopf, daß sie blutig zurücktaumelten. Dann sprang er auf die Mauer, zielte lange und schoß einen der Reiter aus dem Sattel. Die Baschi-Bozuks erhoben ein wildes Geschrei, dem Abdallah mit kurdistanischen Flüchen antwortete. Jetzt schien es, als ob ihn Einige aus der Bande erkannt hätten, denn sie stutzten einen Augenblick und sprengten, da Abdallah die Hofthür öffnete und zu ihnen hinausstürzen wollte, in möglichster Eile auf und davon.

Ich wäre der Ueberzahl erlegen, sagte der Pole, indem er Abdallah's Hand ergriff; du hast uns gerettet!

Wie du mich! antwortete Abdallah.

Dieses Ereigniß befestigte die Freundschaft zwischen den drei Bewohnern des Schiftlik, und als nun Abdallah, gänzlich geheilt, weiter ziehen sollte, beredete er seine Wirthe, ihn bis Stambul zu begleiten. Dies war ihm um so leichter, als der Pole schon beschlossen, den Schiftlik, den er nur in Pacht hatte, vor dem Winter zu verlassen. Dieser Ueberfall der Baschi-Bozuks war schon der dritte gewesen, und der Pole besorgte mit Recht, daß mit Eintritt der schlechten Jahreszeit die Ausfälle der Räuber aus dem nahen Balkan häufiger, die Gegend noch unsicherer werden könnte.

Die letzten Tage des October sahen den Polen, Natalien und Abdallah in Stambul. Abdallah konnte sich nicht entschließen, hier seine Freunde zu verlassen. Während der ganzen Zeit der Reise und ihres Aufenthaltes in Stambul fuhr er fort, Natalien zu bestürmen. Er bat und drohte, er schrie und weinte vor ihr, ein rasender Roland; sie weinte und jammerte mit ihm, aber die fromme Polin glaubte es von ihrer Religion geboten, Nein zu sagen.

Eines Tages, da Abdallah durch die Straßen

Stambuls geht, bemerkt er einen Mann in dunkler Tracht, der sich tief und ehrerbietig vor ihm verneigt, und er erkennt in ihm einen nestorianischeu Priester aus seiner Heimat am Euphrat. Abdallah ist erfreut, einen Mann aus der fernen Heimat zu sehen. Auf die Frage, was ihn nach Stambul geführt, antwortet der Nestorianer nur ausweichend und in sichtbarer Verlegenheit. Doch weiß Abdallah, bei welchen Gelegenheiten und zu welchen Zwecken schon früher oft Nestorianer und Jessiden, die beiden verfolgten Secten am Euphrat, Abgesandte nach Stambul geschickt haben, und nach einigen Fragen ist ihm auch die Sendung Chawal's, so hieß der Priester, kein Räthsel mehr. Die Nestorianer haben gehört, daß jetzt für die Christen eine gute Zeit gekommen sei, daß Franzosen und Engländer den Rajahs Rechte und Sicherheit verschaffen, und sie wollen in ihrem entfernten Winkel nicht vergessen sein, wollen der Gunst der Zeiten theilhaftig werden — was sie aber vor Allem wollen, ist Schutz und Sicherheit vor den räuberischen Kurden. Zur Hälfte sagt das der Nestorianer, zur Hälfte erräth es der Kurde.

Abdallah schießt ein Gedanke durch den Kopf. Chawal, sagt er, der Arm der Franken reicht nicht bis in unsere Berge, und daß uns der Türke keine

Gesetze vorschreiben kann, haben wir bewiesen. Wenn ihr Sicherheit haben wollt, könnt ihr sie nur von den Kurden selbst erlangen, und wenn du thun willst, um was ich dich bitten werde, so schwöre ich dir bei Allah und seinem Paradiese, daß ihr ruhig unter uns leben sollt.

Chawal hört ihn mit Freude und verspricht ihm, zu thun, was thunlich ist. Abdallah, der es längst wußte, daß an Nataliens Widerstande nur ihre religiösen Gefühle schuld seien, will sie nun durch eben diese Gefühle zum Nachgeben bewegen. Einem christlichen Priester, hofft er, wird sie nicht widerstehen. Er macht vor Chawal kein Hehl aus seiner Liebe, und er fordert ihn auf, hinzugehen und der Christin zu sagen, daß sie der Schutzengel ihrer christlichen Brüder am Euphrat werden, daß sie sich ihren Segen und den Segen Gottes verdienen kann; daß sie ein gottgefälliges Werk thue, wenn sie den Bitten Abdallah's nachgebe — daß ihm aber ihre fernere Weigerung ein Beweis des tiefen Abscheues sein werde, den die Christen vor dem Moslem hegen, und daß ihre sämmtlichen Brüder am Euphrat die Strafe für diesen Abscheu empfinden sollen.

Chawal that, wie ihm gesagt ward, und er that es, wie es scheint, mit priesterlicher Geschicklichkeit;

vielleicht war es auch leichter, die Polin zu überreden, als sich der naive Sohn Kurdistans eingebildet. Genug, Natalie gab nach, nachdem Abdallah geschworen hatte, nie ein zweites Weib in sein Zelt zu führen und als Häuptling seine ganze Macht zum Schutze der Christen seines Landes anzuwenden.

Ende November ging die ganze Karawane, bestehend aus dem alten Polen, seiner Tochter, Abdallah, Chawal und ihren Dienern, über den Bosporus und verschwand spurlos im Innern Asiens. Erst in diesem Monate März erhielt man hier in Stambul ein Lebenszeichen von den Verschwundenen. Es kam ein Brief des alten Polen an einen seiner Landsleute, welcher Einzelnes über den Kurden-Aufstand enthielt und dem Schreiber dieser Zeilen mitgetheilt wurde. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich die ganze Geschichte und dazu, daß sich Natalie im schwarzen Zelte ganz wohl befinde, und endlich, daß Abdallah in seiner Heimat geneigtere Ohren und Herzen gefunden als in Schumla, daß er als einer der Haupturheber des kurdischen Aufstandes zu betrachten und an der Spitze mehrerer Horden stehe. Omer Pascha hat wohl nicht geglaubt, daß sich das aus seiner That entwickeln, daß der auf der Donau-Insel ausgestreute Same am Euphrat aufgehen werde.



89044673598
044673598a







